

Biblioteka
U.M.K.
Toruń

81331
I

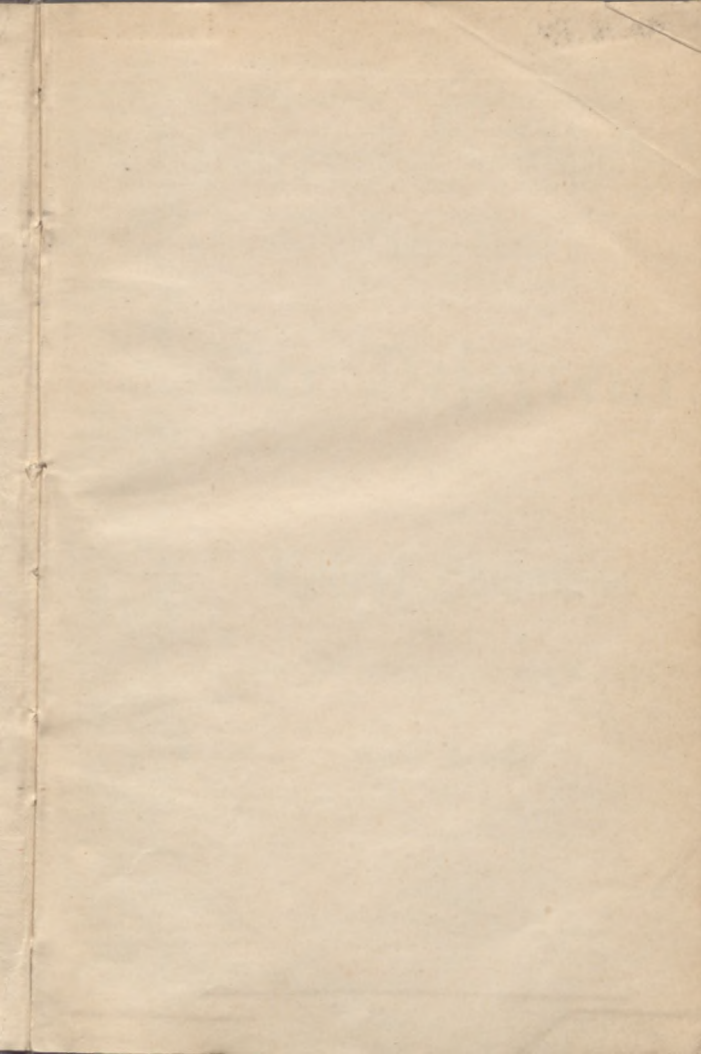
Buchanan,
Deserteur.

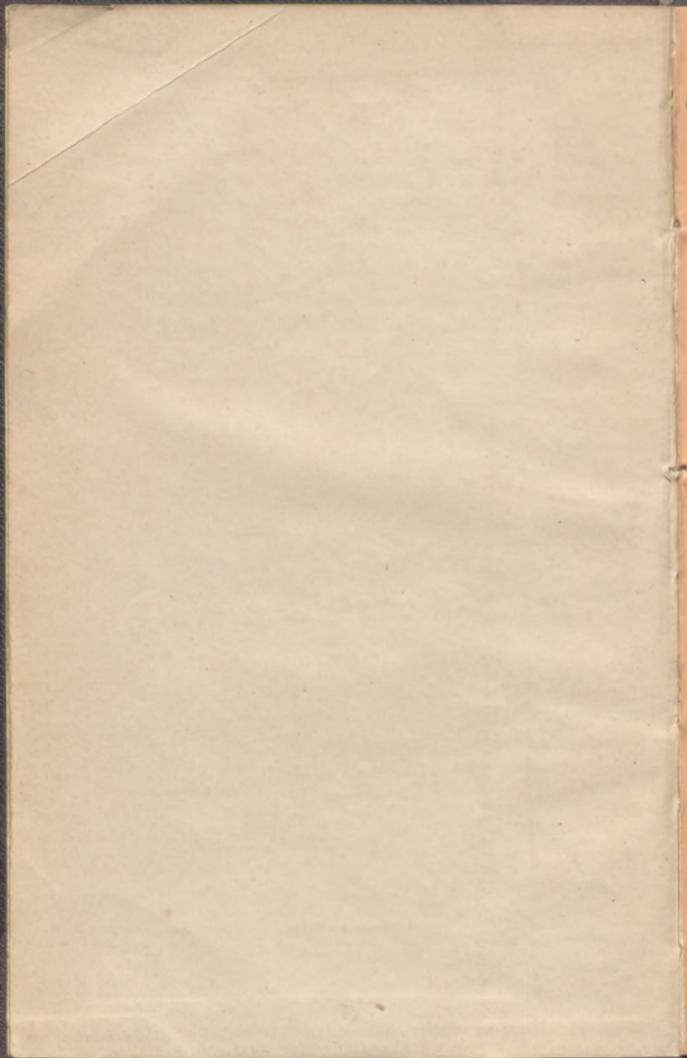
394

943

30.10.1947

Zg 973





80 Pfennig.

0.96 A.-B.

Universal-Bibliothek

4345-4348

Der Deserteur.

Roman

von

Robert Buchanan.

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

von

Berta Katscher.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

Jeder Band ist
für 20 Pfennig
einzeln käuflich

Philipp Reclam's

Universal-Bibliothek.

Bis Oktober 1902 sind 4350 Nummern erschienen.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. — Preis: 20 Pfennig die Nummer.

Ein vollständiges Verzeichnis ist durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Neueste Erscheinungen:

321. **E. Kraemmer**, Väter der Stadt. Norwegische Kleinstadtgeschichten. Autorisierte Übersetzung von Ch. Feldmann.
322. **Dr. Heinr. v. Lenk**, Die Geschichte Transvaals von der Gründung des Staates bis zur Wahl des Präsidenten Paul Krüger. 1852—1883. Erstes Bändchen: Bis zur Annexion durch England 1877/80.
323. **G. Verdi**, Der Troubadour. Opernbücher 51. Band.
- 324—26. **Jean Rameau**, Die Hexe. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Henriette Dévidé.
327. **Antonie Andrea**, Aus dem Frauenleben. Erzählungen.
328. **Wilh. Marsano**, Die Helden. Lustspiel in einem Aufzug. Herausgegeben u. durchgesehen von C. Friedr. Wittmann.
329. **Euf. v. Adlersfeld-Ballesbrenn**, Halali. Der Fall Stachelberg. Zwei Kriminalnovellen.
330. **Dichter-Biographien**. 8. Band. Nikolaus Lenau. Von Rud. v. Gottschall. Mit Lenaus Bildnis. Geb. 60 Pf.
- 331—34. **Claire von Glümer**, Dönninghausen. Roman.
335. **Multatuli (E. D. Decker)**, Kleine Erzählungen und Skizzen. Aus dem Holländischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Paul Rache.
336. **Matthäus Stegmeyer**, Kochus Pumpernickel. Musikalisches Duodlibet in drei Aufzügen. Musik arrangiert von Schwanenthal. Mit einer Einleitung v. Eugen Friedrich Höfler. Herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann.
4337. **Leo von Torn**, Offiziergeschichten. Humoresken. 2. Band.
4338. **Ernst v. Wolzogen**, Ein unbeschriebenes Blatt. Lustspiel in 6 Aufzügen. Bühneneinrichtung.
- 4339/40. **Johann Friedrich Herbar**, Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben v. Dr. Theodor Frissh. Geb. 80 Pf.
- 4341/42. **Melchior Meyr**, Die Lehrerbraut. Erzählung aus dem Ries.
4343. **Christian Reuter**, Schelmuffst wahrhaftige, kuriose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande. Humoristischer Roman neu bearbeit. u. eingeleit. v. Karl Pauni. Geb. 60 Pf.
4344. **Carl Grube**, Dr. Ritter a. Chicago. Lustspiel in einem Aufzug.
- 4345—48. **Robert Buchanan**, Der Deserteur. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Engl. v. Berta Katsch.
4349. **Friedrich Halm**, Camoens. Dramatisches Gedicht in einem Aufzug. Durchgearbeitet und herausgegeben von C. Friedrich Wittmann.
4350. **Luise Westkirch**, Die Basis der Pyramide. — Der rote Charakter. Zwei Erzählungen.

Einband-Decken

in Ganzleinen zur Universal-Bibliothek (dieselben wie zu Reclam's Miniatúrausgaben) ohne Titelbruck ist

9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 u. 42 Bogen, sind, pr. Stück 30 Pf., durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

33229

+

Der Deserteur.

Roman

von

Robert Buchanan.

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

von

Berta Katscher.

Leipzig. [1902]

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

1917:815

Der Dechant



81,331

5

Erstes Kapitel.

Im Sonnenschein.

„Kohan! Kohan! hörst du mich nicht? Es ist Zeit zum Gehen. Komm, komm! Es ängstigt mich, zu dir hinabzuschauen. Willst du noch nicht heraufkommen, Kohan?“

Die Stimme der Ruserin verliert sich in dem Meeresbrausen, das unten die blaue Leere erfüllt, sie verhallt in dem ohrverwirrenden Flügelrauschen und in dem geschäftigen Ge-
piepse der zahllosen neugeborenen Schnäbel. Während sich das schwindelig gewordene Mädchen zurückzieht, der Boden unter ihren Füßen zu schwinden droht und die Klippen sich wie ein Riesenrad zu drehen scheinen, ertönt von unten herauf ein menschlicher Ruf, klar, aber doch entfernt wie eine Stimme des Oceans, dessen Wellen sich an den tausend Fuß tiefen blutroten Granitfelsen brechen.

Die Sonne geht eben weit drüben über den Gewässern unter; sie sinkt mit ihren letzten goldigen Strahlen inmitten der geheimnisvollen Hesperiden der stillen Luft und ihr blendendes Licht kommt quer über die gläserne Fläche, bis es das schrammige, sturmzerwühlte Antlitz dieser Bretagner Klippen streift, jede Spalte und Nische derselben beleuchtend und belebend, das natürliche Rot ihrer Gipfel in Blut tauchend, das grobe Gras und die gelben Sternblumen in Smaragdäden und flimmernde Sterne verwandelnd und ihre stärksten Strahlen auf den nackten Steinfelsen herabsendend, der sich wie ein Riesenhorn vom Rande des Abgrundes erhebt und um welchen ein starkes Seil geschlungen und festgeknotet ist. Neben diesem Felsorn steht, vom hellsten Sonnenschein beleuchtet, ein junges Mädchen und ruft zu einem unsichtbaren Jemand in die Tiefe hinab. Das Sonnenlicht strahlt ihr voll ins Ge-

sicht und blendet sie, während die sanfte Seebrise ihre zwin-
fernden Augenlider küßt.

Man würde sie, wollte man nach ihrer sonngebräunten Haut urtheilen, für die Tochter irgend eines Zigeunerstammes halten. Aber solch dunkle Hautfarbe ist auch den keltischen Frauen der Bretagner Küste eigen; überdies sind ihre großen Augen nicht zigeuner-schwarz, sondern leuchtend-grau — von jener geheimnisvollen Farbe, die, wenn die Augen von Freude und Liebe besetzt sind, sanft wie der Himmel sein kann, jedoch dunkel wie der Tod, wenn Eifersucht und Zorn sie erfüllt. Wer lange in Augen wie diese blickt, dem enthüllen sie ungeahnte Tiefen der Leidenschaft, der Selbstbeherrschung und des Stolzes. Das Mädchen ist hochgewachsen und schlank, hat kleine Füße und Hände, so daß man es, wenn die Wangen weniger rosig, die Hände noch kleiner und der Gang weniger elastisch wäre, für eine Aristokratin halten könnte.

Vor genau achtzehn Jahren lief ihr Vater mit der größten Fischladung, die in jener Saison in dem kleinen Fischerdorfe gemacht worden war, in den Hafen ein, um zu finden, daß die Heilige Jungfrau sein Gebet endlich erhört und ihm nach vier kräftigen Söhnen ein Mägdelein beschert habe. Aus ihrem Antlitz leuchtet auch heute noch kindliche Unschuld, der Mund ist entzückend, ein leichter Trotz kräuselt die vollen, kirschroten Lippen ein wenig. Sie ist noch Kind und doch schon Weib — die Sonne beleuchtet an der ganzen Küste der Bretagne kein schöneres.

Gleich der bewußten Königin Bertha hielt sie einen Spinnrocken in der Hand, allein selbst das kostbarste königliche Gewand hätte sie nicht besser kleiden können als die zwar strenge, aber malerische Nationaltracht der Bretagner Bäuerinnen — die schlichte weiße Haube, der blaue Kittel mit der roten Borte, das niedliche, mit Blüten und Zweigen durchwebte Schürzchen, das nette, mit einem Rosenkranz und einer Medaille Unserer Lieben Frau geschmückte Leibchen und schließlich die eigentümlichen Holzschuhe („sabots“).

„Kohan, Kohan!“ ertönte ihre helle, vogelgleiche Stimme nochmals, verlor sich aber wieder in der blauen Leere unten.

Das Mädchen legte ihren Spinnrocken neben ein Paar „Sabots“ und einen breiten Filzhut, die bereits auf dem nächsten Steinblock lagerten, drückte ihr Gesicht flach an den Rand des Abgrundes, umklammerte mit einer Hand das an das Felshorn festgeknotete Seil und starrte in die Tiefe. Von der Mitte des Abgrundes herauf blickte ein lächelndes Antlitz zu ihr empor. Eine Minute lang sieht sie die an dem Seil zwischen Himmel und Erde schwebende Gestalt des Jünglings, die von einer fliegenden Wolke von Seebögeln umschwirrt wird, klar vor sich; sie sieht auch den weißen Strand tief unten, den milchweißen Rand des schimmernden, bewegungslosen Meeres, den glutroten Sonnenball, die wie in Blut getauchten Riffe. Dann dreht sich alles mit ihr im Kreise herum, sie schließt die Augen mit einem leisen Schrei. Ein von unten erschallendes helles Lachen beruhigt sie indes so sehr, daß sie sich ein Herz faßt und sich noch einmal vorbeugt.

Welche Tiefe! Von neuem erfaßt sie ein Schwindelanfall, aber plötzlich wird ihr Hirn klar und ihr Kopf ruhig. Sie erblickt jetzt alles deutlich: die rötlichen Riffe der Granitfelsen, zwischen denen sich die spielenden Wellen hindurchschlängeln und die zierlichen Wasserpflanzen bespülen; die einsame „Nadel von Gurlan,“ diesen ungeheuren Stein- und Kalkmonolith, der sich aus dem Meere erhebt und von unzähligen Seebögeln umschwirrt wird; die Felsen, auf denen große schwarzüchtige Möwen sitzen, die aus der Ferne wie weiße Motten aussehen und in die untergehende Sonne starren; Robben, die in den dunkeln grünen Buchtungen tief unten lustig herumschwimmen; das einsame rotbesegelte Fischerboot, das mit der Ebbe weit draußen im Meere dahinschwebt — all das sieht sie flüchtig wie in einem Zauberspiegel, aber es verschwindet ihr rasch und ihr Auge bleibt wie gebannt auf einem andern Bilde haften — einer schlanken, geschmeidigen Gestalt, die zwischen Himmel und Meer schwebt und mit Händen und

Füßen an dem glatten Felsen entlang klettert, um in den Nischen und Spalten nach Seebögeleiern zu suchen.

Kleine, wie Schaumflocken aussehende Seeschwalben umflattern den kühnen Eierdieb. Wie aus Kanonen geschossen, sausen die possierlichen kleinen Seepapageien aus ihrem Bau, den sie sich nach Kaninchenart in die Erde bohren, ehe sie ihre Eier legen, und segeln einige hundert Ellen weit, kehren dann um, schwirren bei den Ohren des Eindringlings im Kreise herum und schlüpfen wieder in ihren Bau zurück. Ein großer schwarzer Kormoran umkreist sein Haupt ebenfalls, aber ohne einen Laut von sich zu geben. Die Klippen rings um ihn her sind von unzähligen Seebögeln bevölkert, Millionen von kleinen Augen starren angstvoll in die feinen, die Luft ist von einem sinnbetäubenden Gezwitzcher und Geflatter erfüllt, das einen weniger geübten Klippenjäger auf der Stelle um den Verstand bringen würde. Von Zeit zu Zeit macht eine ihrer Eier beraubte, wild gewordene Vogelmutter den Versuch, ihm ins Gesicht zu flattern, aber eine Bewegung mit seinem Voglerstab schreckt sie zurück. Auch mancher zornige Seepapagei klammert sich an seine Finger, ein Büschel ausgerupfter Federn veranlaßt ihn jedoch schleunigst, kreischend in seinen Bau zurückzuschlüpfen.

Die Füße des Voglers sind naakt. Diesen Umstand benutzen die Vögel, um mit ihren Schnäbeln nach Gefallen daran zu picken; er antwortet ihnen mit frischem Lachen. Als ob es für ihn hier unten keinerlei Gefahr gäbe, oder als ob die Gefahr die Freude an dem Sport verzehnfachen würde, klettert er zwischen den Vorsprüngen umher. Es ist geradezu aufregend, ihn sich in dieser gähnenden Leere bewegen zu sehen, die brennende Sonne zu seinen Häupten, das flimmernde Meer zu seinen Füßen. Er ist barhaupt, dichtes, goldig schimmerndes Haar wallt ihm bis zur Schulter hinab, seine Augen haben, selbst wenn sie wie jetzt vor Freude blitzen, den seltsamen, schwärmerischen Blick des Königs der Tiere. Rohan hat die Gestalt eines Herkules, denn ist er nicht ein Owenfern?

Seit Menschengedenken stehen alle Owenferns sechs Fuß hoch in ihren „Sabots.“ Sein Löwenkopf sitzt auf mächtigen Schultern. Das dunkelblaue Hemd, dessen offener Kragen den kräftigen Hals frei läßt, die kurzen, an den Knien mit scharlachroten Bändern abgebundenen Beinkleider, die bunte, um die Hüften geschlungene Schärpe — alles trägt nur dazu bei, seine jugendlich-männliche Schönheit zu heben. Getreu seinem Berufe, hat er ein erdgraues Netz, das bereits mit Vogeleiern gefüllt ist, von seinem Gürtel herabhängen.

„Kohan, Kohan!“ ruft ihm das Mädchen abermals zu.

Er winkt ihr mit seinem Voglerstab hinauf, lächelt und macht sich an den Aufstieg.

„Ich komme, Marcelle!“

Mit atemloser Spannung beobachtet das Mädchen die affenartige Geschmeidigkeit, mit der er sich an dem unter seiner kräftigen Gestalt zitternden Seil emporarbeitet. Mit Händen und Füßen klettert er langsam aber sicher empor. Furcht oder Schwindel kennt er nicht, seine ruhigen blauen Augen blicken mit gleicher Kaltblütigkeit nach oben und nach unten, denn er kennt ja jeden Schritt dieses gefahrvollen Weges! In wenigen Augenblicken hat er den vorstehenden Gipfel des Felsens erreicht, umschlingt das Horn mit Händen und Knien und schwingt sich auf den grünen Rasen — dicht an die Seite des Mädchens. Er ist für die ihn umgebende Naturschönheit blind und sieht nur das liebliche, dunkle Mädchenantlitz und die leuchtenden Augen, die sich liebevoll in die seinen versenken.

„Warum bist du nur so waghalsig, Kohan?“ kispelt sie in ihrem weichen bretonischen Dialekt. „Wie, wenn das Seil risse, der Knoten nachgäbe oder dich ein Schwindel erfaßte? Gildas und Hoël sagen beide, daß du thöricht bist, denn die St. Gurlans-Spitze sei für einen Menschen nicht zu erklimmen!“

Zweites Kapitel.

Rohan und Marcelle.

An Orten umherzukriechen, die vor ihm noch kein menschlicher Fuß betreten, Klippen zu erklettern, auf denen man selbst Ziegen und Schafe nur selten sieht, geheime Verstecke zu erforschen, die sonst nur Habichten, Raben und schwarzen Bussarden bekannt sind, das bildete die Freude und das Vergnügen Rohans — eine Leidenschaft, die er mit den beflügelten, schwimmenden und kletternden Geschöpfen theilte. Er schwamm wie ein Fisch, kletterte wie eine Gemse und seine Freude wäre eine vollkommene gewesen, wenn er auch noch mit den Vögeln um die Wette hätte fliegen können.

Alle Bauern und Fischer des Dorfes Kromlair sind Klippenkletterer, aber keiner kann sich solch kühler, über alle Angst erhabener Waghalsigkeit rühmen wie Rohan Gwensfern, der an Stellen, wo die geübtesten Vogler auf allen vieren kriechen müssen, fast aufrecht dahinschreitet. Man glaube aber nicht, daß ihm noch keine Unfälle zugestoßen seien, allein sie hatten nur zur Folge, daß er noch waghalsiger wurde. Fast noch ein Kind, hütete er Schafe und Ziegen zwischen diesen unwirtlichen Klippen und die einsamen Höhlen wiederhallten von den Klängen seiner kleinen Schalmei. Allmählich machte er sich mit jedem Winkel dieser zerklüfteten, furchtbaren Klüfte bekannt, so daß er, als er zum Jüngling herangewachsen war und seine Kameraden auf ihren Fischzügen weit draußen in der offenen See begleitete, sich seine leidenschaftliche Liebe für die Klippen und Riffe bewahrte. Während andere Bursche in ihrer freien Zeit am Strande herumlungerten, sich in den Wirtshäusern göttlich thaten oder vor der Hausthüre ihre Netze flichteten, drang Rohan, mit einer brennenden Fackel in der Hand, wie ein Gespenst in stockfinstere Höhlen, wo die Robben ihre Zungen säugen, oder er schwamm nackt zu „Gurlans Nadel“ hinaus.

Selbst im strengsten Winter, wenn wild schäumende Wellen die Felsen in ihren Grundfesten erzittern machten, wenn die Meereserdbeben ihr Unwesen trieben, Klippe um Klippe sich lockerte und lawinengleich ins Meer stürzte — ja, im tollsten Sturm der tollsten Jahreszeit trieb sich Rohan zwischen seinen geliebten Klippen herum.

So wuchs in ihm Tag um Tag, Jahr um Jahr jene fürchterliche, zähe Liebe fürs Meer, welche die Bewohner der Städte für ein Vorrecht der Poeten halten. Liebt der Aekersmann nicht auch sein Feld, der Matrose das Schiff, auf dem er die Welt umsegelt? Rohan liebte das Meer mit einer unvergleichlich tieferen Leidenschaft, und es ist keine Übertreibung, zu behaupten, daß er sich elend gefühlt haben würde, wenn er auch nur einige Meilen landeinwärts hätte leben müssen. Daß er das Meer so liebte wie er es eben that, ohne jede Sentimentalität, ohne romantische Ideen, ohne zu posieren, mit einer elementaren, aus dem innersten Herzen kommenden Liebe, war nur natürlich, denn er hielt sich für ein Pflegekind des Meeres.

An dieser wilden Küste ist allerlei unheimlicher und schauerlicher Aberglaube heimisch. Groteske und schreckliche Legenden gehen von Mund zu Mund, darunter eine, welche etwas mehr als eine bloße Legende ist. Sie erzählt von den Gefahren und Leiden während eines heftigen Seesturmes und wie in einer Sommernacht der Fischer Raoul Gwensfern sein goldhaariges Söhnchen mit auf den großen Fischzug nahm. In jener Nacht erhob sich eine heftige, den armen Fischern und Schiffen Tod und Verderben bringende Windsbraut. Sie blies aus vollen Backen und trieb die Fischerboote wie Nußschalen vor sich her auf den berg hohen Wellen. Die entsetzten Insassen brüllten in ihrer Angst und Verzweiflung, und endlich, als alle Hoffnung verloren schien, kniete die Mannschaft dieses Fahrzeugs Seite an Seite in der tiefen Dunkelheit nieder und betete — wie sie es so oft in der kleinen Kapelle oben auf der Klippe zu thun pflegte — inbrünstig zu Unserer Lieben Frau von der

Sicherheit. Nicht minder inbrünstig als alle anderen betete das Knäblein. Inmitten der tiefsten Dunkelheit des brausenden und stürmischen Meeres leuchtete ein heller Schein, der für einen Augenblick die um das Boot tosenden Gewässer beruhigte. Das unschuldige Kindlein an Bord — und nur dieses allein — sah inmitten des geheimnißvollen hellen Scheins und über den Gewässern schwebend ganz deutlich das Gesicht und die Gestalt der Mutter Gottes — genau so wie sie in der kleinen Kapelle der Notre Dame de la Garde zu sehen ist.

Sei dem wie immer, der Sturm hörte auf und die kleine Flotte war gerettet. Als es zu dämmern begann und die Fischer des Bootes sich von ihrem Schreck einigermaßen erholt hatten, bemerkten sie, daß ein Mann an Bord fehlte. Das Kind rief nach seinem Vater, aber er antwortete nicht, denn der Ärmste war in der tiefen Dunkelheit von einer Sturzwelle weggewaschen worden. Um den verlorenen Vater jammernnd, erzählte das Kind, was es in der Stunde des Gebets über den Wassern gesehen habe. Ob es eine wirkliche Vision gewesen oder ein von der Erinnerung an das Bild der Mutter Gottes, das ihm stets so sehr gefallen, angeregtes Phantasiegebilde eines lebhaften Kindes, wer könnte das sagen? Aber an jenem Tage warf sich die vaterlose Waise verzweifelnd in die Arme der Mutter und hatte seither keinen anderen Vater mehr als das allgewaltige, grausame und doch so herrliche Meer!

Die Mutter, jetzt eine arme Witwe, wohnte am äußersten Ende des Dorfes in einem Steinhäuschen, welches unter der Höhlung einer Klippe stand. Ihr Sohn, ihr einziges Kind, das Kind ihrer Gebete und Thränen, das sie der besonderen Fürsprache der Madonna und der heiligen Elisabeth verdankt hatte, wurde immer schöner und schöner, je mehr er sich dem Mannesalter näherte. Von seinem Gesichte ging ein Leuchten aus, das seine Mutter insgeheim der himmlischen Erscheinung zuschrieb.

Solche Wundermären verbreiten sich mit Windeseile. Diese

eine kam auch dem alten Ortspriester zu Ohren, und er beehrte sich, das Kind zu besuchen. Da er etwas von Phrenologie verstand, untersuchte er das Köpfchen und erklärte sich davon sehr befriedigt. Der liebe Gott läßt nicht alle Tage Wunder geschehen; diese Gelegenheit war zu gut, um sie unbenützt vorübergehen zu lassen. Der Curé, in seiner Art ein tüchtiger und gelehrter Mann, machte der Mutter einen Vorschlag, der sie veranlaßte, Freudenthränen zu vergießen und zu erklären, daß die heilige Elisabeth wirklich ihre Beschützerin sein müsse. Er wünschte nämlich, Rohan in die heiligen Wissenschaften einzuweihen, damit er zu gegebener Zeit ein Priester Gottes werde. Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen. Der Knabe mußte seinen geliebten Klippen, wo er die Ziegen hütete, lebewohl sagen und ins Haus des Geistlichen ziehen. Anfänglich gefiel ihm diese Veränderung sehr gut. Er lernte lesen, schreiben, etwas Latein und Griechisch. Er war ein aufgeweckter, williger Junge, der an den kältesten und finstern Wintermorgen, ohne zu brummen, aufstand, um dem Curé bei der Frühmesse zu assistieren. Anderseits entwickelte er jedoch eine geradezu fabelhafte Fähigkeit zur Trägheit und zum Spielen. Je älter er wurde, desto weniger vermochte er seine Neigungen zu unterdrücken. Er pflegte sich in seinem Fischerboote auf die offene See hinauszustehlen oder den ganzen Tag zwischen den Klippen herumzustrreifen oder einen Sommernachmittag am Strande zuzubringen, abwechselnd badend oder nach kleinen Krabben und Garneelen suchend. Wenn man ihn am nötigsten brauchte, konnte man ihn oft nirgends finden. Eines Tages brachte man ihn mit gebrochenem Schlüsselbein nach Hause — er hatte sich vergeblich bemüht, ein Rabennest auszuheben. Zwei- oder dreimal wäre er beinahe ertrunken.

All dies hätte der gute Priester noch dulden können, aber allmählich nahm Junker Rohan eine Art an, Fragen zu stellen, die dem Geistlichen unbequem wurde. Man lebte damals noch in den von der Revolution gezeitigten Ideen. Obgleich

aus dem Königtum ein Kaisertum geworden war und obgleich die furchtbaren Ideen von 1793 kaum bis Kromlaix gedrungen waren, schwirren doch seltsame Gedanken durch die Luft. Der kleine Meßgehilfe schwelgte in geheimer Lektüre, seine Augen öffneten sich, seine Zunge schwatzte gefährliche Dinge, und der gute Pfarrer entdeckte zu seinem Entsetzen, daß das Kind allzu aufgeweckt sei.

Als endlich die Zeit herannahte, da Rohan das Dorf verlassen sollte, um seine Studien fortzusetzen, lehnte er sich mit aller Kraft dagegen auf. Er erklärte mit Bestimmtheit, durchaus kein Priester werden zu wollen! Das war ein schwerer Schlag für seine Mutter und eine Zeitlang empfand sie sogar eine gewisse Bitterkeit gegen den Knaben. Zu ihrem größten Erstaunen jedoch stellte sich der Pfarrer auf die Seite des Abtrünnigen.

„Nur ruhig Blut, Mütterchen!“ sagte er ernst. „Es taugt nichts, den Jungen zu einem Beruf zu zwingen, der gegen seine Neigungen ist. Das Leben eines Priesters ist im besten Falle ein sehr hartes. Das Priestertum ist ja ganz gut, aber es giebt auch bessere Wege, um Gott zu dienen.“

Rohans Herz hüpfte vor Freude, die Witwe aber rief zweifelnd: „Bessere Wege? Ach nein, Herr Pfarrer!“

„Doch, doch!“ beharrte Hochwürden. „Gottes Wille ist immer das beste; besser ein guter Seiler als ein schlechter Priester, liebe Frau.“

Der Knabe kehrte nach Hause zurück. In Wirklichkeit war der Priester froh, ihn los geworden zu sein, denn er hatte die Überzeugung gewonnen, daß der Knabe nicht aus einem Stoff gebildet sei, aus dem heilige Männer gemacht werden; früher oder später würde er doch aus der Kutte gesprungen sein. Überdies fand der fromme Herr bald einen besseren Ersatz, so daß er die Enttäuschung und den Ärger rasch vergaß.

Rohan nahm mit dem Entzücken eines befreiten Vogels seine alte Lebensweise wieder auf. Er überzeugte auch seine Mutter, daß sich alles zum besten gewendet habe, denn um

Priester zu werden, hätte er sie verlassen müssen, und wer hätte dann die Stelle des Vaters vertreten, wer wäre der Trost ihrer alten Tage geworden? Zwei Berufe haßte er und bei beiden wäre er für sie und für sein Heim verloren gewesen. Er wollte nicht Priester werden, weil ihm das Leben eines solchen nicht behagte und weil er dann überdies seine Cousine Marcelle nicht hätte heiraten können. Und er pries Gott und alle Heiligen dafür, daß er niemals Soldat werden konnte, weil er der einzige Sohn einer Witwe war.

Aber man zählte das Jahr 1813, und der große Kaiser bereitete einen großen Coup vor, durch welchen alle seine Feinde vernichtet werden sollten. Mancherlei Gerüchte gingen um, aber Bestimmtes wußte man noch nicht. In der Luft lag jene unheimliche Stille, die Stürmen und Erdbeben voranzugehen pflegt.

Hier unten in Kromlax freilich, diesem entferntesten und trostlosesten Winkel der Bretagner Küste, schien die Sonne und glitzerte das Meer, als ob es nie ein Moskau gegeben, als ob nie Helatomben von französischen Toten unter russischem Schnee vermodert wären, als ob das gemarterte Frankreich nie im geheimsten Herzenswinkel den Avatar verflucht hätte! Das Kriegsgeschrei wiederhallte weit und breit, aber Rohan beachtete es nicht. Das Glück macht egoistisch und Rohan war glücklich. Das Leben erschien ihm so süß! Es war ein Hochgenuß, zu atmen, zu sein, sich seiner Freiheit zu freuen, das Antlitz zur Sonne zu erheben, die Blicke übers unendliche Meer schweifen zu lassen, die vorbeigleitenden Segel oder den aufsteigenden Rauch aus den Schornsteinen des kleinen Fischerdorfes zu beobachten, den seltsamen Geschichten vom Bibouac und dem Schlachtfeld zu lauschen, die sein alter Onkel, ein bonapartistischer Feuerbrand, zu erzählen pflegte, Löwen- und Seepapageieneier zu suchen, in ruhigen Frühlingsnächten mit den Kameraden auf den Heringsfang ausziehen oder gar sich mit Marcelle am Strande zu tummeln, an ihrer Seite niederzuknieen, in ihre Augen zu blicken und

sie auf die frischen Wangen zu küssen! Welches Leben hätte besser, welches süßer sein können als dieses?!

Und Marcelle?

Sie ist das Kind von seiner Mutter Schwester und die einzige Nichte des seltsamen alten Korporals, bei dem sie nebst ihren vier erwachsenen, starken Brüdern lebt. Seit ihrer frühesten Kindheit sind die Geschwisterkinder gewöhnt, in aller Unschuld miteinander zu verkehren. Während die viel älteren Brüder die Gesellschaft der Kleinen nicht suchen, sondern in freien Stunden lieber anderen Mädchen nachgehen, findet man Rohan stets in ihrer Nähe. Er behandelt sie aufmerkamer und zärtlicher als irgend ein Bruder; liebt er doch ihre blitzenden Augen, ihr unter der Haube verstecktes schwarzes Haar, ihr sanftes Wesen und ihre zärtliche Bewunderung für ihn! Jahrelang war sie seine Spielkameradin, jetzt ist sie seine treue Begleiterin und bald soll sie seine Gattin werden. Freilich ist die Ehe unter so nahen Verwandten in der Bretagne fraglich. Man muß nämlich vom Bischof eine besondere Erlaubnis dazu erhalten. Übrigens haben die Leutchen noch nie ein Wort über ihre gegenseitige Liebe ausgetauscht. Wozu auch? Sie verstehen sich zweifellos auch so, denn die Liebe braucht der Worte nicht, sie hat Zeichen und Laute, die beredter sind. Sie haben bisher dem Gefühl der Freude, das sie in ihrer gegenseitigen Gesellschaft empfinden, noch keinen Namen verliehen. Sie erfreuen sich an einander, wie sie sich an der klaren, frischen Luft, an dem hellen Sonnenschein und dem blauen Himmelszelt erfreuen. Einer trinkt den Atem des andern, und sie sind glücklich.

Rohan erhebt sich vom Rasen, steht an der Seite des Mädchens und lauscht ihren sanften Vorwürfen. Was antwortet er ihr? Er nimmt ihr Gesichtchen in seine beiden Hände und küßt sie auf beide Wangen!

Sie lacht und errödet leicht; sie wäre tiefer errödet, wenn er sie auf die Lippen geküßt hätte.

Dann wendet er sich zu dem Granitblock, auf dem sein Hut und seine Holzschuhe liegen, und schlüpft in diese.

Die Abenddämmerung zieht über das Meer herauf. Die blutroten Riffe, der nasse Sand, die Wassertümpel zwischen den Klippen schimmern in immer matteren Farben; die Krähen eilen dem Festlande zu, die Seebögel suchen mit Getreisch ihre versteckten Nester auf; die Nachttaube flattert aus ihrem düstern Winkel empor und das Fischerboot dort unten gleitet über das dunkle glasige Meer dahin.

Rohan läßt seine Blicke über die stille Abendlandschaft schweifen. Er erkennt auf dem Deck des Luggers deutlich die Mannschaft, die barhaupt, mit zum Himmel emporgehobenen Blicken und gefalteten Händen, ihr Gebet verrichtet. Dort drüben, auf dem Gipfel der Klippen steht die kleine Kapelle Unserer Lieben Frau von der Sicherheit, dorthin wendet sich stets der letzte Blick der Fischer, die in die See hinausziehen, um bei Tag und Nacht Hilfe von der Heiligen zu ersehen, und dort haftet er dankbar, wenn sie mit Fischen beladen glücklich heimkehren.

„Gehen wir, Marcelle!“

Rohan greift mit einer Hand nach seinem Boglerhaken, windet das Seil um die andere und wendet sich, von seiner Begleiterin gefolgt, dem Gipfel der Klippe zu. Ein stark abgetretener Fußpfad führt zur Pforte der kleinen Kapelle, und diesen schreiten sie entlang. Sie sind noch nicht weit gegangen, als von einer der nächsten Klippen eine große weiße Ziege herabklettert, bei ihrem Anblick Halt macht und sie neugierig anstarrt. Sie scheint offenbar mit der Inspektion zufrieden zu sein, denn sie nähert sich ihnen mit allen Zeichen des Erkennens.

„Sieh doch, das ist ja Zannedit!“ ruft Marcelle.

Zannedit antwortet, indem sie näher tritt und ihren Kopf an dem Kittel des Mädchens reibt, sich dann zu Rohan wendet und ihr Kinn in dessen ausgestreckte Hand drückt.

„Was thust du hier, so weit vom Hause, Zannedit?“ fragt er lächelnd. „Du bist eine Herumstreicherin und wirfst dir noch eines Tages den Hals brechen! Es ist bald Schlafenszeit, Zannedit!“

Jannedik, das Eigentum seiner Mutter, ist eine Dame unter den Ziegen. Wie zu seinen, gehört es auch zu ihren liebsten Vergnügungen, zwischen den höchsten und steilsten Felsen herumzuklettern. Sie kennt die verstecktesten Winkel aller Höhlen und die saftigsten Weideplätze. Sie hat kluge große braune Augen und kommt wie ein Hund auf den Pfiff herbei. Sie läßt die Dorfkinde gutmütig auf ihrem Rücken reiten und ist im allgemeinen weit gelehriger und unterrichteter als die meisten ihres Stammes.

Während Rohan und Marcelle auf die Kapelle zuschreiten, folgt ihnen Jannedik, dann und wann stehen bleibend, um an besonders saftigem Grase zu knabbern. Als die beiden mit einer frommen Verbeugung eintreten, stutzt Jannedik einen Augenblick, macht dann meckernd kehrt und trottet langsam allein heimwärts, denn die Kapelle übt keine Anziehungskraft auf sie aus.

Das kleine Kirchlein steht auf der höchsten Klippe, wehrlos allen Unbilden des Wetters ausgesetzt. Es wurde von Matrosenhand erbaut und wird von den Matrosen und Fischern benützt, die mit großer Mühe und Plage das Baumaterial hinaufgeschafft haben. Die Thüre steht Tag und Nacht offen. Gegenwärtig sind Rohan und Marcelle die einzigen Besucher. Als sie sich dem Altar nähern, fallen durch das gemalte Glasfenster die letzten Sonnenstrahlen auf das Altarbild — ein recht primitives Gemälde, schiffbrüchige Matrosen darstellend, die ihre Augen zu der in den Wolken schwebenden Mutter Gottes emporrichten. In der Nähe des Altars steht die in bunte Seide gekleidete Gipsfigur der Heiligen Jungfrau, mit Blumenguirlanden, bunten Perlen, grellen Heiligenbildern, Wachskerzen und hölzernen Rosenkränzen behängt.

Marcelle bekreuzigt sich und kniet vor dem Altar nieder.

Rohan bleibt mit dem Hut in der Hand stehen und starrt die Mutter Gottes oben in den Wolken an. In der Kapelle wird es immer dunkler, über die vom Zahn der Zeit beschädigten Wände senken sich düstere Schatten herab, der letzte

Lichtschimmer gleitet über Marcelles gebeugtes Köpfchen und über die mächtige Gestalt Rohans.

Hier wohnt der Glaube und der Hauch des Friedens und der Liebe.

Friede und Liebe sei heute mit ihnen und mit der ganzen Welt! Wer weiß, was das Morgen bringen wird!

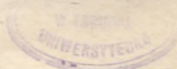
Drittes Kapitel.

Rohans Kathedrale.

Nicht weit von der kleinen Kapelle entfernt, jedoch unten am wilden Meeresstrand unter den Klippen, erhebt sich ein Dom, schöner als ihn Menschenhände erbauen könnten, umwölbt von einem ewig azurnen Dach, mit purpurnen, grünen, goldenen Wänden und einem echten Mosaikboden. Die Leute nennen den Haupteingang „das Thor des heiligen Gildas,“ aber die herrliche Kathedrale selbst hat weder einen Namen, noch Betende.

Bei niedrigem Wasserstand kann man trockenen Fußes durchs Thor schreiten, bei halber Flut muß man schon bis zum Kumpf durchs Wasser waten, bei dreiviertel und bei voller Flut kann nur ein tüchtiger Schwimmer und Taucher hineingelangen.

Zwei ungeheure rötliche Granitwände ragen aus den mächtigen Klippen empor und begegnen sich weit draußen am Rande des Meeres. Die Wellen haben deren unteres Ende in einem riesigen Bogen ausgehöhlt, der mit tropfendem Moos bekleidet ist. An jeder Seite erheben sich gewaltige Wände, von Wind und Wetter zu den phantasiösesten Nischen und Figuren umgeschnitzt. Diese Kathedrale hat zwar keine gemalten Fenster, dafür aber wird sie vom blauen, wolkenlosen Himmelszelt überdacht. Mattes, zur Andacht stimmendes Licht beleuchtet diesen feierlichen Ort und die von der Natur gebildeten steinernen Nachahmungen der verschiedensten mystischen



Gestalten, denen der Aberglaube Namen wie „Mit einer Bischofsmütze bekleideter Abt,“ „Mönch in der Kutte“ und verschiedener Heiligen verliehen hat. Der Boden ist mit grobem Kies und Tang bedeckt, da und dort erheben sich aus demselben wie geschnitzte Grabsteine aussehende Kiesensteinblöcke, auf denen in stiller Mitternacht Kobben sitzen und wie schwarze Totengespenster zum Mond hinausblicken.

Der Aberglaube hat die wahre Geschichte dieses Doms in eine Legende verwandelt. Nach dieser stand vor undenklichen Zeiten an dieser Stelle wirklich eine von Menschenhänden erbaute große Abtei, aber die Mönche waren lasterhaft und entweihten den heiligen Ort, den Namen Gottes. Aber Gott ist gut, und in seiner großen Gnade schickte er einen Heiligen Namens Gildas vom Himmel herab, um die Mönche zu ermahnen, ihr gotteslästerliches Treiben einzustellen oder der kommenden Strafe gewärtig zu sein. In einer furchtbar kalten Winternacht erreichte Gildas das Thor; seine Glieder waren ganz starr vor Frost, ihn hungerte und dürstete auch sehr; mit erfrorenen Fingern klopfte er ans Thor; aber die Mönche schwelgten und prasteten gerade und hörten das leise Klopfen nicht. Er klopfte noch einmal, diesmal hörten sie es; als sie aber sein müdes Antlitz, seine ärmliche Kleidung und seine nackten Füße sahen, wiesen sie ihm barsch die Thür. Gildas beschwor sie im Namen der Heiligen Jungfrau, ihm ein Obdach zu gewähren, und warnte sie vor dem Strafgericht Gottes; aber noch während er sprach, schlugen sie ihm das Thor vor der Nase zu. Der Heilige hob entriistet seine Hände gen Himmel, verfluchte die Abtei mitsamt ihren Insassen und befahl dem Meere, sich zu erheben und die Gottlosen zu töten. Obgleich das Meer damals noch viele Meilen von der Abtei entfernt war, erhob es sich, kam, vernichtete die Mönche, wusch das große Dach der Kathedrale hinweg und zerstörte diese. Zum Zeichen, daß sich all dies so zugegetragen, blieben die Grundfesten des Gebäudes bis zum heutigen Tage bestehen.

Wir sagten, die Kathedrale habe keine Betenden; doch nein, sie hatte deren zwei — Rohan und Marcelle. Wenige Tage nachdem sie zusammen in der kleinen Kapelle gestanden, finden wir sie auf einem Steinblock in der Kathedrale sitzen. Das Meer war vollkommen ruhig; nicht das kleinste Geriesel befeuchtete den Boden, und doch war er noch von der letzten Flut naß. Die tangbehangenen Granitblöcke glitzerten rosig im hellen Tageslichte. Das Pärchen blickte von seinem Sitze aus bewundernd nach oben. Was mochte es dort sehen? Den Altar.

Hoch oben erstreckten sich glatte Felswände, aber nahe über ihren Köpfen befand sich ein dicker Moosvorhang und über diesen rieselten, von geheimnisvollen Höhen kommend, kleine kristallhelle Wasserstrahlen, die sich an den weichen Moosfransen brachen und unzählige Perlen über den smaragdgrünen Vorhang streuten, kleine Wasserfälle von hellstem Silberfiligran bildeten oder wie flüssiges Gold auf dem dunklen Grunde blitzten, und auf dieser duftigen Masse von glitzernen Farben tanzten, hüpfen und schwebten flimmernde Lichter in allen Farben des Regenbogens. Etwa hundert Meter höher war das Gestein in phantastische Säulen und Architraven zerissen. Gerade über dem Altar war ein dunkler Fleck sichtbar, der aussah wie der Eingang zu einer Höhle.

„Sollten wir nicht schon gehen?“ bemerkte Marcelle plötzlich. „Bedenke, wenn die Flut uns hier überraschte — wie schrecklich! Hoël Grallon hat so seinen Tod gefunden.“

„Hoël Grallon war ein großer Dohse und hätte lieber betend vor seiner Hütte bleiben sollen!“ entgegnete Rohan lächelnd. Es war das selbstbewußte Lächeln der Kraft und geistigen Überlegenheit. „Meine Kathedrale hat zwei Ausgänge; wenn Nippflut ist und das Meer nicht rauh, kann man getrost hier unter dem Altar die Ebbe abwarten, denn die Flut wird nie so weit steigen. Ist es aber stürmisch und bläst es stark, klettert man einfach in das ‚Trou‘ hinauf“ — dabei deutete er auf den dunklen Fleck über seinem Haupte — „oder gar auf die Felsenspitze.“

Marcelle zuckte mit den Schultern: „Du hast gut reden! Kann denn jeder wie eine Gemse klettern? Noch dazu da hinauf auf die steile Klippe!“

„Bis zum Trou ist es wirklich ganz leicht; man hat Vorsprünge für die Füße und Nischen für die Hände.“

„Und wenn man schon hinaufkame, was dann? Das Trou sieht wie der Eingang zur Hölle aus, niemand würde es wagen, dort einzutreten,“ bemerkte Marcelle, sich bekreuzigend.

„Du irrst! Dort droben sieht es eher wie in einer stillen Kapelle aus. Es ist ganz trocken und angenehm; wenn man ein Licht hätte, könnte man oben ganz gemüthlich leben.“

„Dann ist es eine Höhle?“

„Zum Aufenthalt für eine kleine, niedliche Nixe wie geschaffen!“ entgegnete Rohan lachend.

„Ach, sag' das nicht!“ rief Marcelle, sich wieder rasch bekreuzigend. „Welch entsetzlicher Ort!“

„Er ist nicht entsetzlich! Ich würde ganz ruhig oben schlafen — so still und friedlich ist's! Wenn die blauen Tauben und die Fledermäuse, die die ganze Nacht ein und aus huschen, nicht wären, könnte man glauben, man liege zu Hause in seinem Bette.“

„Fledermäuse! Mich überläuft eine Gänsehaut!“ rief Marcelle mit Schaudern. Obgleich sie sonst ein mutiges Mädchen war, konnte sie den fast allen Frauen angeborenen Ekel vor allen kriechenden oder für unrein geltenden Geschöpfen nicht überwinden.

„Die Fels Spitze dort oben, die dir so gefährlich scheint, ist es gar nicht,“ fuhr Rohan belehrend fort. „Ich habe unsere Jannedil oft hinaufklettern sehen und würde mich gar nicht fürchten, es selbst zu versuchen; es ginge viel leichter als auf den Gurlans-Felsen.“

Marcelle antwortete nicht und eine Weile herrschte tiefe Stille. Rohan las in einem alten, abgegriffenen Buche, das auf seinen Knien lag, oder that vielmehr, als ob er lese.

In Wirklichkeit blickte er verstohlen nach seiner Gefährtin hin; schon das Bewußtsein ihrer Nähe erfüllte ihn mit Entzücken.

„Wenn wir noch länger bleiben, werde ich meine Sabots und meine Strümpfe ausziehen müssen,“ rief Marcelle erregt. „Wenn du willst, bleib', Rohan, ich für mein Teil laufe davon.“ Ehe er sich's versah, war sie beim Thor und blickte von dort zu ihm zurück. Er rührte sich nicht.

„Wir haben noch Zeit,“ sagte er, von seinem Platze aus aufs Meer spähend, das bereits Miene machte, gurgelnd durch den Granitbogen in die Kathedrale zu dringen. „Komm zurück, Marcelle, und fürchte nichts. Wir können noch eine halbe Stunde bleiben. Hast du vergessen, wie wir früher zusammen durch die blaue Flut zu waten pflegten? Denk nicht an deine Strümpfe und Holzschuhe; komm zurück; sieh, wie schön es hier ist.“

Noch einen unruhigen Blick auf die steigende Flut draußen vor dem Thor werfend, schlich sie stumm auf ihren Platz zurück und ließ sich wieder neben ihrem Better nieder. Seine Kraft und Schönheit fesselten sie, wie sie jedes andere Mädchen an der Küste gefesselt haben würden. Während sie ihre weiche braune Hand auf sein Knie legte und ihm in die Augen sah, war ihr Herz von einem geheimnisvollen Verlangen erfüllt, das sie sich nicht zu deuten vermochte.

„Sieh doch, hat es nicht den Anschein, als ob alle diese schäumenden und brausenden Meereswogen hereinstürzen wollten, um uns zu verschlingen, wie sie einst die große Abtei verschlungen haben?“ bemerkte Rohan, aufs Thor zeigend.

„Gehen wir!“ lispelte Marcelle ängstlich. Sie war abergläubisch; die Auspielung auf die alte Legende ließ ihr diesen feierlichen Ort unheimlich erscheinen.

„Warte doch noch ein Weilchen,“ entgegnete Rohan, schloß sein Buch bedächtig und erhob sich langsam. „In einer halben Stunde, nicht früher, wird das Thor wie der Rachen eines Ungeheuers aussehen. Erinnerst du dich der Geschichte, die ich dir wiederholt erzählt habe, von dem großen Seeungeheuer,

von der an den Felsen geketteten Maid und wie der tapfere beslügelte Jüngling sie gerettet und das Ungeheuer zu Stein verwandelt hat?"

„Ob ich mich erinnere!“ bejahte Marcelle lachend. Sie wußte selbst nicht, weshalb ihr das Blut dabei in die Wangen stieg.

Kohan, der eine besondere Vorliebe für Mythen und Märchen besaß, hatte ihr wiederholt die schöne Mythe von Perseus und Andromeda erzählt, und sie hatte sich dann im Traume mehr denn einmal an den Felsen gekettet gesehen. Ein goldhaariger Jüngling, der Kohan gleich, war vom Himmel auf ausgebreiteten Fittichen zu ihr herabgeschwebt. Merkwürdigerweise trug er grobe Strümpfe und Holzschuhe und die Tracht der Bretagner Bauern; das beeinträchtigte aber ihr Entzücken nicht im geringsten. Kohan war in ihren Augen ganz der Mann dazu, um im gegebenen Falle ein Ungeheuer zu töten, und wenn man seine Vorliebe für gefährliche Klettertouren in Betracht zog, konnte man sich ihn auch mit Flügeln vorstellen.

„Sieh mal dorthin! Bemerkst du das kauernde Seeungeheuer?“ rief Kohan, nach dem Thor zeigend, wo sich gerade die ersten Wellen der steigenden Flut hereinwälzten und sich schäumend an den Steinblöcken brachen, die sich wie gierige Ungeheuer aus dem grünen Wasser abhoben.

„Wenn du hier bleiben und zusehen könntest,“ fuhr er fort, „würde es aussehen, als ob sie mit ihren roten Mäulern das Wasser zerrissen. Bald wird weißer Schaum sie bedecken, schwarzer Tang ihnen wie Schnurrbärte herabhängen, das Wasser unter ihnen mit Schaum vollgespuckt und die Luft von einem Gebrüll erfüllt sein, wie von dem Bellen eines Ungeheuers. Einmal saß ich schon hier und beobachtete diesen Vorgang, bis ich glaubte, daß die alte Geschichte wahr geworden und das Ungeheuer hier sei; aber damals gab's einen Sturm.“

„Und du hast den Vorgang da droben vom Trou aus beobachtet?“

„Ich wurde von der Flut überrascht und mußte bis zum Sonnenuntergang zitternd oben hocken; dann legte sich der Sturm ein wenig, aber die Flut war noch immer hoch. Das Wasser erreichte die Wölbung des Thores; wenn die Wellen sich hoben, hätte nicht eine Fliege passieren können. Ich war hungrig und durstig und wußte nicht, was thun. Es war trotzdem sehr angenehm, zu beobachten, wie sich das Wasser auf dem Boden der Kathedrale in smaragdgrünen Krystall verwandelte, wie es schäumend über die Steinblöcke und Felsen gurgelte, wie die Robben unruhig hin und her schwammen und vergebens nach einem trockenen Ruhepunkt suchten. Aber all das war nicht imstande, meinen knurrenden Magen zu befriedigen, und doch mußte ich mich in Geduld fassen, denn die Flut wollte noch immer nicht sinken, dabei wurde es immer finsterner, nur die Sterne leuchteten da droben vom pechschwarzen Himmelszelt herab. Mir wurde unheimlich zu Mute, denn die alten Mönche und Äbte schienen von den Wänden herabzusteigen und über den Gewässern zu schweben. Ich ließ meinen Hut und meine Holzschuhe am Eingang zur Höhle zurück, kletterte vorsichtig von Vorsprung zu Vorsprung wieder herunter und sprang dann ins Wasser — es war schwarz wie der Tod.“

Marcelles Lippen entrang sich ein leiser Schreckensruf und sie umklammerte Rohans Arm.

„Im ersten Augenblick dachte ich, daß alle bösen Geister losgelassen seien, denn ich war unglücklicherweise mitten in eine Schar schwarzer Scharben geraten, die wie toll kreischten; eine tauchte unter und zwickte mich ins Bein, aber ich schüttelte sie ab. Nun schwamm ich dem Thor zu, allein ehe ich es erreicht hatte, erhob sich ein haushoher Wasserberg und versperrte mir den Weg. Entsetzt schloß ich die Augen; als ich sie wieder öffnete, hatte sich die Welle schon verlaufen und ich konnte die Wölbung des Bogens sehen. Rasch entschlossen trat ich das Wasser, bis ich den Bogen fast mit meiner Hand berühren konnte, dann wartete ich einen günstigen Augenblick

ab und tauchte unter! Mon Dieu, das war eine furchtbare Minute! Wäre ich in falscher Richtung geschwommen oder nicht tief genug untergetaucht, die nächste Woge hätte mich in die Höhe gehoben und an den Granitwänden des Bogens zerschellt; aber ich hielt den Atem an, machte acht, neun, zehn Tempi unter dem Wasser und kam erst herauf, als ich zu erstickten drohte.“

„Was geschah weiter?“ fragte Marcelle in höchster Spannung.

„Ich ließ mich von einer großen Welle durchs Thor tragen, sah das unendliche Meer vor mir, das sternbesäete Himmelszelt über meinem Haupte und dankte Gott für meine Rettung. In demselben Augenblick wälzte sich schon wieder eine berg hohe Woge auf mich zu. Ich holte tief Atem und tauchte unter; als ich an die Oberfläche kam, war sie bereits hinter dem Thor des heiligen Gildas verschwunden. Ich brauchte jetzt nur noch einige hundert Meter weit zu schwimmen, um auf dem Sande unterhalb der Leiter des heiligen Triffine zu landen.“

Das Mädchen blickte einen Augenblick bewundernd zu ihrem tapferen Gefährten empor, dann sagte sie mahnend: „Aber jetzt laß uns wirklich ausbrechen, Rohan, die Flut könnte uns auch heute überraschen und diesmal würde einer von uns sicherlich ertrinken.“

„Ich bin bereit, Fräulein Ungeduld!“

„Sieh mal, die letzte Welle hat uns schon den Weg versperret und wir müssen wirklich durchs Wasser waten.“

„Was thut's? Das Wasser ist warm.“

Rohan streifte rasch seine Holzschuhe und Strümpfe ab; Marcelle that dies schon langsamer und mit nervöser Unruhe, dann erhob sie sich von ihrem Steinblock, machte eine Grimasse, als ihre Füßchen den kalten Kies berührten, Rohan nahm sie bei der Hand und führte sie dem Ausgang zu. Mit jedem Schritt stieg die Flut, und bald mußte sie ihm ihre Hand entziehen, um ihr Röckchen bis übers Knie zu heben.

Sie erröthete nicht, als sie ihre niedlichen Beinchen zeigte; sie wußte ganz gut, daß sie schön waren, schämte sich aber nicht, sie zu entblößen, denn die wahre Bescheidenheit besteht nicht in puritanischer Verhüllung dessen, was die Natur so schön gestaltet hat. In einem Punkte jedoch war Marcelle sehr streng. Der Sitte ihrer Heimat entsprechend, versteckte sie ihr üppiges, rabenschwarzes Haar sorgfältig unter ihrer kleidsamen Haube; niemand durfte es sehen, nicht einmal Rohan.

Als sie das Portal erreichten, mußten sie schon knietief im Wasser waten und vor ihnen erstreckte sich der ungeheure Ocean. Da und dort glitt ein rotbesegelttes Fischerboot darüber hin; die Flut stieg von allen Seiten, Marcelle war verzweifelt: „Mein Gott, ich habe es vorhergesagt, du wolltest aber nicht kommen!“

Rohan stand wie ein Steinfelsen im Wasser und lächelte überlegen: „Fürchte nichts. Halte deine Schürze auf.“

Sie gehorchte; er legte seine und ihre Holzschuhe und Strümpfe und das alte zerchliffene Buch, in welchem er gelesen, hinein, dann hob er sie wie eine Feder auf seine mächtigen Arme.

„Du bist schwerer als du zu sein pflegtest, Bäschen,“ bemerkte er lachend, während Marcelle mit einer Hand ängstlich die Schürze zusammengefaßt hielt und mit der anderen seinen Nacken umschlang. Langsam aber sicher, Schritt für Schritt, watete er, knapp an der moosbehängten Granitwand entlang, seewärts. Er schien es gar nicht eilig zu haben, wahrscheinlich weil er eine solch teuere Last trug; aber mit jedem Schritt stieg das Wasser höher, und als sie endlich das Ende der Wand erreichten, ging es ihm bis zum Munde.

„Mein Gott, wenn du jetzt fraucheln solltest!“ schrie Marcelle entsetzt auf.

„Ich werde nicht fraucheln,“ entgegnete Rohan ruhig.

Marcelle war dessen nicht so sicher und schmiegte sich fester an ihn. Sie hatte zwar keine besondere Angst, denn es lag keine Gefahr vor, aber sie empfand eine echt weibliche Ab-

neigung gegen das Naßwerden. Hätte es eine wirkliche Gefahr gegeben, sie würde ihr muttig die Stirn geboten haben und wäre wie eine Heldin gestorben; aber da diese nicht bestand, war sie furchtsam und scheute das Wasser.

Rohan watete mit seiner süßen Last bedächtig dem Strande zu. Bald reichte ihm das Wasser kaum mehr bis zu den Knien; sein Herz pochte stürmisch, seine Wangen brannten, ein eigentümliches Gefühl des Entzückens durchrieselte ihn. Er hätte Marcelle bis an das Weltenende auf seinen Armen tragen mögen. Immer bedächtiger schritt er weiter, denn er wollte den kostbaren Schatz so lange als möglich genießen. Sie rief endlich: „Rohan, spute dich doch! Mach', daß wir an den Strand kommen!“

Er wagte, seit er sie auf den Armen trug, jetzt zum erstenmal, ihr ins Gesicht zu blicken. Was er sah, jagte ihm das Blut in die Wangen. Seine Augen glühten und er zitterte unter seiner Last. Weshalb? Wir haben bereits erwähnt, daß das Haar einer Bretagner Jungfrau heilig ist und daß nur derjenige, den sie liebt, es sehen darf. Während des Durchwatens der Flut war Marcelles Haube nach rückwärts geglitten. Das wellige seidenweiche Haar umfloß ihr vor Scham erglühtes Gesichtchen und verlieh ihm einen neuen, bestrickenden und unwiderstehlichen Zauber.

Rohan war überwältigt. Als er liebetrunken zu ihr emporblickte, streiften ihre Locken sein Gesicht, er sog den feinen Haargeruch gierig ein und seine Augen ruhten trunken auf ihrem erröteten Antlitz.

„Rohan, beeile dich! Setz' mich nieder!“

Er stand schon eine Weile auf trockenem Boden, aber er hielt sie noch fest in seinen Armen. Das heilige Haar floß bis zu seinen Lippen herab und er bedeckte es mit leidenschaftlichen Küssen, während ihre Wangen immer mehr erglühten.

„Marcelle, ich liebe dich!“

Viertes Kapitel.

Der Menhir.

Es giebt im Liebesleben der Menschen einen Höhepunkt der Exaltation, einen Augenblick fast unfaszbaren Glückes, und das ist der göttliche Moment, in welchem sich die beiden suchenden Seelen finden, die Flammen der Leidenschaft ineinander schlagen und die Bogen des Lebens am höchsten gehen. Diese selige Stunde kehrt nie wieder und diese Empfindung läßt sich mit keinem anderen Gefühl vergleichen. Das empfanden auch Marcelle und Rohan. Die Leidenschaft war plötzlich erwacht und nahm Besitz von ihnen. Der Schleier, der bisher Seele vor Seele verhüllt hatte, war gelüftet und sie erkannten ihr gegenseitiges Sehnen und Verlangen.

Von frühester Kindheit an waren sie Spielkameraden und treue Gefährten gewesen. Sie verbrachten auch jetzt noch täglich mehrere Stunden in gemeinsamen Exkursionen am Meeresstrand oder zwischen den Klippen, und niemandem im Dorfe fiel es ein, die Nahverwandten auch nur im Scherze als Liebesleute zu bezeichnen. Die Kinder waren miteinander aufgewachsen und es galt für selbstverständlich, daß der dreißigjährige Rohan und die achtzehnjährige Marcelle auch weiter Freunde blieben und der Beaufsichtigung nicht bedurften. Es blieb sich doch ganz gleich, ob Marcelle ihre freie Zeit mit Rohan oder in Gesellschaft von Hoël, Gildas und Alain — ihren Brüdern — verbrachte.

Damit wollen wir nicht behaupten, daß das Pärchen sich nicht schon längst seiner Sympathie für einander bewußt gewesen. Die Liebe empfindet, bevor sie spricht; sie entzündet, bevor sie sich ihrer selbst klar ist. Doch bewahrte jeder sein süßes Geheimnis für sich. Die herabgeglittene Haube, das aufgelöste Haar brachte es an den Tag. Es riß die zwischen ihnen bestehende Schranke nieder. In einem Augenblick war die kühle Luft der Freundschaft in ein Flammenmeer der Liebe

verwandelt, in dem die zwei sich verloren und glücklich waren — ach, so glücklich!

Rohan preßte die zitternde Mädchengestalt fest an sein Herz, ihr Haar umflatterte sein Gesicht und er bedeckte es mit heißen Küffen.

Marcelle brachte kein Wort heraus, sie wehrte ihm aber auch nicht.

„Ich liebe dich, Marcelle! Und du?“ stammelte er wonnestrunken.

Sie antwortete nicht, aber ihre liebeerfüllten Augen versenkten sich in die seinen, dann schloß sie dieselben, umschlang zärtlich seinen Hals mit beiden Armen und drückte ihre weichen, vollen Lippen auf die seinen.

Das war beredter als alle Worte. Es war die göttlichste aller göttlichen Antworten der Liebesprache. Ihre Lippen zitterten in einem heißen, langen Kuß und alles Lebensblut des einen floß durch diesen warmen Kanal in das Herz des anderen hinüber. Jetzt erst setzte Rohan seine süße Last ab. Bewirrt und an allen Gliedern bebend, stand Marcelle endlich wieder auf ihren Füßen. Der eine Kuß genügte Rohan nicht — er überschüttete ihre brennenden Wangen, ihre Lippen, ihre Augen und Hände mit Küffen.

„Genug, genug, Rohan!“ flüsterte sie verschämt. „Man könnte uns von der Klippe aus sehen.“

Mit Mühe entwand sie sich seinen Armen, raffte schnell ihre Strümpfe und Holzschuhe, die mit jenen Rohans auf den trockenen Sand gefallen waren, auf und setzte sich mit dem Rücken gegen Rohan auf den nächsten Steinblock, um ihre nackten Beine zu bekleiden und ihr aufgelöstes Haar wieder unter der Haube zu verstecken. Als sie sich erhob, war sie zwar blaß, aber vollkommen ruhig. Aus ihren Augen strahlte helles Glück.

Die Frauen haben das Talent, sich nach solchen Episoden viel rascher zu fassen als die Männer; sie ertragen das Liebesglück viel leichter. Rohan, der mittlerweile ebenfalls in

seine Strümpfe und Schuhe geschlüpft war, zitterte noch von Kopf bis Fuß vor Erregung.

„Marcelle, liebst du mich wirklich? Ich kann es kaum fassen, das große Glück!“ rief er, ihre beiden Hände ergreifend und sie diesmal auf die Stirn küssend.

„Wußtest du es denn nicht?“ fragte sie sanft.

„Ich dachte mir's, aber jetzt erscheint es mir so seltsam. Ich fürchtete immer, du würdest mich als deinen Vetter nicht so lieben können! Wir kennen uns von jeher, und doch kann ich es nicht glauben. Aber liebst du mich wirklich, Marcelle?“

„Ich habe dich immer geliebt.“ Während sie dies sagte, entzog sie ihm eine Hand und lenkte ihre Schritte wieder dem Strande zu.

„Aber nicht so wie heute?“

„Nein, nicht so wie heute,“ gab sie errötend zu.

„Und deine Liebe wird beständig sein?“

„Nur die Männer sind in ihrer Liebe unbeständig, wir Frauen nicht.“

„Wirst du mich auch heiraten, Marcelle?“

„Wenn es des guten Gottes Wille ist.“

„So?!“

„Und des Bischofs des guten Gottes.“

„Er wird uns seinen Segen geben.“

„Auch der meiner Brüder und meines Onkels, des Korporals.“

Mohan schwieg, denn des Onkels war er nicht ganz sicher. Dieser war ein gar seltsamer Kauz, dessen Ideen von den seinen ungemein abwichen. Der Korporal mochte Bedenken erheben und würde diesfalls wohl strenge Maßregeln ergreifen, um das Pärchen zu trennen. Der Gedanke an diese Möglichkeit huschte wie eine düstere Wolke über Mohans Gesicht, doch erhellte es sich sofort wieder. Nichts und niemand sollte ihm heute seine frohe Stimmung rauben. Die ganze Welt erschien ihm in rosigstem Licht. Soweit das Auge reichte, nichts als göttlicher Friede! Das Meer breitete sich wie eine

glatte große Spiegelfläche aus, das Himmelzelt war dunkelblau und mit weißen Lämmervölkchen bedeckt.

Plaudernd erreichten sie eine steile Treppe, die sich im Herzen der Klippe bis zum Gipfel schlängelte, sie war teils natürlich, teils von Menschenhand gehauen und stellenweise ziemlich gefährlich, denn viele Steine hatten sich losgelöst. Man nannte sie im Volksmunde die Leiter des heiligen Triffin.

Der Aufstieg war ein recht schwieriger. Rohan schlang seinen starken Arm um Marcelle und stützte sie beim Gehen. Wiederholt mußten sie stehen bleiben, um Atem zu schöpfen; dann sahen sie durch die lustigen Gucklöcher des Felsens weit unten das Meer mit seinem weißschaumigen Wasser den glitzernen Uferfies bespülen; flinke Möwen huschten darüber hinweg oder träumten an des Wassers Rand. Endlich erreichte das Pärchen das Grasplateau über der Klippe. Marcelle war sehr müde geworden und setzte sich ins Gras, Rohan nahm dicht an ihrer Seite Platz. Sie sprachen kein Wort. War es nicht schon das höchste Glück, den Atem des anderen einzusaugen, die gegenseitige Nähe zu fühlen? Selbst der ihnen so wohlbekannte Anblick der sie umgebenden Landschaft erschien ihnen neu und von göttlichem Lichte verklärt. Die Liebe ist so leicht befriedigt! Ein Blick, ein Ton, ein Duft wird sie stundenlang beglücken. Der Sprache bedarf sie nicht, da sie die der Blumen, der Sterne und die geheimen Lieder aller Vögel kennt.

Am liebsten wären sie bis tief in die Nacht an dem lauschigen Plätzchen sitzen geblieben; aber wieder war es Marcelle, die zum Ausbruch mahnte. Auf dem Heimwege sprachen sie von praktischen Dingen.

„Ich werde dem Onkel noch nichts sagen, auch meinen Brüdern nicht. Die Sache muß erst genau überlegt sein und eilt nicht,“ bemerkte die kleine Weisheit.

„Durchaus nicht! Aber vielleicht werden sie es erraten,“ meinte Rohan.

„Wie sollten sie, wenn wir klug sind? Wir sind nach wie

vor Verwandte und werden uns künftig nicht öfter sehen als bisher.“

„Das ist richtig.“

„Und wenn wir uns begegnen, brauchen wir nicht der ganzen Welt unser Herz zu zeigen.“

„Auch das ist richtig. Ich werde es nicht einmal meiner Mutter sagen.“

„Sie wird es schon rechtzeitig erfahren. Wir thun nichts Böses und ein solches Geheimnis darf man, ohne eine Sünde zu begehen, vor seinen Nächsten geheimhalten.“

„Das meine ich auch.“

„Wenn die Sache bekannt würde, würde das ganze Dorf davon sprechen und am meisten deine Mutter. Es kann aber für ein junges Mädchen nicht angenehm sein, wenn ihr Name in aller Leute Mund herumgetragen wird, bevor es sicher ist —“

„Marcelle, ist es denn nicht sicher?!“

„Vielleicht ja; aber wer kann wissen, was die Zukunft birgt?“

„Du liebst mich doch, Marcelle?“

„Ich liebe dich, Rohan!“ sagte sie feierlich.

„Dann kann uns nichts als Gott trennen, und der ist gut und gerecht.“

Während dieses Gespräches hatten sie das grüne Plateau durchschritten und sich einem Felsen genähert, der wie ein lebender Riese die ganze Umgebung beherrschte und überragte. Es war ein so ungeheurer Menhir, daß man vergebens darüber grübelte, wie es möglich gewesen war, ihn hierher zu versetzen. Er überragte die See Klüfte gleich einem erloschnen Leuchtturm. Aus seinem furchtbaren Herzen dürste wohl noch nie ein Lichtstrahl gedrungen sein. Auf seiner Spitze war ein eisernes Kreuz angebracht, das von dem Unrat der Seebögel wie mit Schnee überschüttet schien; dieselbe Art Schnee tropfte verhärtet von allen Seiten herab und gab ihm das Aussehen eines bärtigen Druidengottes im Urwald.

Das Kreuz war modern — ein Zeichen des neuen Glau-

bens — aber der Menhir blieb unverändert und starnte wie ein ewiges Wesen ruhig über das Meer hinweg. Er stand seit Jahrhunderten hier — seit wie vielen, weiß kein Mensch; aber wenige bezweifeln, daß er in undenklicher, sagenhafter Zeit errichtet worden war, als es vielleicht noch gar kein Meer, sondern nur Urwald hier gab. Alles, alles hatte sich geändert, Berge sind zerbröckelt, Wälder weggeschwemmt worden, unzählige Generationen gekommen und gegangen, das Meer ist langsam herangetrochen, alles zerstörend, das Gesicht der Landschaft verändernd, aber der Menhir hat alles überdauert und wartet ruhig der Zeit, da das Meer sich seinen Weg bis zu ihm bahnen und auch ihn verschlingen wird, wie die Ewigkeit einen Thautropfen verschlingt. Er hat allen Elementen — dem Wind, Regen, Schnee, sogar dem Erdbeben — getrotzt. Nur das Meer wird ihn überwinden.

Als sich die Verliebten dem Menhir näherten, flog ein schwarzer Habicht, der auf dem Kreuze gesessen, hoch in die Lüfte und senkte sich dann pfeilschnell in den Abgrund hinab.

„Ich habe Meister Arfoll oft sagen hören, daß dieser große Stein hier wie ein Riese aus alter Zeit aussieht, der, weil er Menschenblut vergossen, in seine jetzige Gestalt verwandelt wurde,“ bemerkte Rohan nachdenklich. „Mich erinnert er eher an Lots Weib.“

„Wer ist das? Der Name kommt in unserer Gegend nicht vor.“

Marcelle war ganz ungebildet und kannte nicht einmal die Bibel. Gleich allen Bauern jener Gegend holte sie ihre Wissenschaft von den Lippen des Priesters und den Heiligenbildern. In vielen katholischen Gegenden Frankreichs ist die Bibel ein ganz unbekanntes Buch.

Rohan wunderte sich über die Unkenntnis seiner Begleiterin nicht — waren doch seine eigenen Bibelkenntnisse nur oberflächlich — erzählte ihr vielmehr mit ernster Miene: „Lots Weib floh aus einer Stadt, wo es lauter böse Menschen gab, und Gott verbot ihr, sich umzukehren; aber da alle Weiber

neugierig sind, brach sie Gottes Verbot, und zur Strafe verwandelte er sie in einen Stein wie diesen, nur war er aus Salz. Das ist die Geschichte von Lots Weib.“

„Sie muß ein schlechtes Weib gewesen sein, aber die Strafe war doch zu hart.“

„Ich teile Meister Arfolls Ansicht, daß dieser Stein einst gelebt haben müsse. Sieh mal, Marcelle, sieht er nicht aus wie ein Ungeheuer mit weißem Bart?“

„Gott behüte!“ rief Marcelle, sich rasch bekreuzigend.

„Haßt du meine Mutter noch nicht von den großen Steinen in der Ebene erzählen hören? Das sollen ebenfalls verzauberte Menschen sein, die in gewissen Nächten lebendig werden, im Fluß baden und ihren Durst löschen.“

„Ach, das ist zu albern!“

„Ist es auch albern, zu behaupten, daß all die Steingesichter an unseren Kirchenwänden einst Teufeln angehörten, die den Versuch gemacht, in den geheiligten Raum einzudringen, während die erste Messe gelesen werden sollte, von Gottes Engeln aber daran verhindert und zu Stein verwandelt wurden? Ich habe das den Pfarrer oft erzählen hören.“

„Das mag vielleicht wahr sein,“ bemerkte Marcelle, „aber wir vermögen diese Dinge nicht zu verstehen.“

„Glaubst du? Meister Arfoll sagt, daß auch das albern sei.“

„Meister Arfoll ist ein eigentümlicher Mensch!“ entgegnete Marcelle nach kurzem Schweigen. „Manche behaupten sogar, daß er nicht an Gott glaubt.“

„Höre nicht darauf! Er ist ein guter Mensch.“

„Ich selbst habe ihn schon schlechte Dinge sagen gehört — Onkel meinte sogar, es seien Gotteslästerungen gewesen. Es ist schmachvoll — er wünschte dem Kaiser Böses, ja sogar den Tod!“ sprudelte Marcelle mit zorngeröteten Wangen hervor; ihre Stimme zitterte förmlich vor Entrüstung.

„Sagte er das?“ fragte Nohan nachdenklich.

„Ja; ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört! Himmlischer Vater, daß ein lebender Mensch dem guten großen

Kaiser Böses wünschen kann! Wenn mein Onkel ihn gehört hätte, wäre sicherlich Blut geflossen. Mein Herz stockte, als ich ihn so sprechen hörte.“

Kohan antwortete nicht gleich; er war sich bewußt, auf gefährlichem Boden zu stehen; daher hielt er, als er endlich sprach, seine Augen krampfhaft aufs Gras geheftet: „Marcelle, es giebt viele, die so denken wie Meister Arfoll.“

„Wie meinst du das, Kohan?“

„Daß der Kaiser zu weit gegangen ist und daß es für Frankreich besser wäre, wenn er tot wäre!“

„Ah!“

„Mehr als das: besser, wenn er nie das Licht der Welt erblickt hätte!“

Marcelles Gesicht drückte Zorn und Angst aus. Kein Wunder, denn es ist fürchterlich, wenn man einen Glauben, an dem man mit Leib und Seele hängt, angreifen hört, namentlich wenn dieser Glaube eine an Wahnsinn grenzende Anbetung ist. Sie zitterte und ballte die Fäuste.

„Denkst auch du so, Kohan?“ sagte sie flüsternd und trat einen Schritt zurück.

„Du bist zu voreilig, Marcelle,“ entgegnete Kohan einlenkend; „ich sagte nicht, daß Meister Arfoll recht habe.“

„Er ist ein Teufel!“ wetterte das Mädchen mit einer Heftigkeit, die ihr Soldatenblut verriet. „Schon oft haben solche Feiglinge und Teufel dem großen Kaiser beinahe das Herz gebrochen. Sie lieben weder Frankreich noch den Kaiser; Gott wird sie in der anderen Welt für ihren Unglauben bestrafen.“

„Vielleicht werden sie schon in dieser Welt bestraft,“ sagte Kohan mit leichtem Sarkasmus, der aber von dem erzürnten Mädchen nicht beachtet wurde.

„Es ist schändlich, den guten Kaiser zu ärgern,“ fuhr sie unbeirrt fort, „der sein Volk als seine Kinder liebt, der nicht stolz ist, der meinem Onkel die Hand gedrückt und ihn ‚Kamerad‘ genannt hat, der für Frankreich sterben würde, dessen Namen er in der ganzen Welt berühmt gemacht hat. Er

wird von allen guten Franzosen angebetet. Er ist der Nächste nach Gott, der Heiligen Jungfrau und ihrem Sohn, er ist ein Heiliger und erhaben! Ich bete jede Nacht, bevor ich einschlafe, zuerst für ihn und dann erst für meinen Onkel. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich für ihn kämpfen. Mein Onkel hat sein armes Bein für ihn geopfert — ich würde ihm mein Herz und meine Seele opfern!“

Ihr Gesicht glühte vor Begeisterung, sie hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet. Rohan blickte stumm vor sich nieder. Plötzlich blieb sie stehen, blitzte ihn mit einem mehr zornigen als liebevollen Blick an und fragte mit harter Stimme: „Sprich, Rohan, bist auch du gegen ihn? Hassst du ihn?“

„Gott behüte! Ich hasse überhaupt niemanden. Aber weshalb fragst du?“ entgegnete Rohan zitternd und den Augenblick verwünschend, da er dies heikle Thema angeschlagen.

„Weil ich dann dich hassen würde, wie ich alle Feinde Gottes und des großen Kaisers hasse!“ rief sie erblaffend.

Rohan war unter ihren heftig hervorgestohlenen Worten wie unter Peitschenhieben zusammengesuckt und einen Augenblick keiner Antwort mächtig. Sie standen im Schatten des Menhir. Raun einige Schritte von ihnen entfernt, dicht am Rande einer Klippe, stand eine Gestalt, die in der klaren, fast durchsichtigen Luft übermenschlich groß erschien. Unheimlich mager, fast wie ein Skelett, mit vorgebeugten Schultern, schneeweißem, wallendem Haupthaar, dünnen, langen Beinen und Armen, stand sie bewegungslos, wie zu Stein erstarrt, da.

„Sieh doch, Marcelle,“ flüsterte Rohan, endlich seiner Sprache mächtig, „da steht Meister Arfoll in eigener Person.“

Das Mädchen wich zurück. In ihrem Antlitz spiegelte sich noch immer die Enttäuschung, von der sie vorhin übermannt worden. Rohan nahm ihren Arm und zog sie mit sich fort, ihr Liebesworte ins Ohr flüsternd. Sie gab nach, vermochte aber nicht, ihren Mißmut ganz zu unterdrücken.

Ihre Fußtritte veranlaßten den in tiefe Gedanken versunkenen Mann, aufzublicken und ihnen sein Antlitz zuzu-

wenden. Sah schon seine Gestalt geisterhaft genug aus, wie erst sein Gesicht mit dem langen Oval, den zahllosen Runzeln, der mächtigen gebogenen Nase, den schmalen, blutleeren Lippen und Wangen! Nur die großen schwarzen Augen mit dem unheimlichen, unruhigen Ausdruck und dem wilden Feuer verliehen diesem Gesicht Leben. Der Mann machte den Eindruck, als ob er eben von den Toten auferstanden wäre.

Als er Kohan erkannte, verklärte ein glückseliges Lächeln sein Gesicht und verschönte es förmlich, aber so rasch wie es gekommen, verschwand es auch wieder und machte dem abgespannten Ausdruck Platz.

„Kohan!“ rief er mit klarer, melodischer Stimme. „Und meine hübsche Marcelle!“

Kohan küßte seinen Hut ehrerbietig wie vor einem Höhergestellten, während Marcelle noch immer ihre Zurückhaltung bewahrte, schuldberührt erröthete und sich nicht rührte.

Von diesem Manne ging etwas aus, das sie wie alle anderen mit Scheu erfüllte. In seiner Abwesenheit mißfiel er ihr entschieden, sie mochte ihn nicht leiden; befand sie sich aber in seiner Nähe, so übte er auf sie, wie auf alle Menschen, einen unwiderstehlichen Zauber aus, dem sie sich nicht entziehen konnte. Meister Arfoll war — das zeigte schon seine zerchliffene Kleidung — arm wie eine Kirchenmaus, dabei sehr unbeliebt, und doch besaß er jene magnetische und dämonische Macht, die Goethe an Bonaparte entdeckt zu haben glaubte und die er als — ob gut oder schlecht angewandt — für alle machtvollen Individualitäten charakteristisch bezeichnete.

Meister Arfoll war ein Wanderschullehrer, der unterrichtend von Ort zu Ort, von Gehöft zu Gehöft zog. Kohan gehörte zu seinen vielen Schülern. Gar oft hatte er seinen Lehren gelauscht — bei schönem Wetter auf der Wiese, bei schlechtem in einer stillen Kistenhöhle. Arfoll war ein Träumer und hatte auch den Knaben träumen gelehrt. Er besuchte nie eine Kirche und betete nur in Gottes freier Natur, deren größter Bewunderer er war; er plaidierte für vollkommene

Religionsfreiheit, und doch lehrte er kleine Kinder die Bibel lesen — dieses Buch der Bücher, wie er sagte. Gar mancher Priester, gar mancher Soldat nannte ihn Freund, und doch haßte er nichts so sehr wie kirchliche Ceremonien und Feldschlachten. Kurz und bündig: er war ein Ausgestoßener, sein Bett die Erde, sein Dach das Himmelszelt, aber er war von der Heiligkeit der Natur erfüllt und irrte wie ein ruheloser Geist von Ort zu Ort, heiligend und geheiligt.

Seit seinem letzten Besuch in der Gegend waren bereits einige Monate verflossen; deshalb erregte sein plötzliches Erscheinen Staunen.

„Sie sind ein seltener Gast, Meister Arfoll,“ bemerkte Rohan, nachdem sie sich die Hände gereicht.

„Ich bin diesmal recht weit fortgewesen — bis Brest,“ lautete seine Antwort. „Ach, meine Reise war eine sehr, sehr traurige: in jedem Dorfe habe ich Rachel um ihre Kinder weinen gesehen. Große Veränderungen sind vor sich gegangen und wir haben noch größere zu erwarten, mein Sohn. Ich bin zurückgekehrt und finde den Menhir unverändert. Nichts ist bleibend als der Tod, nur dieser ist ewig.“

„Sie bringen also böse Nachrichten, Meister Arfoll?“ fragte Rohan bestürzt.

„Woher sollte ich gute bringen? Ach, meine Kinder, ihr seid noch jung und begreift noch nicht den Jammer der Welt. Sagt mir, warum soll gerade dieses kalte, leblose Ding bleibend sein,“ fuhr er, abermals auf den Menhir deutend, fort, „wenn Menschen, Städte, Wälder, Berge und Flüsse, Götter auf ihren Thronen und große Herrscher auf den ihrigen vergehen und kein Zeichen zurücklassen, daß sie je gewesen? Vor tausend und abertausend Jahren floß Blut auf diesem Stein, Menschen sind darauf geopfert worden, und dieselbe Geschichte wiederholt sich heute noch — Menschen werden noch immer geopfert.“

Er sagte dies in leisem, traurigem Tone, als ob er mit sich selbst spräche. Und jetzt bemerkten die zwei jungen Menschenkinder erst, daß er ein Buch in der Hand hielt, aus dem er

gelesen hatte — eine alte Bibel in der Bretagner Mundart, aus der er zu lehren pflegte.

Alle drei schritten jetzt fürbaß nebeneinander her, bis sie das Ende des grünen Plateaus erreichten. Tief unter ihnen, fast am Meeresrande, lag Kromlaix ausgebreitet mit seinen blau und weiß getünchten, mit Schindel- und Steindächern bedeckten Häusern. Zwischen diesen zerstreut erhoben sich auch einige aus alten Fischerbooten errichtete und mit Stroh bedeckte ärmliche Hütten, die zumeist nur als Aufbewahrungsort für Netze, Segel, Ruder und andere zum Fischfang nötige Dinge dienten oder als Kuhställe verwendet wurden, aber manche waren doch auch von armen Familien bewohnt.

Das Dorf liegt dicht am wilden Ocean gebettet; seine Wasser kriechen unterirdisch meilenweit landeinwärts, bis sie endlich in die grünen, salzigen Pfützen sprudeln, die die öden, melancholischen Sümpfe von Ker Léon bilden. Es ist ein einsames Dorf, meilenweit von anderen entfernt und täglich den Stürmen ausgesetzt, die ihm Vernichtung bringen können. Soweit das Auge blickt, nichts als eine endlose Wasserfläche und eine zerrissene, zerklüftete Klippenwelt, welcher Sturm und Wasser die phantastischsten und überwältigendsten Gestalten verliehen haben. An stürmischen Tagen macht es einen ganz traurigen und düstern Eindruck. Zur Zeit aber, da Arfoll und die beiden jungen Leute hinunterblickten, atmete die ganze Gegend Frieden und Heiterkeit. Um die Boote herum spielten Kinder; Männer lungerten in Gruppen von zweien und dreien im Sande, ihr Pfeisichen rauchend oder Netze flickend. Der Rauch stieg aus den Schornsteinen kerzengerade zum Himmel empor, und dieser leuchtete im hellsten Blau. Alles war still, und man glaubte das Dorf atmen zu hören wie ein schlafendes Wesen. Auf einer kleinen Anhöhe erhob sich die vom Friedhof umsäumte rotgranitene Dorfkirche, deren Turm mit grünen Moosen überrannt war, das Dach glitzerte von dem vom Meere heraufgewehten Salzreif.

„Wenn der Stein dort drüben reden könnte, welch schreck-

liche Geschichte würde er erzählen!“ sagte Meister Arfoll, in die Tiefe blickend. „Es gab eine Zeit, da sich in der Runde ein mächtiger Urwald ausdehnte und ein tiefer Fluß das Thal durchschlängelte. Eine große, blühende Stadt erstreckte sich an seinen Ufern und das Volk betete seltsame Götter an.“

„Ich habe schon den Curé davon erzählen hören,“ bemerkte Rohan. „Wie merkwürdig! Man sagt auch, wer in der Weihnacht lauscht, könne unter dem Wasser die Glocken läuten und die Toten durch die Straßen ziehen hören. Die alte Brieux, die vergangene Weihnachten starb, erzählte vor ihrem Tode, daß sie all das gehört habe.“

„Das ist Altwiebergeschwätz, Aberglaube! Die Toten schlafen,“ entgegnete der Wanderlehrer, traurig lächelnd.

Dieses Lächeln empörte die abergläubische Marcelle; sie nahm ihren Mut zusammen, um die alten Überlieferungen zu verteidigen: „Sie glauben's nicht, Meister Arfoll? Leider glauben Sie sehr vieles nicht. Mutter Brieux war eine gute, fromme Frau und pflegte nie zu lügen.“

„All das ist Aberglaube, und der Aberglaube ist eine böse Sache,“ lautete Arfolls ruhige Antwort. „In der Religion, in der Politik, in allen Angelegenheiten des Lebens ist der Aberglaube ein Fluch, mein Kind! Er veranlaßt die Menschen, die sanften Toten, Phantome und die Dunkelheit zu fürchten, und er veranlaßt sie, böse Herrscher und böse Thaten zu dulden, weil sie in ihnen ein böses Fatum sehen. Der Aberglaube hält schlechte Könige auf ihren Thronen, bedeckt die Erde mit Blut und bricht denen, die ihre Art wahrhaft lieben, das Herz. Siehst du, mein Kind, der Aberglaube kann einen schlechten Menschen in einen Gott verwandeln und bewirken, daß alle Menschen ihn anbeten und für ihn sterben, als ob er wirklich göttlich wäre.“

„Das ist wahr,“ sagte Rohan mit einem ängstlichen Blick auf Marcelle; dann, als ob er den Lehrer von dem Thema ablenken wollte: „Es ist doch sicher, daß die große Stadt einst da unten gestanden hat?“

„Wir wissen es durch verschiedene Zeichen. Man braucht nicht einmal tief zu graben, um ihre Spuren zu entdecken. Ach ja, die Stadt stand da unten mit ihren Marmorpalästen, ihren goldenen Tempeln, ihren ungeheuren Bädern und Theatern, den Statuen ihrer Götter, und sie muß bei hellem Sonnenschein ebenso geleuchtet haben, wie jetzt Kromlaix von unten herausleuchtet. Damals war der Fluß ein wirklicher Fluß und weiße Villen standen an seinen Ufern, Blumen und Obstbäume dufteten in den Gärten. Unser Menhir stand schon damals auf seinem Platze und sah die ganze Herrlichkeit, aber auch all das Böse, denn die Stadt ward, gleich unseren Städten, mit Menschenblut erbaut. Alle Bürger nahmen teil an den Meseleien auf Erden, jeder Mann trug ein Schwert an der Seite und Blut klebte an seinen Händen. Gott zürnte ihnen und ihre Steingötter konnten sie nicht retten. Diese alten Römer waren Wölfe in Menschengestalt! Sie waren die Kinder Kains! Endlich riß die Geduld Gottes und er segte sie wie Unkraut von der Erde. Er erhob seinen Finger, und das Meer kam, verschlang die Stadt und bedeckte sie mit Felsen und Sand. Männer, Frauen und Kinder wurden in einem Riesengrab begraben und dort schlafen sie alle —“

„Bis zum jüngsten Gericht!“ fiel ihm Marcelle feierlich ins Wort.

„Sie sind bereits gerichtet,“ lautete Arfolls Antwort. „Ihr Urteil war gesprochen und hat sich erfüllt, jetzt schlafen sie. Es ist nur ein Aberglaube, daß sie aus ihrem Grabe aufstehen werden.“

Marcelle wollte etwas entgegnen, aber das große Wort „Aberglaube“ machte sie verstummen. Sie hatte nur einen dunklen Begriff seiner Bedeutung, aber es erfüllte sie doch immer mit banger Scheu. Es war ein Lieblingswort, sozusagen ein Schlagwort des Wanderschullehrers, und er gebrauchte es in einer verwirrenden Weise, um alle möglichen Ideen und Zustände damit auszudrücken.

Kohan sagte wenig oder gar nichts. In Wirklichkeit war

er über den feierlichen Ton, in dem Meister Arfoll das Gespräch führte, höchlich erstaunt, denn er kannte auch die heitere und sanftere Seite seines geschätzten Lehrers, den er nur sehr selten so ernst und traurig gesehen wie heute. Er war überzeugt, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse und daß Arfoll sich nur nicht in Gegenwart Marcelles aussprechen wolle.

Sie stiegen jetzt den Abhang, der zum Dorfe führt, hinab. Marcelle war einige Schritte zurückgeblieben, während Rohan sich an der Seite des Wanderlehrers hielt — in der Absicht, dessen Mißstimmung zu ergründen.

„Was hast du da gelesen, Rohan?“ fragte Arfoll, dessen Blick zufällig das Buch gestreift, welches sein Zögling in der Hand hielt.

Rohan reichte ihm den zerschliffenen Band. Es war eine französische Tacitus-Übersetzung mit dem lateinischen Urtext. Das Buch trug das Datum des Revolutionsjahres und war in irgend einem verborgenen Keller des unter dem Sturm zitternden Paris gedruckt worden.

„Wozu liest du das?“ rief der Lehrer erbittert, obgleich er selbst Rohan in den Geist dieser Litteraturgattung eingeweiht hatte. „Da findest du kaum etwas anderes zu lesen als von Blut, Schlachten und dem Geföhln der Völker unter dem Druck der Throne! Ach Gott, das ist fürchterlich! Sogar in diesem Buche hier, das die Menschen ‚Gottes Buch‘ nennen“ — dabei hielt er die alte Bibel in die Höhe — „wiederholt sich dieselbe Geschichte, wir hören denselben wahnsinnigen Aufschrei der geopferten Menschen. Ja, Gottes Buch ist blutig, wie es Gottes Erde ist!“

Marcelle schauderte. Was der Lehrer da sagte, war ja Blasphemie. „Meister Arfoll,“ stotterte sie; aber seine großen Augen waren ins weite gerichtet, er hörte nicht, daß sie sprach, sondern fuhr klagend fort: „Seit dem Urbeginn des Menschengeschlechtes wüthet diese wilde Gier, zu morden und Blut zu vergießen, dieser Kriegsdurst und Ruhmeswahn. Weiß man

es, ob jener große Stein dort drüben nicht den Geist eines mächtigen Mörders aus alten, alten Zeiten birgt, eines Rains, der, zu Stein erstarrt, doch noch das lebendige Bewußtsein empfindet, zu sehen, welchen Wert der Ruhm hat, zu beobachten, wie Königreiche von der Erde verschwinden, Könige und ihre Völker hinweggefegt werden, wie welke Blätter vom Winde?! Das ist Aberglaube, ich weiß es; aber wenn es nach meinem Willen ginge, ich würde jeden Tyrannen so bestrafen. Ich würde ihn zu Stein verwandeln und als warnendes Zeichen hinstellen! Er sollte alles sehen und hören! O, dann gäbe es keine Kriege mehr, denn es gäbe keine Rains, die sie heraufbeschwören und die Menschheit zum Wahnsinn treiben!“

Marcelle begriff den Sinn seiner Rede nur halb, aber das Soldatenblut in ihr empörte sich. Sie würdigte Arfoll keiner Antwort, sondern wandte sich mit zornfunkelnden Blicken an Rohan: „Nur Feiglinge fürchten den Krieg. Mein Onkel Ewen war ein tapferer Soldat und hat sein Blut für Frankreich vergossen und dafür eine schöne Medaille vom großen Kaiser bekommen. Frankreich ist ein großes Land und nur seine gegen die Feinde geführten Kriege haben es so mächtig und berühmt gemacht. Die bösen Menschen, die sich gegen den Kaiser auflehnen, weil er gut und mächtig ist, die sind an den Kriegen schuld; ihn darf man dafür nicht verantwortlich machen.“

Arfoll hörte jedes Wort und lächelte traurig vor sich hin. Er kannte die Verehrung dieser Bauernmaid für den Kaiser; er wußte, daß sie gewöhnt worden war, ihn nächst Gott als das erhabenste Wesen zu betrachten. Ohne ihr Idol anzutasten, fragte er mit dem ihm eigenen überlegenen sanften Lächeln, dem man nicht leicht widerstehen konnte: „Das sagt dein Onkel Ewen, nicht wahr? Jawohl, Onkel Ewen ist ein tapferer Mann, aber willst du, meine kleine Marcelle, wissen, was der Krieg ist? Blick mal dorthin!“ Dabei deutete er landeinwärts, und das Mädchen folgte der Richtung seiner Hand.

Weit hinten an der Biegung einer Hecke erhob sich eine verlassene Kalvarie, so zerbrochen und verstümmelt, daß nur ein mit der Gegend vertrautes Auge wahrnehmen konnte, was das Ding vorstellte. Der Kopf und die Beine des Gekreuzigten fehlten, nur der Kumpf und ein Arm waren unverfehrt. Auf dem Boden wucherten hoher Ginster, Brennesseln und anderes Unkraut. Aber obgleich zerstört und zerbrochen, beherrschte das Christusbild die wilde Landschaft ringsum und verlieh ihr ein noch wilderes und verlasseneres Aussehen.

„Siehst du, mein Kind, das ist der Krieg!“ erklärte Meister Arfoll feierlich. „Unsere Landstraßen sind mit den Steinköpfen unserer Heiligen und den Marmorbeinen des Heilands bedeckt, das Evangelium der Liebe ist verloren, Christus, der Gott der Liebe, vergessen, die Welt ein Schlachtfeld, Frankreich ein Beinhaus und — du hast recht, mein Kind! — der Kaiser ein Gott!“

Marcelle blieb die Antwort schuldig, ihr Herz war von Entrüstung erfüllt, aber sie fühlte sich ihrem Gegner nicht gewachsen. „Das ist Verrat,“ dachte sie im stillen, „und wenn der Kaiser ihn hörte, würde er ihn sicherlich töten lassen!“ Verstohlen blickte sie in das kummervolle Antlitz des Wanderlehrers und ihr Zorn machte sofort aufrichtigem Mitleid Platz. „Die Leute haben recht, sein einsames Leben und die Sorgen scheinen seinen Verstand ein wenig getrübt zu haben. Armer Meister Arfoll! Man kann ihm nicht zürnen!“

Mittlerweile hatten sie das äußerste Ende des Dorfes erreicht; ein schmaler Fußpfad führte zur Kirche, hier gab Marcelle ihrem Better ein stummes Zeichen, indem sie mit einem Seitenblick auf den Wanderlehrer seine Hand leicht drückte, und schlich sich davon.

Arfoll bemerkte ihre Abwesenheit nicht, sein Herz war schwer, sein Hirn arbeitete geschäftig und er blickte gedankenvoll zu Boden.

„Meister Arfoll, sagen Sie mir, was geschehen ist! Marcelle hört uns nicht mehr. Ich fürchte, es muß etwas Entsetzliches sein!“ störte ihn Rohan aus den Grübeleien.

„Sei doch nicht so ungeduldig, böse Nachrichten zu hören, mein Sohn! Ein Sturm bereitet sich vor — ein Gewittersturm.“

„Ein Gewittersturm?“

„Ja, ein Erdbeben — die Vernichtung! Der russische Schnee hat noch nicht genug Opfer gefordert, auch die Gewässer des Rheins müssen uns noch verschlingen! Wir stehen am Vorabend einer neuen Konfiskation,“ erklärte Arfoll düster.

Kohan erbehte, denn er wußte, was das zu bedeuten habe.

„Und diesmal wird es, mit Ausnahme der Familienväter, keine Befreiungen geben. Halte dich bereit, mein Sohn, diesmal werden sie auch die einzigen Söhne nehmen.“

Kohan stockte das Blut, ein neues, namenloses Entsetzen erfaßte ihn. Ausblickend sah er die zerbrochene Kalvarie wie ein Zeichen des Sammers und der Vernichtung emporragen. Er öffnete die Lippen, um etwas zu sagen, da ging das Friedhofsthor auf und „Monsieur le curé“ trat mit seinem Brevier unter dem Arm und der stark angerauchten Meerschaumpfeife im Munde heraus.

Fünftes Kapitel.

Die um ihre Kinder trauernde Rachel.

Kolland, der Dorfpfarrer, hatte einen watschligen Gang, sein Schmerzbäuchlein wackelte bei jedem Schritt. Er war von unterseßter Gestalt, hatte Säbelbeine und lange, kräftige Arme, die beim Gehen wie Pendel schlenkerten. Übrigens glich er keineswegs einem verweichlichten Sybariten. Wenn es darauf ankam, konnte er mit jedem Kromlaxer Mann um die Wette laufen, springen und ringen.

Sein feistes, wohlgenährtes Gesicht hatte fast die Farbe von Mahagoni, denn er scheute sich nicht, es der Sonne und dem Winde frei auszusetzen; ein Paar kleine, äußerst gutmütige Augen blitzten daraus hervor. Marcelles Oheim, der

Spasmacher des Ortes, hatte dem allgemein beliebten Pfarrer den Spottnamen „Kotkehlen“ gegeben — nicht mit Unrecht, denn Vater Holland theilte zwei Eigenschaften mit diesem niedlichen Tierchen: unerschöpfliche Geduld und eine tüchtige Portion gutmütiger Streitlust. Er führte ein musterhaft regelmäßiges Leben, stand mit den Hühnern auf und legte sich in der Regel auch mit ihnen nieder. Er bewohnte eine ärmliche Hütte, erfüllte seinen heiligen Beruf gewissenhaft und war zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, bei Sturm und Wetter, bereit, seinen Gemeindemitgliedern die Tröstungen der Religion zu spenden. Er besaß nur eine Schwäche — eine gewisse Vorliebe für einen guten Tropfen, der ihm stets die Zunge löste und seine gute Laune erhöhte. Er plauderte sehr gern und sagte selbst: „Wenn die Erde plötzlich entvölkert würde und ich mit dem Gottseibeius allein darauf hauste, würde ich nicht Anstand nehmen, mit diesem Feind der Menschheit anzustoßen und mit ihm ein Plauschen zu halten.“ Ja, der gute Curé vermochte keinem Menschen böse zu sein, nicht einmal dem Gottseibeius oder — Bonaparte.

Er bekleidete seinen Posten in Kromlaix erst seit wenigen Jahren, und zwar als Nachfolger jenes Geistlichen, dem Rohan einst so viel zu schaffen gemacht. Als Eingeborener des Bezirkes kannte er jeden Menhir, jedes Häuschen im Dorfe, jede Klippe weit und breit; er sprach auch mit Vorliebe den in der Gegend üblichen Dialekt. Deshalb glaube man aber ja nicht, daß er kein belesener Mann gewesen sei. Er war ein guter Lateiner, citierte auch einige Dutzend Zeilen aus dem Homer im Original, war aber nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem man Gelehrte oder gar Märtyrer macht. Er war ein guter Hirt, der für seine Herde getreulich sorgte — weiter nichts.

Sein gutmütiges Gesicht strahlte vor Freude, als er, aus dem Kirchhofsthor tretend, Meister Arfoll erkannte. Er streckte ihm herzlich seine beiden fetten Hände entgegen und nickte Rohan zu.

„Willkommen, herzlich willkommen, Meister Arfoll! Sie

machen sich jetzt sehr rar bei uns! Seit Monaten haben wir kein Schlickchen mehr miteinander getrunken und keinen ausgiebigen Pflausch gehabt. Wo haben Sie so lange gesteckt? Was haben Sie getrieben? Noch einmal willkommen!"

Der Wanderlehrer erwiderte die herzliche Begrüßung ebenso freundlich. Schweigend schritten die beiden eine Weile nebeneinander her, während Mohan hinterher trottete. Plötzlich schob der Priester seinen Arm vertraulich in den seines Begleiters und bat um Neuigkeiten.

"Neuigkeiten wollen Sie hören, Vater Holland?" sagte dieser düster. „Leider giebt es nur die alten traurigen Geschichten. Rotes Blut tränkt die Schlachtfelder; schwarzer Krepp, wohin man blickt. Ich glaube nicht, daß es noch lange so fortgehen kann — die Geduld der Welt ist erschöpft!"

"Hm, hm! Die Welt scheint wirklich auf dem Kopf zu stehen, lieber Bruder," bestätigte der Curé, mit seinem kleinen Finger bedächtig den Pfeifenkopf stopfend.

Die Stürme der Revolution und des Bürgerkrieges waren über das behäbige Pfäfflein dahingebraust, ohne ihm ein Haar zu krümmen; er hatte so viel Schrecken und Tod gesehen, daß der Krieg für ihn nichts Furchtbares mehr hatte. Im Innersten seines Herzens liebte er die „Weißen" mehr als die „Blauen," aber nicht um eine Welt hätte er jemandem zugeredet, für die Weißen zu sterben. Und doch war er überzeugt, daß die großen und kleinen Kriege nur der Ausfluß eines nicht zu unterdrückenden Elementes der menschlichen Natur seien; auch war er nicht Politiker genug, um ein bestimmtes Individuum für das Blutvergießen verantwortlich zu machen. Nach seiner Ansicht mußten die Dinge gehen, wie sie eben gingen, und es war ebenso nutzlos wie gefährlich, sich dagegen aufzulehnen.

"Ich will Ihnen etwas erzählen," begann Arfoll in seiner melancholischen Weise nach einer kurzen Pause. „Als ich mich in einem gewissen Dorfe des Ostens aufhielt, betrat ich das Haus eines Weibes, das ihre beiden Söhne im letzten

Feldzuge verloren und vor einer Woche ihren Gatten begraben hatte. Sie saß auf einer Bank, starrte ins Feuer und ihr Blick glich dem einer Wahnsinnigen. Ich klopfte ihr auf die Schulter, aber sie rührte sich nicht. Ich sprach sie an, aber sie hörte mich nicht. Nur langsam konnte ich sie aus ihrer Lethargie erwecken. Sie stand mechanisch auf, setzte mir Speise und Trank vor und ließ sich dann wieder vor dem Feuer nieder. Obgleich nicht alt, hatte sie weißes Haar. Nachdem ich meinen Hunger und Durst gestillt, sagte ich ihr, daß ich ein Wanderschullehrer sei und Schüler suche. „Was können Sie lehren?“ fragte sie plötzlich. Ich entgegnete sanft, daß ich ihre Kinder schreiben und lesen lehren könne. „Gehen Sie und suchen Sie meine Kinder,“ schrie sie, ein entsetzliches Lachen ausstößend, „und wenn Sie sie in ihren Schneegräbern gefunden haben, lehren Sie zurück und lehren Sie mich, der Hand fluchen, die sie getödet und dort in fremder, kalter Erde verscharrt hat! Lehren Sie mich den Kaiser verfluchen! Lehren Sie mich einen Fluch, der ihn niederschmettern könnte! Lehren Sie mich, ihn töten und in die Hölle befördern! O meine armen Jungen! André! Jacques! Meine armen Kinder!“ Sie stieß ein Wehgeschrei aus, fiel auf die Kniee und zerbiß das eigene Haar. Meine Dual war groß, und da ich nicht helfen konnte, schlich ich mich davon!“

„Das ist furchtbar! Das ist wirklich ein furchtbarer Fall,“ gab der Priester bewegt zu.

„Zarwohl, aber es ist nur einer von vielen tausenden. Die Flüche steigen zum Himmel empor. Werden sie nicht erhört werden?“

„Vorsichtig, Meister Arfoll!“ mahnte der Priester, ängstlich um sich blickend. „Man könnte Sie hören.“

„Was liegt mir daran! Der Kaiser mag ein großer Taktiker, ein großer Soldat sein, aber ein großer Mann ist er nicht, denn er hat kein Herz! Glauben Sie mir, Vater Kolland, dies ist der Anfang vom Ende!“

Der kleine Curé antwortete nicht, eine solche Sprache, wie

sie Arfoll führte, war in diesen gefährlichen Zeiten bedenklich. Man mußte vorsichtig sein, deshalb meinte er beschwichtigend:

„Der Kaiser kann uns ja doch den Frieden geben!“

„Freilich könnte und müßte er das!“ rief der Lehrer heftig.
„Aber er will nicht!“

„Die ganze Welt lehnt sich gegen Frankreich auf . . .“

„Und die ganze Menschheit gegen unseren Kaiser.“

„Bedenken Sie doch, daß er für Frankreich kämpft. Die Engländer, Russen und Deutschen würden uns ja lebendig aufessen, wenn wir ihn nicht hätten.“ Arfolls erstaunten und verdrießlichen Blick bemerkend, fügte er bescheiden hinzu:

„Seien Sie mir nicht böse, ich verstehe nicht viel von Politik!“

„Sie haben doch Augen, zu sehen, mein Vater! Es ist leicht, in Kronlaix am Meere zu sitzen, fernab von dem Getriebe der Welt. Wenn Sie herunkämen wie ich, würde auch Ihnen ob all des Jammers das Herz schwer werden. Wie viele Menschen müssen sich opfern, um die furchtbare Eitelkeit eines einzigen zu befriedigen! Von ihm ist kein Friede zu erwarten! Sein Handwerk ist der Krieg! Er behauptet zwar, England erlaube ihm nicht, Frieden zu machen, er kämpfe um dieses Friedens willen, aber er lügt, er lügt!“

„Ich bitte Sie, Meister Arfoll, in Ihrem Interesse, nicht so starke Ausdrücke zu gebrauchen.“

Dieser beachtete die Mahnung nicht, sondern fuhr mit erhobener Stimme fort: „Als er leztthin durch die Straßen von Paris ritt, flehte das Volk ihn um den Frieden an, Frieden um jeden Preis. Man hätte ebenso gut jenen großen Stein anflehen können. Er blieb schweigsam wie Marmor und hörte das Flehen des Volkes nicht. Das Volk ist erschöpft und verlangt Ruhe, mein Vater!“

„Das ist wahr!“ mischte sich plötzlich Rohan in das Gespräch, dem er bisher aufmerksam gelauscht hatte.

„Meister Arfoll hat dich in vielen Dingen denken gelehrt, wie er denkt; Meister Arfoll ist ein guter Mensch, ob er nun recht hat oder nicht. Hüte dich jedoch, mein Sohn, hier in

Kromlaix deinen Gedanken freien Ausdruck zu geben! Was Meister Arfoll kühn behaupten darf, könnte dich die Freiheit, vielleicht das Leben kosten," warnte der gutmütige Pfarrer.

Er brauchte Kohan nicht erst zu erklären, daß die Mehrheit der Leute im Dorfe Arfoll für nicht ganz richtig im Oberstübchen hielten, er daher unbehelligt Dinge sagen durfte, die man von jemand anderem nicht ruhig hinnehmen würde. So gar eingefleischte Bonapartisten hörten seine Diatriben ruhig an.

„Ich will daran denken, Vater Kolland," sagte Kohan, mit den mächtigen Schultern zuckend. Dieser junge Riese kannte keine Furcht.

„Und das erschöpfte, ausgefaugte Volk bedarf auch der Ruhe," fuhr der Schullehrer unbeirrt fort. „Der Reichtum und Stolz unseres Frankreich wird im Kanonenrauch davon-geblasen. Die Geldopfer würden nichts machen, wenn uns nur kräftige Arme blieben, um sie zu ersetzen. Aber wo sind diese kräftigen Arme? Die Konstriktion hat sie mit ihrem blutigen Messer abge schnitten und uns nur den nutzlosen Stumpf zurückgelassen."

„Sie übertreiben, Meister Arfoll," unterbrach ihn der Priester lächelnd. „Da sehen Sie sich einmal unseren Kohan hier an! Seine Arme sind wohl kräftig genug, und solcher giebt es noch die Menge in Frankreichs Gauen."

Der Schullehrer betrachtete Kohan mit wehmütigem Blick und sagte dann mit noch zitternderer Stimme als bisher: „Das Ungeheuer ‚Konstriktion‘ schreit nach noch mehr Menschenfleisch. Ganze Strecken unseres sonst blühenden Landes liegen brach, denn die Männer, die ackern und säen sollten, liegen tot unter den Ähren fremder Länder oder auf tiefem Meeresgrund oder in den Schneesteppen Rußlands. Ich sage Ihnen, Frankreich nährt eine Schlange an seinem Busen, die seine Kinder eines nach dem anderen gebissen hat und noch beißt. O, wie taub müßt ihr Leute hier in Kromlaix sein, wenn ihr das Wehgeschrei der neuen Rachel um ihre Kinder nicht hört..."

„Pst!“ mahnte der Pfarrer plötzlich.

Arjoll hielt in seinem Gleichnis inne.

„Wer ist diese neue Rachel, wenn man fragen darf?“
ließ sich eine klare, scharfe Stimme vernehmen.

Korporal Derval, Marcelles Onkel, saß vor seiner Hausthür in der Hauptstraße des Dorfes und sonnte sich. Eine riesige Hornbrille thronte auf seiner Kupfernase, denn er las gerade seine Zeitung. Er trug halb Bauern-, halb Soldatenkleidung. Eine lose Korporalsbluse, dazu kurze, bis zum Knie reichende Beinkleider, auf dem gesunden Bein einen grellroten hohen Strumpf und abgetragenen Pantoffel; statt des anderen Beines hatte er einen kurzen Stelzfuß.

„Guten Morgen, Onkel Ewen!“ rief der Pfarrer freundlich. Auch Rohan begrüßte seinen Oheim herzlich und wollte ihn in ein Gespräch verknüpfen, um seine Aufmerksamkeit von dem Schullehrer abzulenken. Aber der Held so vieler ruhmreicher Schlachten war nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen. Er begrüßte Arjoll, schüttelte ihm kräftig die Hand und wiederholte seine Frage: „Was ist's mit der neuen Rachel?“

„Ich sprach natürlich bildlich,“ entgegnete Arjoll, der seine Überzeugung niemals verleugnete, „und meinte damit das Frankreich unserer Tage. Eine neue Konstriktion soll ausgeschrieben sein, und mir deucht, das beste Blut unseres Landes sei bereits ausgesogen. Ich habe es mit Rachel verglichen, die um ihre Kinder trauert. Das ist alles!“

„Wirklich? Das ist alles!“ rief der Veteran, aufspringend, mit Donnerstimme. Er stellte sich in Positur, die Beine auseinander gespreizt, die rechte Hand auf den Rücken gelegt, Daumen und Zeigefinger der Linken versenkten sich in die Westentasche, um von dort ein Prisen zu holen, das er heftig mit seinen schwellenden, roten Nasenflügeln auffog. Trotz seines Stelzfußes mußte jedem sofort eine komische Ähnlichkeit mit Napoleon in Haltung und Pose auffallen, auf die der tapfere Korporal nicht wenig stolz war und die er bei allen feierlichen Veranlassungen annahm.

Der Alte gehörte trotz mancher guten Eigenschaften zu den unbeliebtesten und bestgefürchteten Personen von Kromlaiz. Das Dörfchen lag weitab vom Wege des politischen Getriebes, und obgleich es einfiel, wie die ganze Bretagne, vom legitimistischen Fieber erfaßt worden war, hatte man jene Zeit fast vollständig vergessen und heute beteten alle ehrlichen Leute inbrünstig um den Frieden. Sie verfluchten innerlich die Kon- skription und — Bonaparte, der sie ausschrieb. Da es aber doch auch viele fanatische Bonapartisten im Orte gab, war es nicht geheuer, offen zu revoltieren; man hütete seine Zunge und sehnte sich nur innerlich nach den Tagen des alten Regimes, vermied es aber, mit dem Korporal über politische Dinge zu sprechen.

„Das ist alles!“ wiederholte dieser, feuerrot im Gesicht. Die dunklen Augen sprühten Zornesblitze, die Nasenflügel bebten. „Ihre Gründe für diese Behauptung, Meister Arfoll!“ schnaubte er dann.

„Die müssen Sie doch mit Ihren eigenen Augen wahrnehmen, mein lieber Korporal,“ entgegnete der Schullehrer ruhig. „Frauen und Greise bestellen unsere Felder, die Blüte unserer Jugend dient als Kanonensfutter, und da liegt es doch auf der Hand, daß Frankreich zu Grunde gehen muß.“

Noch während er sprach, traten vier Jünglinge, alle in der Blüte ihrer Kraft, aus dem Hause heraus. Rohan nickte ihnen lächelnd zu. Der Korporal stand wie versteinert da, denn was der Schulmeister gesagt, erschien ihm wie eine Verlästerung seines Idols. Ein Fluch entrang sich seinen zitternden Lippen. Der Pfarrer hielt es für notwendig, sich ins Mittel zu legen. Er berührte den Arm des alten Soldaten und flüsterte ihm zu: „Beruhigen Sie sich doch, Korporal! Es ist ja doch nur Meister Arfoll.“

Diese Mahnung wirkte wie Öl auf stürmische Wellen. Der Alte atmete tief auf, nahm ein Prischen, die Zornesfalten auf seiner Stirn glätteten sich, er streifte seinen Gegner mit einem überlegenen Blick, wie Napoleon einen der königlichen Viliputaner jener Zeit gestreift haben würde, und nahm, um

seine Überlegenheit so recht zu beweisen, eine streng militärische Haltung an. Er kommandierte, als ob er an der Spitze einer Rekrutenschar stünde: „Habt acht!“

Die vier Burschen, die bisher in nachlässiger Stellung an der Mauer gelehnt hatten, reckten sich und stellten sich sofort in Positur.

„Habt acht! Hoël!“

„Hier!“ antwortete der Jüngling dieses Namens.

„Gildas!“

„Hier!“

„Main!“

„Hier!“

„Zannick!“

„Hier!“

Alle standen in Reih' und Glied und salutierten, wie Soldaten ihrem Vorgesetzten.

„Paßt auf, ihr Jüngens, es geht euch an, und bleibt in Habt-acht-Stellung, während ich Meister Arfoll antworte,“ kommandierte der Korporal. Dann wandte er sich an seinen Gegner. Sein Zorn war gewichen und seine Stimme klang ruhig und weich: „Ich will Sie nicht tadeln, Meister Arfoll! Sie haben in Ihrem Leben schon so viel Kummer gehabt, daß auch das stärkste Hirn davon angegriffen werden könnte; auch sind Sie ein Studierter. Sie wandern ferner von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft und kommen im ganzen Lande herum. Auf diese Weise lernen Sie viel, aber Sie haben doch noch etwas zu lernen. Ich kenne die Geschichte Frankreichs so gut wie Sie und ich sage Ihnen: Frankreich ist nicht gefallen, Frankreich läßt sich mit der Rachel, von der Sie sprachen, nicht vergleichen. Frankreich ist groß und erhaben wie die Mutter der Makkabäer!“

Das Gleichnis war ein glücklich gewähltes und gefiel dem Pfarrer, der befriedigt nickte. Auch die vier Brüder nickten sich stolz zu, obgleich sie die Anspielung nicht recht verstanden. Selbst Rohan lächelte.

Der Korporal erwartete eine Antwort, aber sie blieb aus. Der Wanderlehrer, noch um einen Schatten bleicher als sonst, richtete seine traurigen Augen voll Mitleid auf seinen Gegner, sprach jedoch kein Wort. Was hätte er ihm auch antworten sollen? . . .

Ewen warf sich noch mehr in die Brust, damit die Medaille der Ehrenlegion besser zur Geltung komme, und kommandierte, diesmal mit siegesgewissem Lächeln: „Habt acht! Hoël, Gildas, Alain und Jannick! Dies sind meine Jüngens; sie waren die Söhne meines armen Bruders, jetzt sind sie die meinigen. Mein Bruder hat sie meiner Obhut anvertraut, und ich war ihnen ein Vater, ihnen und auch ihrer Schwester Marcelle. Ich nenne sie meine Söhne, sie sind alles, was ich in dieser Welt besitze, ich liebe sie. Sie waren ganz klein, als ich mich ihrer annahm, und ich habe sie großgezogen — ich! Wer nun gab mir das Brot, das ich mit ihnen teilte? Der Kaiser, der große Kaiser! Gott beschütze ihn und verleihe ihm den Sieg über seine Feinde!“

Bei den letzten Worten zitterte seine Stimme vor Erregung, er nahm ehrfurchtsvoll die Soldatenmütze ab, und die Sonne küßte seinen schneeweißen Scheitel. Ein solcher Glaube war ebenso rührend wie ansteckend. Selbst ein Chouan hätte sich versucht gefühlt, in den Donnerruf der vier Jünglinge einzustimmen: „Vive l'Empereur!“

Der Veteran setzte seine Mütze wieder auf und gebot den Burschen Ruhe.

„Der ‚kleine Korporal‘ vergißt keines seiner Kinder, nein — keines, keines! Er hat dieser Waisen gedacht, hat sie ernährt und ihnen ermöglicht, zu werden, was sie geworden sind! Ich habe sie gelehrt, allabendlich für ihn zu beten; ihre Gebete haben sich mit jenen von Millionen anderer vermengt und sie haben ihm zum Siege über die ganze Erde verholfen.“

Meister Arfoll, obgleich sanft wie ein Lamm, war doch ein Mensch. Jetzt bot sich ihm Gelegenheit, den Zornesausbruch des Veteranen zu parieren, und er ließ sich sie nicht

entgehen. Während dieser einen Augenblick innehielt, um Atem zu schöpfen, bemerkte er, auf die vier Jungens zeigend: „Und wie ist's mit ihren drei Brüdern, Korporal Derval?“

Der Streich saß, das Blut wich aus den Wangen des alten Soldaten. Weit entfernt von der Heimat, in fremder Erde moderten drei Söhne dieses Hauses — zwei von ihnen unter dem furchtbaren Schnee Rußlands. Er blickte scheu nach der Thür, denn hinter derselben saß die Witwe seines Bruders, die noch immer untröstliche Mutter der Gefallenen, aber er sagte mit fester Stimme: „Ihre Seelen sind bei Gott! Sie sind auf dem Felde der Ehre gestorben, wie es sich für tapfere Soldaten ziemt. Ist es nicht besser, so zu sterben, als im Bette eines Feiglings? Sie haben ihre Pflicht erfüllt, Meister Arjoll — mögen auch wir die unserige erfüllen!“

„Amen!“ rief der kleine Curé.

„Sehen Sie, wenn der ‚Kleine Korporal‘ mir heute seine Schnupftabaksdose reichen und sagen wollte: ‚Korporal Ewen Derval, ich brauche auch Ihre anderen Bursche,‘ ich weiß, sie würden dazu lächeln, meine braven Jungens — Hoël, Gildas, Alain und Zannick — und ich, der alte Grenadier von Eismone, Arcola und Austerlitz, ich, mit meinem Rheumatismus und meinem Stelzfuß, würde mich an die Spitze meiner Matkabäer stellen und mitmarschieren — rat-a-tat, rat-a-tat!“

Diesmal schien der Enthusiasmus durch die Wendung, die das Gespräch genommen, etwas gedämpft worden zu sein. Hoël, Gildas und Alain brachen nicht in Hochrufe auf den „großen Kaiser“ aus, und Zannick, der Humorist der Familie, zog sogar hinter dem Rücken seines patriotischen Oheims eine Grimasse. Dafür aber rief Marcelle begeistert: „Und ich, würde mit dir marschieren!“

Mit blitzenden Augen und brennenden Wangen auf der Thürschwelle stehend, sah sie wirklich wie eine Matkabäerin aus.

„Du hättest auch ein Mann sein sollen,“ rief der Alte begeistert und nahm ein Brischen, um seine Rührung zu verbergen. „Natürlich marschierst du auch mit — als Marke-

tenderin der Makkabäer. Aber, mein Gott, was bin ich doch für ein Chouan! Ich lasse Ehrwürden auf der Straße stehen — wollen Sie nicht eintreten, Vater Kolland?“

Er humpelte zur Thür, riß diese auf und machte eine einladende Handbewegung, die eines Regenten würdig gewesen wäre. Der Priester nickte dem Wanderlehrer freundlich zu und verschwand dann im Hause.

Arfoll stand mit Rohan noch mitten auf der Straße. Einen Augenblick stutzte er, dann reichte er ihm die Hand und sagte rasch: „Ich werde dich heute Abend bei deiner Mutter treffen — jetzt muß ich fortheilen!“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging er mit großen Schritten dem Meeresstrande zu, Rohan in der Gesellschaft seiner reckenhaften Vettern zurücklassend.

Sechstes Kapitel.

Die Häuslichkeit des Korporals.

Marcelle verbrachte den ganzen Tag wie im Traume; sie wechselte fortwährend die Farbe und war nicht imstande, fünf Minuten ruhig auf einem Platze auszuharren; ihre Hand zitterte, als sie Brot schnitt. Sie ging mit ihren Brüdern sehr zärtlich um und empfand das zwingende Bedürfnis, bald die Mutter, bald den Korporal zu küssen; dabei schwammen ihre Augen in Thränen. Die Mutter betrachtete sie mit sonderbaren Blicken; da auch sie in ihrer Jugend verliebt gewesen war, ahnte sie, was diese Unruhe ihrer Tochter zu bedeuten habe.

Geheime Liebe ist süß, aber die eingestandene ist noch süßer, denn sie bringt die beruhigende Gewißheit und den ersten wirklichen Liebeskuß. Bis zu jenem Tage hatte Rohan noch mit keinem Wort verraten, was sein Herz bewegte; bis zu jener seligen Stunde hatte er sie nie anders, als wie es bei ihnen Sitte, auf beide Wangen geküßt. Nun sich ihre Lippen gefunden, war das stille Geständnis besiegelt.

Die Begegnung mit dem Wanderlehrer hatte Marcelle etwas verstümmt, aber ihr Mißmuth schwand bald, denn sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Rohan ein guter Christ sei, an Gott glaube und auch an den großen Kaiser. Marcelle hatte eine religiöse Erziehung genossen. Ihre Mutter, eine schlichte Bäuerin, hielt fest an allen Kirchenformeln, an dem alten Aberglauben, an den kirchlichen Legenden, deren Ausrottung die Revolution vergebens versucht hatte. Die alte Frau veräumte keine Messe in der kleinen Kirche und kniete, so oft sie an einer Kalvarie vorbeiging, nieder, um ein süßes Gebet zu verrichten. Sie glaubte an die Wunderkraft aller Heiligen und haßte die Revolution.

Ihr Mann, der ältere Bruder des Korporals, war ein Fischer gewesen. Der große Seesturm von 1796 forderte ihn als Opfer; der Korporal, damals noch gemeiner Soldat, kam gerade aus Italien auf Urlaub nach Hause und fand die Witwe mit ihren sieben hilflosen Kindern in hellster Verzweiflung und im größten Elend. Jannick, der jüngste, erblickte erst einige Monate später das Licht der Welt.

In jener Stunde hatte Ewen Derval den großen Eid geschworen, niemals zu heiraten, sondern den vaterlosen Waisen ein Vater zu werden und dem Weibe seines Bruders ein treuer Beschützer. Und er hat sein Wort ehrlich gehalten.

Er kämpfte in vielen Schlachten für seinen angebeteten Kaiser, vermied die Weiber, das Spiel, kurz jede Versuchung, die seine karg bemessene Löhnung hätte vermindern können, und galt infolgedessen in seinem Regiment als Sonderling und Geizhager. Daran lag ihm nichts, wenn nur seine große Familie zu Hause nicht zu darben brauchte. Bei Austerlitz verlor er sein Bein. Von dieser Stunde an konnte er dem „kleinen Korporal“ nichts mehr nützen. Er wurde mit einer ansehnlichen Pension und einer Anzahl Medaillen verabschiedet und konnte sich nun ganz der Erziehung „seiner“ Kinder widmen. Von Krieg und Krankheit erschöpft, mit einem Stelzfuß und das Herz dennoch voll Bewunderung und Dankbar-

keit für den großen Kaiser, die Taschen voll Geschenke für die Kinder, kehrte er eines Tages nach Kromlax zurück, und hier hatte er seither als Held, als Orakel, als Oberhaupt einer zahlreichen Familie gegolten. Korporal Derval hatte sich trotz seines langen Soldatenlebens eine ungewöhnliche Charakter- und Seelenreinheit bewahrt, die man bei Veteranen Napoleons sonst nicht zu finden pflegte. Er zollte dem weiblichen Geschlecht Achtung und glaubte an Gott. Freilich das, was man einen guten Katholiken nennt, war er nicht, denn er ging fast nie zur Beichte und hörte nur die Mitternachtsmesse am Weihnachtsabend. Er hütete sich, vor den Kindern derbe Witze zu machen oder zu fluchen und unterstützte seine Schwägerin bei der Erziehung ihrer Kinder, die gelehrt wurden, Christus und alle Heiligen zu lieben und anzubeten, die Priester zu achten, ein gottgefälliges Leben zu führen und sich gegenseitig zu stützen.

An den langen Winterabenden, wenn der Sturm das Meer peitschte und um die Steindächer pfiß, der Schnee knietief lag, umringten die Kinder den Alten, während die Witwe in einem Winkel spann, und lauschten mit offenem Munde den Geschichten von dem „großen Kaiser,“ dem erhabensten Wesen nächst Gott. Merkwürdigerweise entzückten dieselben das leidenschaftliche kleine Mädchen mehr als ihre kühler beanlagten Brüder. Von frühester Kindheit an unterwiesen, Napoleon als göttliches Wesen zu betrachten, hing Marcelle mit unauslöschlicher Liebe und Verehrung an ihm. Gott und der Kaiser waren für sie unzertrennliche Begriffe.

An diesem denkwürdigen Tage jedoch, da ihr Rohan seine Liebe gestanden, hatte Marcelle in ihrem überschwenglichen Glücksgesühl ihr Idol fast vergessen. Während sie geschäftig im Hause herumarbeitete, fühlte sie sich von Rohans Armen emporgehoben; sie hörte sein zärtliches Liebesgeflüster und fühlte den brennenden Kuß auf ihren Lippen — einen Kuß, der ihr das Blut in den Adern kochen machte. Jeder Gegenstand in der Hütte erschien ihr heute in ganz neuem Licht. In Wirk-

lichkeit unterschied sich ihr Häuschen durch nichts von den Nachbarhäusern. Es enthielt im Erdgeschoß einen großen Raum, der als Wohn-, Speisezimmer und Küche zugleich diente. Ein großer Speisetisch mit seinen für Suppe bestimmten Aushöhlungen stand in der Mitte; Löffelbehälter und Brotkorb hingen an einem Flaschenzug von dem rauchgeschwärzten Querbalken herunter, der eine Vorratskammer ersetzte, dem Ölkannen, Speckseiten, Zwiebelkränze, Ziegenfelljacken, Wasserstiefel und anderes mehr führten dort oben ein interessantes Stillleben. In einem Winkel, neben dem offenen Kochherd, stand ein fast bis zur Decke reichendes Kastenbett mit seltsam geschnitzten Schiebepaneelen, ihm gegenüber ein etwas kleineres von derselben Art. An einer starken Kette hing ein großer, blankgeschuenerter Kupferkessel über dem Herd. Alles in diesem geräumigen Gemach atmete Sauberkeit und peinlichste Ordnung.

Eine alte geschnitzte Holzstreppe führte in den oberen Teil der Hütte, in das Frauengemach, das die Witwe mit ihrer Tochter bewohnte.

Die Familie hatte gerade ihr Abendbrot beendet, der Korporal war zu einem Abendplauschen zu einem Nachbar gehumpelt, die Zwillingbrüder Hoël und Gildas lungerten auf einer Bank, Alain stand, sein Pfeifchen schmauchend, vor der Hausthür und Zannick, der jüngste der Familie, streckte seine ungeschlachten Glieder vor dem Feuer aus, Mutter Derval saß bereits vor ihrem Spinnrocken, während Marcelle sich damit beschäftigte, den Tisch abzuräumen. Ihre Mutter beobachtete sie von ihrem Winkel aus. Das Mädchen kam ihr heute so sonderbar vor.

„Was ist denn heute mit Marcelle los?“ bemerkte Hoël plötzlich. „Sie thut ja seit Stunden den Mund nicht auf und blickt wie geistesabwesend bald hierhin, bald dorthin, gerade wie die verrückte Johanna unten im Dorfe.“

Marcelle stieg das Blut ins Gesicht, aber sie antwortete nicht.

„Vielleicht hat sie gar den Korigan gesehen?“ scherzte Gildas.

„Gott und alle Heiligen mögen sie davor beschützen,“ rief die Witwe, sich rasch bekreuzigend. Der „Korigan“ gilt beim Bretagner Volke als ein Geist des Bösen; wem er erscheint, dem steht etwas Schlimmes bevor, oft sogar der Tod.

„Unsinn!“ brauste jetzt Marcelle auf.

„Das Kind ist heute wirklich blässer als sonst. Marcelle ist zu wenig und arbeitet zu viel. Sie faulenz nicht so viel wie ihr Buben. Zwei Paar Frauenarme müssen sich tüchtig rühren, um alle Arbeit in einem so großen Hauswesen ordentlich zu versorgen, wie das unserige ist,“ nahm Frau Derval sie in Schutz.

Das Mädchen blickte dankbar zur Mutter hin, welche durch diesen Blick das Geheimnis der Tochter erriet.

„Das ist alles ganz schön,“ nahm jetzt Jannick das Wort, „aber Marcelle verrichtet doch ihre Hausarbeit nicht am Thore des heiligen Gildas?“

Marcelle zuckte zusammen und hätte beinahe die Schlüssel, die sie in der Hand hatte, fallen lassen. Sie warf einen nicht gerade freundlichen Blick auf ihren Peiniger, der ihr boshaft zunickte.

„Was meint der Junge damit?“ forschte die Mutter.

„Er ist ein Flegel und sollte eine tüchtige Tracht Prügel bekommen,“ erklärte das Mädchen ärgerlich.

„Mein Rücken ist breit genug, probier's einmal,“ höhnte der junge Riese. „Mutter, frag' sie doch, ob sie die Wäsche am Thore des heiligen Gildas wäscht. Und wenn sie mit Nein antwortet, dann frage sie, was sie heute so lange dort getrieben hat.“

Die Mutter blickte fragend zu Marcelle hin, die sich noch immer am Tische zu schaffen machte, aber nichts sagte.

„Warst du heute dort, mein Kind?“ fragte die Alte endlich.

„Ja, Mutter,“ lautete die sofortige Antwort.

„Es ist ein langer Weg dahin; was hat dich bewogen, ihn zurückzulegen, mein Kind?“

„Ich wollte am Strande Tang suchen und stieg die Trif-

finesleiter hinab; plötzlich fiel mir ein, daß ich schon lange das „große Thor“ und das Trou à Gildas nicht gesehen hatte. Da es gerade Ebbe war, schlenderte ich hin; aber die Flut überraschte mich; ich hatte große Mühe, den Strand mit heiler Haut zu erreichen.“

„Du hast eine zu große Vorliebe für gefährliche Orte, mein Kind,“ bemerkte die Mutter mißbilligend. „Du wirst noch einmal dein Leben dabei einbüßen, wie dein Vater. Ein Mädchen hat sich im Hause zu beschäftigen und nicht am Strande herumzustreichen. Ich lebe seit fast fünfzig Jahren hier in Kromlaix und habe das „große Thor“ nur ein einziges Mal gesehen, als mich dein Vater in den schlimmen Tagen in seinem Boote mitnahm, um die heilige Messe auf offener See zu hören.“ Während des Sprechens drehte Mutter Derval fleißig ihre Spindel, denn sie gehörte zu jenen Frauen, die keine Minute ohne Beschäftigung zu sein vermögen.

„Ich will dir erzählen, Mutter, was ich heute gesehen habe,“ sagte Zannick, sich erhebend und seine Glieder streckend. „Als wir vom Fischzug heimkehrten, trieb uns die Flut nahe am Thore des heiligen Gildas vorbei, plötzlich rief Michel Grallon, der Augen wie ein Falke hat: ‚Seht doch, seht!‘ Wir blickten alle ins Thor hinein, aber wir waren doch zu weit entfernt, um die Gesichter zu erkennen, doch sahen wir einen Fischer, der bis zur Brust im Wasser watete und auf seinen Armen eine Frauensperson trug. Die Flut war ungewöhnlich hoch, und er trug sie ums Thor herum und setzte sie erst am Strande ab. Dreh’ doch dein Gesicht zu mir herum, Marcelle! Dann küßte der Mann die Maid und sie küßte ihn wieder, mehr konnte ich nicht sehen, denn unser Boot glitt um die Ecke.“

Die Zwillinge lachten belustigt und zwinkerten Marcelle gutmütig an. Sie bewahrte ihre Ruhe, zuckte mit den Schultern und heuchelte Gleichgültigkeit. Zannick, durch ihre Fassung erboßt, wandte sich erregt an die alte Frau: „Mutter, frag’ sie doch, ob sie allein zum Thore des heiligen Gildas ging.“

Ohne die Frage abzuwarten, entgegnete Marcelle, dem forschenden Blick der Mutter tapfer standhaltend: „Nein, auf dem Hin- und Rückwege hatte ich, wie Zanniè richtig behauptet, Gesellschaft. Höre mich an, Mutter! Zanniè ist noch ein dummer, grüner Junge und sieht Gespenster, wo andere Menschen nichts Merkwürdiges sehen. Ich habe an der Küste einen Kameraden getroffen und unter seiner Führung ging ich zum ‚großen Thor.‘ Allein hätte ich es sicherlich nicht gewagt; dort wurden wir ganz unerwartet von einer Hochflut überrascht, und er trug mich auf seinen starken Armen sicher durchs Thor, und dann geschah, was der dumme Zanniè gesehen — ich küßte ihn zum Dank auf beide Wangen. Es war ja doch nur Vetter Rohan, und ohne seine Hilfe hättest du jetzt bestimmt keine Tochter mehr, Mutter! Das Wasser ging ihm bis zum Munde — wie hätte ich da durchkommen können?“

Die Brüder brachen auf Kosten Zanniè's in helles Lachen aus. Marcelles Herumstreichereien mit ihrem Vetter geschahen ja mit Wissen und Erlaubnis der Mutter und des gestrengen Onkels; gehörte doch Rohan zur engsten Familie! Nur die alte Frau blickte ernst vor sich hin.

„Das ist nicht wahr!“ schrie Zanniè, der sich ärgerte, abgetrumpft worden zu sein. „Als ich die Dorfstraße heraufkam, sah ich Vetter Rohan in Gesellschaft unseres Pfarrers und Meister Arfolls, und als ich nach Hause kam, war Marcelle noch nicht da. Und dann war der Fischer, der sie trug — und daß sie es war, darauf möchte ich schwören — nicht größer als ich, auch preßte er sie zu sehr an seine Brust und umarmte sie zu oft, als daß es Rohan Gwensfern oder ein anderer Verwandter hätte sein können.“

„Wer immer es gewesen,“ unterbrach ihn die Witwe streng, „die Heilige Jungfrau möge mich davor bewahren, daß Marcelle oder ein anderes meiner Kinder lüge. Ob es Rohan oder ein anderer war, du hättest nicht so weit gehen dürfen, meine Tochter. Das ist kein passender Ort für junge Mädchen, kaum

für solche Waghälse, die ihr Leben freventlich aufs Spiel setzen, wie Rohan Gwensfern. Alle Welt weiß, daß die „Kathedrale“ von dem heiligen Gildas verflucht worden ist und jetzt nur von bösen Geistern heimgesucht wird; die Seelen der Mönche und Äbte, welche das heilige Kreuz verleugneten, spuken dort herum. Auch meiner Schwester Sohn thut unrecht, sich an den verrufenen Ort zu wagen. Übrigens ist es schon spät geworden, geht schlafen, Jungens. Komm, Marcelle, auch wir gehen hinaus.“

Kaum waren sie in ihrem sauberen Stübchen oben und die alte Frau im Bette, als Marcelle ihr um den Hals fiel und unter Thränen und Lachen ihr Herz vor ihr ausschüttete. Sie hatte Rohan zwar gesagt, daß sie ihr Geheimnis vorläufig noch hüten wolle, aber sie vermochte die ängstlich forschenden Blicke ihrer Mutter nicht zu ertragen. Diese war von der Beichte nicht allzusehr überrascht, freilich auch nicht erfreut, denn ihr Nefse Rohan war nicht der Mann, den sie für ihre einzige Tochter wünschte. Der Junge war zu excentrisch und waghalsig, zu wenig fromm, ein zu seltener Kirchenbesucher und ein zu fleißiger Schüler des entsetzlichen Arfoll, um ihrem altmodischen Geschmack zu entsprechen. Wie oft hatte sie schon im stillen ihre Halbschwester wegen dieses Sohnes bedauert! Seine körperliche Schönheit und Kraft, seine angeborene Herzengüte gefielen ihr zwar sehr und sie liebte ihn auch um dieser Vorzüge willen, aber ihre Anschauungen gingen zu weit auseinander und sie fürchtete immer, der Junge könne auf Abwege geraten.

Schon seit längerer Zeit ahnte sie mit stillem Bangen, daß Rohan ihrer Tochter mit mehr als verwandtschaftlichem Interesse begegne. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne Marcelle mit Geschenken zu überraschen, wie Mädchen sie lieben; aber die gute Alte hatte sich immer damit beruhigt, daß die beiden ja noch zu jung seien und auch zu nahe verwandt, um sich ernstlich zu verlieben, und siehe da, jetzt hatte Amor diesen bösen Streich dennoch gespielt!

Mutter und Tochter hingen in solch zärtlicher Liebe aneinander, daß sie sich gar bald verständigten. Die Mutter versprach, vorläufig beide Augen zudrücken zu wollen und von dem Geschehenen keine Notiz zu nehmen. Weder der Korporal, noch die vier Brüder sollten erfahren, wie es um das junge Paar stand. Rohan sollte nach wie vor als naher Verwandter behandelt und auch seiner Mutter vorläufig nichts verraten werden. Marcelle hinwieder verpflichtete sich, Rohan bezüglich ihrer Verlobung keine weiteren bindenden Versprechungen zu machen, in Zukunft längere Ausflüge mit ihm zu vermeiden, kurz, sich so zu benehmen, daß sie keinen Grund zu weiteren Verdächtigungen und Redereien gäbe.

Im Innersten ihres Herzens fühlte sich die Witwe durch das selbständige Vorgehen des jungen Paares ein wenig verletzt. In der Bretagne war es nicht Sitte, daß ein junger Mann persönlich um die Braut werbe. Rohan hätte einen Abgesandten an den Korporal schicken müssen, um diesem den Wunsch des jungen Mannes zur Kenntniß zu bringen. Der Korporal hätte sodann die Mutter des Bewerbers aufgesucht, sich mit ihr über die pekuniären Punkte verständigt und nach Erledigung derselben Rohan Gwensfern zum Gatten Marcelles bestimmt, ohne diese erst zu befragen. So wurden in Krom-laix seit Menschengedenken die Ehen geschlossen.

Die Witwe betete in jener Nacht inbrünstig, Gott möge ein Wunder geschehen lassen, damit Marcelle von ihrer Neigung zu Rohan geheilt werde. Wenn sie freilich das Gesicht ihrer Tochter gesehen hätte, als diese nach der Beichte sich anschickte, zur Ruhe zu gehen, sie würde eingesehen haben, daß ihr Gebet vergebens sein müsse.

Das Frauengemach enthielt zwei kleine Betten, die beide schneeweiß überzogen waren. In der Mauer waren neben den Betten einige Haken angebracht und mit weiblichen Kleidungsstücken behängt. Die Hauptmöbelstücke bildeten ein Tisch in der Mitte des Gemaches und ein großer eichener Wäschschrank in der Ecke. Nicht weit von diesem hing ein kleiner, einfach

eingerahmter Spiegel. Nachdem sich Marcelle ihrer Oberkleider, ihrer Strümpfe und Schuhe und ihrer Haube entledigt, trat sie vor den Spiegel, um, wie allabendlich, ihr dichtes, schwarzes Haar, das sie wie ein Mantel umwallte, für die Nacht zu ordnen. Sie errötete, als die langen Strähne beim Kämmen über ihren jungfräulichen Busen fielen; ein seltsames Kiefeln ging durch ihren Körper. Sie durchlebte jene ganze Scene deutlich noch einmal. Sie fühlte sich von den kräftigen Armen Rohans umschlungen, fühlte seine heißen Küsse auf ihren Lippen brennen. Sie neigte sich vor, um ihr Spiegelbild besser sehen zu können; dann schloß sie lächelnd die Augen und drückte, von einem unwiderstehlichen Impuls getrieben, ihre heißen Lippen auf das Ebenbild in ihrem Spiegel, dabei zärtlich flüsternd: „Ich liebe dich, Rohan! Gute Nacht!“

Lächelnd ordnete sie ihr Haar und schlich auf den Zehenspitzen zu ihrem Bette. Über demselben hing ein gewöhnliches Öldruckbild der Madonna mit dem Jesukindlein. Marcelle kniete davor nieder, faltete andächtig die Hände und betete: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“

Sie dankte Gott für seine Gnade, bat ihn, ihr ihre Sünden zu vergeben, alle ihre Lieben in seinen besonderen Schutz zu nehmen, sich der Seele ihres Vaters im Himmel droben zu erbarmen, sowie ihrer Mutter, dem Korporal, ihren vier Brüdern und ihr selbst auch weiter gnädig zu sein.

Dann hielt sie einen Augenblick inne, ehe sie zitternd fortfuhr: „Ich bitte dich, Heilige Jungfrau, segne meine Liebe zu Rohan und schenke mir deine Gnade, damit ich nie mehr gegen dich sündige. Ist es eine Sünde, daß ich Rohan so sehr liebe? Mach', daß er mir ewig treu bleibe!“ Sie bekreuzigte sich fromm und wollte sich erheben, doch plötzlich fiel ihr ein, daß sie etwas vergessen. Sie erhob ihre Augen, aber jetzt nicht mehr zu dem Bilde der Mutter Gottes, sondern zu dem eines Mannes in Uniform, der auf einer Anhöhe stand und auf ein rotes Licht herunterblickte, das von einer brennenden Stadt

unten im Thale heraufzulodern schien. Sein Antlitz war weiß wie Marmor, zu seinen Füßen kauerten einige Grenadiere mit gezieltem Bajonett.

Der Jungfrau Augen hafteten mit ebensolcher Ehrfurcht und Liebe darauf wie auf jenem ersten. Sie spitzte die Lippen wie zum Kusse, ehe sie ihr Antlitz mit den Händen bedeckte und mit halbleiser Stimme betete: „Um Jesu, der heiligen Jungfrau und aller Heiligen willen erhalte, o Gott, unseren großen Kaiser, verleihe ihm den Sieg über alle seine Feinde und schmettere die Bösen nieder, die ihn vernichten wollen. Segne ihn und lasse ihm deine Gnade, o erbarmungsvoller Gott, angedeihen — um der Segnungen willen, die er uns angedeihen ließ. Amen! Amen!“

Mit diesem innigen Gebet für den heiligen Napoleon ging Marcelle zu Bette und schlief nach einigen Minuten fest ein, um am nächsten Morgen etwas später als sonst zu erwachen.

Siebentes Kapitel.

Am Brunnen.

Vor der Hausthüre der Mutter Gwensfern standen Meister Arfoll und Rohan, in ein ernstes Gespräch vertieft. Es war eine ruhige und windstille Nacht. Der Mond wurde oft von leichten Wolken verdunkelt; wenn diese sich verzogen, beleuchtete er eine eigentümlich phantastische Scene unten am Strande. Schattenhafte Frauengestalten neigten sich über verborgene Wassertümpel, rings um diese herum lag blendend weiße Wäsche auf dem Kiese, ab und zu flackerte das Licht einer Laterne auf oder bewegte sich, wie von unsichtbaren Händen getragen. Um den geisterhaften Eindruck noch zu erhöhen, erklang dumpf und melancholisch das schreckliche Lied von den „Wäscherinnen der Nacht“ durch die Luft.

Diese gesürchteten „Wäscherinnen der Nacht“ sind nicht etwa liebliche Nixen, sondern entsetzliche, todbringende Ge-

spenster, vor denen die abergläubischen Frauen eine Heidenangst haben. Wer die „Kannerez-noz“ im Dunkel der Nacht mit leiblichem Auge erblickt, ist nach dem Volksmunde dem Tode geweiht. Sie waschen Nacht für Nacht; ihre Arbeit endet nie, denn die Reihe der Toten ist endlos. Am liebsten suchen sie verborgene Stellen auf, wo sie ungestört waschen und die Wäsche auswinden können.

In stillen Mondscheinnächten pflegten die fleißigen Frauen von Kromlaix eine am Strande befindliche Buchtung aufzusuchen, in welcher von einer tief in der Erde verborgenen Quelle eine Art Süßwasserbrunnen entstanden war. Dort spülten sie ihre Wäsche gemeinsam, melancholische Lieder singend, welche die gefürchteten „Wäscherinnen der Nacht“ fernhalten sollten, oder Neuigkeiten austauschend, während sie ihre Krüge mit Wasser für den nächsten Tag füllten. Bei Tag und Nacht, am liebsten aber zur Zeit der Ebbe, versammelte sich alt und jung am „Brunnen.“ Dieser bildete den Mittelpunkt aller Tratsch- und Standalgeschichten des Dorfes.

Eine Weile hatte Arfoll die Scene mit Interesse beobachtet. Endlich wandte er sich lächelnd an Rohan: „Könnte man nicht glauben, die von unseren Frauen so gefürchteten ‚Kannerez-noz‘ dort unten ihre Wäsche spülen zu sehen? Sie dürften wohl keine so schönen Jungfrauen sein wie zum Beispiel deine Base Marcelle.“

„Unter den Wäscherinnen dort unten ist gar manche, die selbst an helllichem Tage sich für eine Kannerez-noz ausgeben könnte, wie zum Beispiel die alte Mutter Barbail,“ entgegnete Rohan lachend.

Meister Arfoll stimmte nicht in das fröhliche Lachen ein, sondern sagte mitleidig: „Die armen alten Mütter mit den müden Gliedern und gebrochenen Herzen, die bald noch gebrochener sein werden! Ach, mein lieber Rohan, es ist sehr angenehm, jung, gesund und hübsch zu sein wie Marcelle, aber unsagbar traurig, so alt und mißachtet zu werden, wie Mutter Barbail, von der du sprachst: hat sie nicht einen Sohn?“

„Ja.“

„Einen einzigen?“

„Ja — Jannick. Sie werden ihn vom Sehen kennen, Meister Arfoll; er ist lahm, hat einen großen Höcker und an der rechten Hand fehlen ihm zwei Finger — er ist so zur Welt gekommen.“

„Gott hat sich ihm also sehr gnädig erwiesen.“

„Gnädig?! Wieso?“

„Ja, ihm und seiner Mutter, denn es ist besser, lahm und buckelig zu sein, als Soldat zu werden. Der glückliche Jannick kann nie in den Krieg ziehen und seine alte Mutter kann ihr Kind behalten.“

„Und mein Name steht diesmal, obgleich ich der einzige Sohn einer Wittve bin, ebenfalls auf der Konstriptionsliste und meine Nummer kann gezogen werden?“ fragte Rohan mit vor Erregung heiserer Stimme.

„Vielleicht — aber Gott verhüte es!“

„Gott verhüte es! Ach, ich habe es satt, Gottes Namen in einer solchen Verbindung zu hören!“

„Gottes Namen zu hören, darfst du nie satt bekommen, mein Sohn!“

„Gott verhüte es! Was verhütet Gott? Verhütet er vielleicht Grausamkeit, Schlächterei und Gemetzel? Nichts von alledem! Er überläßt seine Welt Teufeln. Sie, Meister Arfoll, haben all diese Schandthaten gesehen und glauben doch an ihn!“ rief Rohan fast zornig. Mit seiner dichten blonden Mähne und seiner hohen, kräftigen Gestalt sah er neben dem schwächlichen Wanderlehrer wie einer der sagenhaften nordischen Riesen aus.

„Ja, mein Sohn, ich glaube an ihn,“ erklärte Arfoll mit seiner milden Stimme, „und ich glaube, ich werde bis zu meiner Todesstunde an ihn glauben. Du hast noch sehr wenig von der Welt gesehen und noch nicht viel gelitten; ich habe viel gesehen und alles, was mir lieb und teuer war, verloren,

und doch sage ich dir in dieser ernstesten Stunde — Gott behüte mich davor, daß ich meinen Glauben an ihn verliere!“

„Warum giebt er solche Dinge zu?“

„Nicht Gott, sondern der Mensch ist des Menschen Geißel. Er hat die Welt schön gemacht, die bösen Menschen verderben sie, denn sie kennen Gott nicht.“

„Wer also kennt ihn? Die Kummervollen und Beladenen?“

„Diejenigen, die ihn lieben, Rohan, indem sie ihre Nebenmenschen lieben, ihnen Gutes thun und geduldig ihr Schicksal ertragen. Freilich, mein Gott ist nicht der Gott der Priester, auch nicht der deines Onkels Ewen und auch nicht der Schlachtengott. Mein Gott ist die Stimme meines eigenen Herzens, der ich stets folge, und sie hat mich noch nie betrogen.“

Rohan sah bewundernd zu seinem Lehrer auf, der ihn durch seine milden Mahnworte jedoch nicht belehrt hatte. Das heiße Blut der Ewenfern kochte in seinen Adern, der Geist des Zornes und der Empörung war in ihm erwacht und hatte sich seiner bemächtigt. Dieses Naturkind vermochte nicht, seinen elementar ausbrechenden Gefühlen Zwang aufzuerlegen; sie waren mächtiger als der äußere Bildungsschliff, den ihm sein Lehrer beigebracht hatte. „Lassen Sie uns doch wieder auf die Konstriktion zurückkommen. — Der Kaiser kann also jedem erwachsenen Mann gebieten: ‚Folge mir!‘ Und dies sollte wirklich Gottes Wille sein?“

„Nein!“

„Wäre ein Mann im Recht, der dem Kaiser mutig antworten würde: ‚Ich folge dir nicht, denn deine Führerschaft ist verflucht?‘“

„Es giebt keine Rettung — wen er ruft, der muß ihm folgen!“

„Beantworten Sie mir zuerst die Frage, wäre ein solcher Mann im Recht oder nicht?“

„Vor Gott jedenfalls.“

„Also hören Sie! Sie sind mein Zeuge, ich schwöre vor Gott —“ dabei erhob der junge Riese feierlich die beiden Finger

der rechten Hand — „wenn ich je unter die Fahnen gerufen werden, wenn je die blutige Hand sich auf meine Schulter legen und der blutige Finger mich vorwärts weisen sollte, dann will ich bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Atemzug widerstehen. Und wenn alle Welt gegen mich sein sollte, ich würde standhaft bleiben. Man kann mich töten, aber man kann mich nicht zwingen, andere zu töten.“

Wie ein Wildbach waren diese Worte von Rohans Lippen gesprudelt; jeder Blutstropfen war aus seinem Gesichte gewichen und sein ganzer mächtiger Körper zitterte unter dem Einfluß seiner leidenschaftlichen Erregung. Ohne sich dessen bewußt zu sein, machte er, als er sein Gelöbniß beendet hatte, das Kreuzeszeichen, wie um auch Gott zum Zeugen seines Eides anzurufen.

Arfoll seufzte schwer auf. Er hatte schon öfter solche Eide und Leidenschaftsausbrüche gehört, aber das Ende war stets das gleiche gewesen — knirschende, verzweifelnde Unterordnung unter das unvermeidliche Schicksal. Lehrer und Schüler drückten sich nur noch stumm die Hände, dann ging der letztere ins Haus zurück, während Arfoll den Klippenweg einschlug.

„Gott verhüte, daß ihn das Los treffe,“ murmelte er. „Jetzt ist er noch ein Lamm, denn er kennt nur die grünen Gefilde seiner Heimat und den Hauch des Friedens; aber er ist auch ein Feuergeist und das erste Blut auf dem Schlachtfeld würde ihn in ein wildes Tier verwandeln.“

Während Lehrer und Schüler dieses ernste Gespräch führten, ging es drüben am Brunnen recht lebhaft zu. Rings um denselben kauerten einige Frauen mit ihren nackten Knien auf dem harten Riesboden, klopfen mit Holzschlägeln ihre Wäsche, andere wieder standen plaudernd und lachend in Gruppen und tauschten Neuigkeiten aus. Die Luft war warm, ab und zu tönte vom Meere herüber das schrille Gekreisch einer verspäteten Seemöwe; sogar eine große weiße Nachtule verirrte sich zum Brunnen und flatterte erschreckt über demselben hin und her, ehe sie ihren Weg zu den Klippen fand.

Auch Marcelle stand, mit ihrem Wasserkrug auf dem Kopfe, in einer Gruppe von plaudernden Mädchen. Sie war in diesem Kreise nicht besonders beliebt — theils wegen ihrer großen Schönheit, theils wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Ex-korporal. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen und erzählten sich ihre gegenseitigen Liebesgeschichten in flüsterndem geheimnisvollem Tone. Es waren einige sehr schöne darunter, aber keine konnte sich mit Marcelle messen. Von hellem Mondschein beleuchtet, glich sie einer Märchengestalt.

„O mein Gott!“ seufzte eines der Weiber am Brunnen, „es ist nur zu wahr, was die kleine Joan sagt; gar manche von uns wird es zu ihrem Leidwesen bald genug erfahren.“

„Das wird für Romlax wieder ein trauriger Tag werden,“ meinte eine andere. „Das letzte Mal wurde unser Kiarik genommen und er ist noch nicht heimgekehrt.“

„Aber er lebt doch noch,“ mischte sich eine Greisin ein, „während meine beiden Söhne, Jannick und Gillarm, ohne Priestersegen oder Freundesgebet in fremder Erde verscharrt wurden.“ Sie seufzte schwer auf und Thränen rieselten ihr über das runzelige Gesicht.

„Die Nachricht von einer neuen Konstriktion ist leider nur zu wahr,“ bemerkte jetzt ein lahmes junges Mädchen Namens Joan, „aber die Zeit steht noch nicht fest; es kann auch noch ein oder zwei Jahre dauern, denn es heißt, daß der Kaiser noch keine bestimmten Entschlüsse gefaßt hat. Da Mutter wegen meiner Brüder ängstlich ist, fragte sie heute den Pfarrer und er sagte ihr, die Listen hätten nicht viel zu bedeuten; die Leute würden vielleicht noch lange nicht einberufen werden; auch könne Frieden geschlossen werden und dießfalls brauche niemand zu marschieren.“

„Es ist unbegreiflich, warum der Kaiser nicht Frieden macht. Ist er nicht der Herrscher? Als solchem müßte es ihm leicht fallen, Frieden zu schaffen.“

Jeanne Penvenn lachte wild auf. „Der Kaiser?! Sage, der Teufel! und alles ist gesagt. Macht der Teufel je Frieden?“

„Schweigen Sie!“ rief Marcelle, die Geduld verlierend. „Sie haben nicht das Recht, so zu sprechen. Und was Ihre auf dem Schlachtfelde gefallenem Söhne betrifft, so ist ihnen jetzt wohlter als einst im Wirtshaus, wo sie zu raufen und zu fluchen pflegten. Es sind die Engländer, die den Kaiser verhindern, Frieden zu machen. Mein Onkel, der Korporal, sagt, daß der Kaiser sich gerne Ruhe gönnen würde, wenn die Engländer es zuließen, die alle Könige mit Gold erkaufte haben. Die Wespen von Preußen und Engländern, die den Kaiser umsummen, können ihm nichts anhaben, aber sie können ihn belästigen und am Friedensschluß verhindern.“

Einige stimmten Marcelle bei, während andere heftig widersprachen; das richtete sich nach dem Einfaß, den jede Mutter oder Schwester im Kriegsspiel hatte.

„Wozu stellt der Sergeant die Listen so eilig zusammen?“ fragte eine junge Frau. „Wenn die Lösung gar nicht oder erst nach Jahr und Tag stattfinden soll, warum diese Eile mit den Vorbereitungen? Mir ist es ganz klar — offenbar führt der Kaiser wieder etwas Neues im Schilde und wir werden gewiß noch vor der Ernte erfahren: was.“

Ein allgemeines Seufzen folgte dieser unangenehmen Weisung. Ein sehr altes Weib, das eben mit ihrem Krug an einer Krücke heranhumpelte, „Mutter Goron“ genannt, sah die Sprecherin mit einem seltsamen Blick an.

„Komme, was kommen muß,“ nahm Joan wieder das Wort. „Wenigstens bleibt uns der eine Trost, daß der Kaiser nicht alle braucht, und es steht bei Gott, wessen Name aus der Urne gezogen wird und wessen nicht.“

„Auch kann man der Heiligen Jungfrau eine Kerze opfern,“ warf eine junge Mutter ein, deren Kinder noch ganz klein waren und die bei der Konstriktion nicht einmal für ihren Mann zu fürchten brauchte, der in Neufundland dem Stockfischfang oblag.

„Als unser armer Antonin im Herbst starb, war ich trostlos,“ sagte ein hübsches Mädchen, das den Krug der Mutter

Goron gefüllt hatte. „Aber jetzt ist es mir lieber, daß der liebe Gott ihn genommen als die Konfisktion.“

„Wir unferseits sind sicher!“ rief Joan. „Ich habe nur einen Bruder, und einzige Söhne von Wittwen nimmt der Kaiser nicht.“

Diese Äußerung verdroß Marcelle. „Da ist es doch besser,“ bemerkte sie, höhniſch lachend, „drei diensttaugliche Brüder zu haben wie ich, von denen kein einziger ein Feigling ist. Mindestens einer von ihnen wird dem Kaiser dienen. Schade, daß ich kein Mann bin und daher nicht mitmarschieren darf!“

Einige Mädchen stimmten ihr lebhaft zu; wie leicht ist es, mutig zu sein, wenn man weiß, daß man nichts zu verlieren hat!

„Du irrst dich, Joan,“ fuhr Marcelle fort, „diesmal werden auch die einzigen Söhne nicht verschont. Jeder taugliche Mann steht auf den Listen; wenn der Kaiser will, muß jeder gehen, nur die Blinden und Blöden nicht! Vive l'Empereur!“

Keine einzige Stimme wiederholte diesen Ausruf, alle Versammelten warfen feindselige Blicke auf die Kaiseranbeterin. Die alte Goron stöhnte schmerzlich auf, humpelte zu Marcelle hin, faßte sie beim Arm und schrie: „Das ist falsch, Mädchen!“

„Was ist falsch, Mutter Goron?“

„Daß auch die einzigen Söhne gezogen werden. Der Sergeant behauptet es zwar, aber es kann nicht richtig sein. Mein Gott, es kann nicht wahr sein! Der Sergeant sagt, daß niemand befreit wird, aber ich kann es unmöglich glauben. Ich habe mit dem Sergeant gesprochen; er meinte, der Kaiser brauche Tausende, ja Millionen Soldaten, um die frechen Deutschen zu züchtigen. Das ist ja ganz in der Ordnung, aber meinen Jungen soll er nicht haben. Ich habe für den Kaiser gebetet, damit er siege, und ich werde auch weiter für ihn beten, solange er mir meinen Sohn läßt; meine anderen sind tot und ich habe nur noch den Jean.“

„Fürchten Sie nichts, Mutter Goron!“ sagte Marcelle ergriffen. „Der Sergeant weiß all dies und wird Ihren Jean

nicht auf die Liste setzen; ja, selbst wenn sein Name gezogen würde, wird der gute Sergeant es nicht zugeben, daß Ihr Jean mitmarschiere.“

„Mein Fluch treffe alle!“ schrie die Greisin verzweifelt. „Mein Jean ist groß und kräftig, und die Großen und Kräftigen werden stets gezogen. Man betrügt bei der Ziehung und nimmt immer die Besten. Der Kaiser zieht wieder in den Krieg, aber meinen Jean wird er nicht bekommen! So wahr es einen Gott im Himmel giebt, meinen Jungen wird er nicht bekommen!“

Marcelle warf einen mitleidigen Blick auf die ihrer Sinne kaum mehr mächtige Greisin, hob ihren Krug auf den Kopf und eilte nach Hause. Als sie in die Dorfstraße einbiegen wollte, trat aus dem Schatten Rohan hervor: „Marcelle!“ flüsterte er zärtlich.

„Du, Rohan?“

Ein heißer Kuß in der stillen Mondscheinnacht und Rohan wollte der Geliebten den Wasserkrug abnehmen, aber sie gab es durchaus nicht zu; so schritt er denn neben ihr her.

„Du warst heute lange beim Brunnen.“

„Ja, es gab viel zu hören.“

Das war alles, was sie auf dem langen Wege miteinander sprachen. Rohan war heute außergewöhnlich einsilbig und in sich gekehrt und Marcelle empfand ein unsagbares Vergnügen, still an seiner Seite einherzuschreiten. Als sie endlich vor dem Häuschen des Korporals standen, nahm sie ihren Krug vom Kopfe, stellte ihn zu Boden und fragte: „Willst du nicht eintreten?“

„Ich danke, heute lieber nicht.“

Die Straße war ganz öde; er faßte sie bei beiden Händen, zog ihr Gesicht zu dem seinigen herab und wollte sie küssen. Doch plötzlich warf sie ihr Köpfschen zurück und bemerkte lachend: „Es ist also doch wahr!“

„Was ist wahr?“ fragte er, sie küßend.

„Daß es wieder Krieg giebt. Der Kaiser ist auf die Deutschen erboft.“

Wie eine eiskalte Dusche trafen ihn diese Worte. Er schauerte zusammen.

„Was hast du?“ fragte sie weich.

„Nichts; der Abend ist kühl. Es giebt also wieder Krieg?“ Er bemühte sich, seiner Erregung Herr zu werden, die ihn fast überwältigt hätte. Seine Stimme klang ganz fest. Plötzlich, wie ein Blitzstrahl durchzuckte Marcelle zum erstenmal der Gedanke, daß dieser junge Riese, ihr Verlobter, wohl auch auf der Liste stehen werde. Ein schmerzliches Gefühl krampfte ihr das Herz zusammen, Thränen traten ihr in die Augen.

„Bergieb mir, Rohan, ich hatte vergessen. Ich dachte wirklich nicht daran, daß auch die einzigen Söhne gezogen werden,“ stotterte sie.

„Was ist weiter dabei?“ lachte Rohan bitter auf.

Das Mädchen ließ traurig den Kopf hängen. Beide schwiegen, von ihren Gefühlen überwältigt. Marcelle raffte sich zuerst auf, trat ganz dicht an ihren Better heran, schlang beide Arme zärtlich um seinen Hals, so daß er das heftige Pochen ihres Herzens an dem seinigen hören konnte, drückte ihre Lippen leidenschaftlich auf die seinigen und schluchzte: „Geliebter Rohan, mein tapferer Rohan! Es ist wahr, dein Name steht ebenfalls auf der Liste und kann gezogen werden. Wenn er es wird, mußt du mich verlassen, um dem großen Kaiser zu dienen und für Frankreich zu kämpfen. Ich will nicht lügen, ich werde inbrünstig beten, daß du nicht zu gehen brauchst; aber solltest du gehen müssen, nun, dann wirst du mich tapfer finden, ich werde nicht weinen. Es thut bitter weh, von dem Liebsten, was man hat, zu scheiden, aber es geschieht für den Kaiser — was würden wir für diesen nicht alles thun? Wenn es sein und Gottes Wille ist, werde ich nicht trauern, nein, ich werde stolz sein.“

Sie fuhr sich mit der Handfläche über die feuchten Augen. Ehe Rohan sich von seinem Erstaunen so weit fassen konnte,

um ihr zu antworten, ertönte vom Hause der laute Ruf:
„Marcelle!“

Sie drückte rasch noch einen Kuß auf Rohans Lippen, nahm ihren Krug auf und eilte ins Haus. Rohan stand noch eine Weile wie vor Entsetzen versteinert im Schatten. Ihr Kuß brannte ihn wie Feuer. Er empfand es heute zum erstenmal, wie grundverschieden ihre Gesinnungen waren, wie ganz anders ihre Seelen empfanden. Und doch liebte er dieses Mädchen immer mehr, sein Gefühl für sie wuchs ins Unendliche, aber auch die entsetzliche Angst vor der Zukunft. Er glaubte, unter der Wucht dieser beiden neuen Empfindungen den Verstand verlieren zu müssen.

Wie lange er vor dem Hause des Korporals gestanden, wußte er selbst nicht. Stundenlang irrte er dann noch im Mondschein umher, seinen Eid wiederholend: „Du hast meinen Schwur gehört, o Gott! Ich will kein Blut vergießen! Nie! Nie!“

Achtes Kapitel.

Der rote Engel.

„Denn ich will in dieser Nacht durch Ägyptenland gehen und alle Erstgeburten schlagen . . . Und das Blut soll euer Zeichen sein an den Häusern, darin ihr seid, daß, wenn ich das Blut sehe, vor euch übergehe . . .“

Diese Worte flüsterte Jehova in Ägypten vor langer Zeit Moses und Aron zu, und die Osterlämmer wurden geschlachtet, und der Engel des Herrn überging die Häuser, auf denen das Blutzeichen zu sehen war. So wurden die Auserwählten des Herrn gerettet und die Scharen des Herrn verließen das Land Ägypten.

So geschehen in Ägypten vor langer Zeit. Dort waren wenigstens jene, die der Herr liebte, in Sicherheit. Anders in Frankreich am Anfang dieses Jahrhunderts; der Herr war

fern und verhielt sich schweigend, auch gab's keinen Moses und keinen Aron, die seine Erwählten aus dem sündigen Lande geführt hätten.

Statt Gottes Passah und statt des Blutes von Lämmern an den Häusern des Volkes herrschte eine große Finsternis. Wohl funkelte auf fast jeder Schwelle ein rotes Zeichen, aber es war nicht ein Gottes-, sondern ein Rainszeichen, keines der Befreiung, sondern eines der Verurteilung.

Wie ein erschöpfter Sturm über die Erde flieht, war Napoleon von Moskau nach Paris geeilt, durch den Verlust einer halben Million Menschen wenig entmutigt, das Wehgeschrei und die Thränen zahlloser Wittwen und Waisen kaum beachtend. Wie war er von den Völkern seines Reichs begrüßt worden? Mit Flüchen und Seufzern, mit leidenschaftlichen Bitten und Beschwörungen? Nein, mit Segnungen und begeisterten Zurufen. Die großen Städte seines Reichs — Rom, Florenz, Mailand, Hamburg, Mainz, Amsterdam — legten ihr schönstes Festkleid an und trugen Lilien im Haar. Die hohen Beamten überboten einander in Beglückwünschungen. Der Präfekt von Paris rief aus: „Was sind Menschenleben im Vergleich zu den ungeheueren Interessen, die auf dem geheiligten Haupt des Erben des Reichs ruhen!“ Und der Universitätsgroßmeister sagte: „Der Verstand hält inne vor dem Geheimnis der Macht und des Gehorsams und überläßt dessen Erforschung jener Religion, die die Personen der Könige nach dem Ebenbilde Gottes geheiligt hat.“ So und noch scheußlicher klang die Musik, nach welcher die gesalbten Erzpriester des kaiserlichen Baals tanzten und lästerten.

Inzwischen öffneten sich die Schleißen des Himmels und begruben die grande armée immer tiefer unter verschwiegenem Schnee. In jedem Heim gab's einen leeren Platz, in jedem Haus ein blutendes Herz, und allenthalben stieg der bittere Schrei auf: „Wir flehen dich an, uns zu erhören, o Herr!“

Aber der Herr, den die Leute ansahen, war nicht Jehova, nicht ein unsichtbarer Allerbarmher, kein Gott des Himmels,

von dem der die Toten bedeckende Schnee herabfiel. Der Herr der gebrochenen Herzen war Napoleon, der den Thron Gottes an sich gerissen hatte und sein furchtbares „Es werde!“ über eine verwüstete Welt hinrief.

„Wir flehen dich an, uns zu erhören, o Herr!“

Er brütete inmitten seiner Hauptstadt und seine Augen überblickten die stille Erde. Wie eine Spinne im Herzen ihres Gewebes, lag er und lauerte im Herzen seiner Hauptstadt. Das von Paris unter Revolutionswehen geborene Geschöpf, das Kind jenes weltbewegenden Aufstandes, der mit dem Aufschrei befreiter Seelen begann und mit dem Geklirr gefesselter Seelen endete, der aus Feuer geformte Soldat, der Vernichter und Befreier von Königen — er war jetzt als das bekannt, was er wirklich war: ein Avatar, der Beherrscher Europas, der Meisterer und Diktator der Erde. Kein Wunder, daß Verrückte in ihrem Wahnsinn vor ihm wie vor Gott betend niedersanken.

„Wir flehen dich an, uns zu erhören, o Herr!“

Wenn er hörte, lächelte er. Wenn er verstand, lächelte er ebenfalls. Aber wir dürfen annehmen, daß er weder verstand noch hörte. Ein Avatar kann nicht verstehen, denn er hat keinen Verstand; er kann nicht hören, denn er hat keine Ohren. Er besitzt auch keine Augen und kein Herz. Er blickt nicht nach oben, denn er kann Gott nicht begreifen; er sieht nicht nach unten, denn er kann die Menschheit nicht wahrnehmen. Blind, taub, vernunftlos, unbarmherzig, furchtbar ist er, ein Götz, tödlich und sterblich.

Man wird vielleicht einwenden, daß Napoleon das war, was sonderbare Schwärmer zu allen Zeiten einen „großen Mann“ genannt haben, und daß er als solcher, wie ja in der That manche seiner Äußerungen und Handlungen zu zeigen scheinen, eminent menschlich gewesen sein muß. Die Erklärung für diese Ansicht ist einfach. Große Männer einer gewissen Gattung sind lediglich infolge ihres Mangels an einzelnen menschlichen Eigenschaften groß. Wie Rousseau groß

war, weil er der Scham unfähig war, galt Napoleon für groß, weil er sich als Herrscher unfähig erwies, die Folgen seiner Handlungen zu ermassen, mit anderen Worten: weil er weniger als die „gewöhnlichen kleinen“ Menschen imstande war, diese Folgen zu unterscheiden. Wenn er Leiden sah, empfand er Mitleid; er konnte physische Schmerzen in keiner Form mit ansehen, und darum vermied er, gleich Goethe, ihren Anblick sorgfältig. Als ein menschliches Wesen hatte er menschliche Anwandlungen. Als ein „großer Mann“ jedoch, als der Eroberer Europas, war er lediglich eine unwissende, unverantwortliche Macht ohne Augen und Ohren, ohne Herz und Vernunft, ein durch einen blinden erbarmungslosen Willen zu düsternen Plänen und verhängnisvollen Thaten gedrängter Automat.

Somit hatten jene nicht ganz unrecht, die von ihm behaupteten, er sei stets von einer gewissen, rotgekleideten Person begleitet gewesen, die sein Vertrauter war. Nur war dieser geheime Vertraute seine eigene wunderbare Erfindung. Thatsächlich war Napoleon der Frankenstein des von ihm selber geschaffenen Kriegsungeheuers, das ihn seit seiner Erschaffung niemals in Frieden schlafen ließ. Dem Volke mochte er ein Gott dünken — dem Ungeheuer gegenüber war er ein Sklave.

„Du hast mich aus dem Chaos geschaffen,“ schrie das Ungeheuer, „jetzt füttere mich auch! Meine Nahrung ist: Menschenleben. Du hast mich aus den mächtigen demokratischen Elementen herausbeschworen — kleide mich! Mein Gewand soll von vaterlosen Kindern gewebt werden. Du hast mich in Gottes Namen geformt — verschaffe mir eine Braut, damit mein Geschlecht sich vermehre und die Erde bevölkere.“ Und die Braut hieß — Tod.

„Wir flehen dich an, uns zu erhören, o Gott!“

Vielleicht hätte er diese Bitten vernehmen können, vielleicht vernahm er sie wirklich und zögerte; aber das Ungeheuer ließ ihm nicht Zeit, sondern fuhr fort: „Rasch! Mehr Futter, denn ich bin hungrig! Mehr Gewänder, denn ich habe nur Lumpen

auf dem Leib! Eine andere Braut, denn die erste ist mir zu kalt! Weigerst du dich, so verschlinge ich dich mitsamt deinen Nachkommen, deinem Reich und deinen Hoffnungen!“

So antwortete denn der Kaiser dem Ungeheuer (es war 1813): „Sei ruhig und ich will dir zu Willen sein.“ Den roten Vertrauten im Dunkel der geheimen Kammer zurücklassend, begab er sich, von seinen Kreaturen angebetet, hinaus und Blumen wurden vor ihm her gestreut, während Musik an sein Ohr drang. Bald war mehr Futter bereit, ein neues Gewand gewebt, eine andere schreckliche Braut herbeigeschafft: Gemekel, die jüngste von drei Schwestern; die zwei anderen hießen Hungersnot und Feuer. Napoleon lehrte zu dem Monstrum zurück und rief: „Sei mein roter Engel und eile im Dunkel der Nacht durch das Land! Versieh' jedes Haus mit einem blutroten Zeichen und jedes Haus soll seine Geliebtesten dir und deiner Braut überlassen. Denn ich bin Napoleon! Und das Blut sei als Zeichen auf den Häusern, wo unsere Opfer sind!“

„Wir flehen dich an, uns zu erhören, o Herr!“

Der Schrei stieg auf, aber vergebens. Der rote Engel war über das Land hingeflogen und am Morgen befanden sich seine blutigen Zeichen an den Thüren. Zweimalhundertundzehntausend Kinder Frankreichs waren auserwählt und folgten dem Rufe. Wohl wurden keine Osterlämmer geschlachtet, aber jedes der zweimalhundertundzehntausend Kinder des Landes stellte sich selber als Opferlamm.

Neuntes Kapitel.

„Der Tag der Tage.“

Schon seit vielen Jahren hatte man in Arromlaiz keinen so prächtigen Frühling zu verzeichnen gehabt. Es gab mehr Fische denn je und die guten Leute wären sehr vergnügt und zufrieden gewesen, wenn das Gespenst der Konfiskation nicht

mit jedem Tage näher gerückt wäre. Man wußte nun bestimmt, daß es nur eine Frage der Zeit sei.

Kürzlich erst hatte man hundert Kohorten der Nationalgarde — eine Art Miliz, die seit jeher die Vergünstigung genoß, unter keinen Umständen über die Grenze marschieren zu müssen — einfach der regulären Truppe eingereiht, ferner sämtliche Matrosen der französischen Flotte aus allen Meeren zurückberufen und in ein Artilleriecorps verwandelt. Als Krönung aller Ungeheuerlichkeiten bewilligte der Senat dem Kaiser auch noch eine Antizipando-Konskription für das Jahr 1814 — eine Macht von zweimahlhunderttausend ungeschulten Rekruten, die mit den Matrosen und den vorerwähnten Nationalgardisten eine neue Armee von 340 000 Mann bildeten.

Darob gab es öffentlich viel Freude, aber an den häuslichen Herden verhielt man sich still und lebte in fortwährender Angst. Die Mütter, Gattinnen und Schwestern vergossen ein Meer heimlicher Thränen. Es wurde allerorten bekannt gemacht, daß man infolge der ungeheueren Menschenverluste während der letzten Feldzüge keinerlei Vergünstigungen gestatten könne; die einzigen Söhne mußten ihr Glück ebenso versuchen wie die anderen. Bei der Urne würde eine strenge Kontrolle geübt werden und jeder Konskribierte, der eine fatale Nummer zog, mußte mit. Das Loskaufen durch Stellvertreter stand diesmal außer Frage.

Nur zu bald kam der schreckliche Tag. Das Zettelziehen sollte in dem benachbarten Städtchen St. Gurlott stattfinden. Noch vor Sonnenaufgang wurde die Cassenthüre im Hause des Korporals Derval geöffnet und ein mit einer roten Nachtmütze bedeckter Kopf ward sichtbar. Onkel Ewen lugte nach dem Wetter aus.

„Der Himmel ist wolkenlos, eine milde Brise weht übers Meer. Bei der Seele des heiligen Gildas, das ist ein gutes Omen! Nicht einmal der Morgen bei Austerlitz war so sonnig!“ murmelte der alte Soldat, sich vergnügt die Hände reibend.

Dann humpelte er ins Zimmer zurück, um seine Toilette zu vervollständigen. Er rasierte sich noch sorgfältiger als sonst, bürstete seinen besten halbmilitärischen Sonntagsstaat und zwang seinen gesunden Fuß in einen Schuh. Nachdem er all diese Vorbereitungen beendet hatte, setzte er sich in Hemdärmeln vor den Herd — dessen Feuer er, wie alle Tage, eigenhändig angezündet hatte — um sein Morgenpfeichen zu schmauchen.

Korporal Derval war ein Frühaufsteher und immer der erste im Hause wach. Hoël und Gildas — die Zwillinge — schnarchten noch in ihrem Kastenbett in der Küche. Alain und Zannick schliefen oben in einem Kämmerchen neben dem Frauengemach. Marcelle kam als erste die schwarze Holztreppe herab, sie war schon vollständig angekleidet und trug auch ihren Sonntagsstaat. Durch ihre Schritte aus seinen Grübeleien geweckt, drehte sich der Veteran um.

„Du bist's, Kleine? Meinen Morgenkuß!“

Marcelle trat gehorsam auf ihn zu und küßte ihn ehrerbietig auf beide Wangen.

„Wo ist deine Mutter, mein Käferchen?“

„Sie schläft noch; ich wollte sie nicht wecken, es ist ja noch früh.“

Derval paffte eifrig wahre Dampfswolken aus seiner Pfeife. Es war bisher noch nie vorgekommen, daß die fleißige Witwe ihre Tochter hätte früher aufstehen lassen. Das gab ihm zu denken. Er ahnte die Ursache dieser Verspätung. Für ihn war der heutige Tag ein „Tag der Tage,“ für sie ein Tag banger Sorge. Die ganze Nacht hatte sie wachgelegen, weinend an ihre gefallenen Söhne gedacht und Gott angefleht, er möge ihr doch die Lebenden lassen.

„Bah!“ brummte der Alte. „Die Bengels schnarchen auch noch, als ob es Mitternacht wäre. Hoël! Gildas! Auf! Es ist die höchste Zeit!“

Während Marcelle vor die Hausthüre trat und, an den Thürpfosten gelehnt, die Straße hinabblckte, schlüpfen die bei-

den jungen Niesen aus den Federn und saßen gar bald mit ihrem Onkel vor dem Feuer. Mittlerweile kamen auch Alain und Zannid, verdrießlich und schläfrig aussehend, herunter und als letzte von allen, blaß und betrunken, Mutter Derval.

Allmählich machte die Dämmerung dem Morgenrot Platz. Es wurde heller und heller. Marcelle, nicht minder bleich und ernst als ihre Mutter, beobachtete das Erwachen des Dorfes. Thüren und Fenster wurden geöffnet, benachmühtzte Köpfe herausgesteckt, Stimmen wurden laut und jetzt eilte sogar ein kleines Mädchen vorbei, das Wasser vom Brunnen holen wollte.

„He, Marrianiac, gehst auch du heute nach St. Gurlott?“ rief Marcelle sie an.

„Ja,“ antwortete die Kleine vergnügt, „ich gehe mit Mutter, Onkel Maturin und meinen Brüdern. Es wird sehr lustig sein, wie bei einer Kirchweih, aber jetzt muß ich mich sputen, denn Mutter wartet auf's Wasser.“

Marcelle seufzte. Sie war zwar noch immer von Enthusiasmus für die „große Sache“ erfüllt, aber die Thränen ihrer Mutter beunruhigten sie und sie dachte mit Trauer an ihre gefallenen Brüder und an — Rohan. Sie war selbstsüchtig genug, zu wünschen, daß sein Name nicht gezogen werde. Der erste Schluck, den sie aus dem Becher der Liebe genippt, war so berauschend, und ihr Wesen war aus so leidenschaftlichen Elementen zusammengesetzt, daß schon der Gedanke an die Möglichkeit, ihren Geliebten so bald zu verlieren, sie tief unglücklich machte.

Kromlax glich an diesem herrlichen Frühlingmorgen einem geschäftigen Bienenhaufe. Fast alle Welt war auf der Straße; die blendend weißen Hauben, bunten Röcke und gestrickten Mieder der Frauen leuchteten förmlich in der Sonne, auch die Männer hatten sich zum großen Teil in ihren Sonntagsstaat geworfen und lungerten in Gruppen an den Straßenecken herum. Trotz der frühen Morgenstunde hatten sich doch schon viele auf den Weg nach St. Gurlott gemacht.

Als Marcelle wieder in die Stube trat, stand das Früh-

früß schon auf dem Tische, der Korporal und seine Nessen saßen an ihren Plätzen und aßen Schwarzbrot. Vor jedem stand ein Zinnbecher und in der Mitte des Tisches ein Krug mit Apfelwein. Der Korporal erhob seinen Becher und wandte sich an die „Makkabäer“: „Habt acht! Wir trinken auf das Wohl unseres großen Kaisers!“

Die Burschen leerten ihre Becher auf einen Zug, denn der Apfelwein war gut und für sie ein seltener Luxus. Auch Marcelle hatte Platz genommen und versucht, einen Bissen Brot herunterzuwürgen, aber vergebens — es wollte ihr nicht gelingen. Frau Derval machte sich noch immer beim Feuer zu schaffen.

„Mutterchen, Mutterchen, komm, setz' dich zu uns!“ rief Onkel Ewen mit sanftem Vorwurf. „Willst du uns denn mit aller Gewalt das Herz schwer machen? Kopf hoch! Bedenke doch, daß nicht alle Namen gezogen werden und vielleicht nicht ein einziger deiner Jungens! Wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommen sollte, wirfst du, wie ich dich kenne, stolz darauf sein, deinem Kaiser in seiner Not beistehen zu können und er wird dir deine Lieben gesund und mit heilen Gliedern zurückschicken, wenn er sie nicht mehr braucht.“

Die Witwe antwortete mit einem tiefen Seufzer. Die jungen Leute sahen recht vergnügt aus, sie waren noch nicht alt genug, um eine Gefahr zu fürchten, ehe sie ihnen an den Kragen ging; überdies hatte ihnen der Exkorporal eine tüchtige Portion Mut und Kampflust anezogen.

„Bah, ich habe nicht ein bißchen Angst; wenn ich einrücken muß, werde ich eben einrücken! Wir stehen ja alle in Gottes Hand!“ bemerkte Hoël.

„Wenn's bei der Ziehung nur ehrlich zugeht!“ warf Gil das mißtrauisch ein.

„Krähenseele!“ brauste der Alte auf. „Sorgt unser Kaiser nicht dafür? Und wer wagt es, ihn zu verdächtigen?! Hoël hat ganz recht, Gott mischt die Nummern und die Menschen ziehen sie. Seht eure Schwester Marcelle an! Wenn sie ein

Mann wäre, würde ihr das Herz brechen, wenn sie nicht mit in den Krieg ziehen könnte.“

„Das ist leicht gesagt, wenn man ein Weib ist!“ brummte Gildas.

„Hört also mich, der ich ein Mann bin! Du, liebe Schwägerin, mußt dir die Geschichte so vorstellen. Sterben müssen wir alle, nicht wahr? Wenn unsere Zeit kommt, wenn der Engel mit dem weißen Gesicht an unsere Thüre pocht, müssen wir sie öffnen; es nützt kein Verstecken zu Wasser oder zu Lande. Er findet uns überall. Wenn es Gottes Wille ist, daß wir sterben, so ist es gleich, ob es zu Hause geschieht oder auf dem Schlachtfelde“ — — —

„Das ist wahr,“ unterbrach ihn die Witwe, „aber —“

„Es giebt kein Aber, meine Liebe! Sieh' dir mal den Bruder deines seligen Mannes an. Ich bin Soldat gewesen, habe alle Schrecken des Krieges mitgemacht, habe Pulverdampf genug gerochen und lebe doch noch. Corbleu, ich bin bis auf diesen verfluchten Stelzfuß so gesund wie irgend ein Mann meines Alters. Habe ich meinen ‚kleinen Korporal‘ nicht nach Ägypten, nach Italien und über die Alpen begleitet? Ich kannte ihn, als er noch General in Cismone war, meine Jungens und habe es erlebt, ihn als gekrönten Kaiser von Frankreich zu sehen. Das Jahr darauf habe ich mein Bein verloren. Bah, ein Bein! Wenn ich beide verloren hätte, würde ich mir auch nichts daraus gemacht haben, denn es wäre ja für meinen Kaiser gewesen. Aber ihr seht, ich bin nicht gestorben. Wie oft bin ich im dichtesten Kugelregen gestanden, ohne verletzt worden zu sein! Warum, Mutterchen? Weil jede Kugel von Gottes Hand gezeichnet ist und kein Soldat ohne Gottes Willen auf dem Schlachtfelde bleibt.“

Er sprudelte das alles in einem Atem hervor, sich bald an seine vergrämte Schwägerin, bald an die jungen Leute wendend, um ihnen ein wenig Mut zu machen. Zum Teil gelang ihm das auch, denn sogar die Witwe begann zu hoffen, daß sie ihre Söhne behalten könne. Übrigens hatte der Ex=

Korporal seine Kaiserpropaganda nicht nur am häuslichen Herd mit Erfolg betrieben, sondern so ziemlich im ganzen Dorfe. Seinen Aufmunterungen war es zu danken, daß die jungen Fischer mit Zuversicht und frohem Mut dem „Tag der Tage,“ wie Derval den Ziehungstag nannte, entgegenzogen und die Konstriktion als einen lustigen Spaß anzusehen begannen. Manche arme Mutter hatte sich zwar schon vor Tagesgrauen zur Kalvarie hinaufgeschlichen, um den Schutz des Heilands für ihr Kind zu erflehen, aber im allgemeinen herrschte an jenem Morgen in Kromlaix Festesstimmung. Lachend und scherzend versammelten sich die Gruppen der Konstrikierten und ihrer Begleiter in der Hauptstraße und mehr als einer hatte bereits über den Durst getrunken.

Zur anberaumten Stunde trat der Korporal an der Spitze seiner Neffen auf die Straße hinaus. Ihm zur Seite Marcelle, blaß wie der Tod, aber in ihren schönsten Kleidern. Jannick trug seinen Dudelsack an einem bunten Bande um den Hals geschlungen und blies lustig darauf los, ebenso Alain seine Blechtrompete.

„Vorwärts!“ rief Onkel Ewen.

Sie wurden mit Hochrufen begrüßt und sofort schloß sich ihnen eine Anzahl anderer junger Leute an, Freunde der „Malkabäer.“ Unter diesen ein schmächtiger, düster dreinblickender junger Fischer, den der Korporal bei seinem Namen begrüßte: „Guten Morgen, Mikel Grallon!“

Mikel dankte höflich und näherte sich Marcelle, die ihm wohl freundlich zunickte, sich aber nicht weiter mit ihm befaßte, denn ihre Gedanken weilten anderswo. Sie blickte ungeduldig die Straße hinauf und hinab — in der Hoffnung, eine hohe Gestalt auftauchen zu sehen. Auch der Korporal war auf dem *qui vive*.

„Der Kerl verspätet sich; es ist unerhört, sich an einem solchen Tage zu verschlafen!“ brummte er.

Die ganze Gesellschaft blieb in der Nähe einer alten kleinen Schenke stehen.

„Wen erwarten Sie denn noch?“ fragte Grallon.

„Noch ein Schäflein meiner Herde,“ entgegnete Onkel Ewen. „Sein Name ist auch auf der Liste und doch verspätet er sich.“

„Wenn Sie Rohan Ewenfern meinen, dürften Sie vergebens warten,“ bemerkte Michel mit bezeichnendem Lächeln. „Ich traf ihn gestern Abend und er sagte mir, daß er zu sehr beschäftigt sei, um mitzukommen — Sie oder ein anderer seiner Freunde möge für ihn ziehen.“

Der Korporal war wie vom Donner gerührt. „Zu beschäftigt, um dem Ruf des Kaisers zu folgen! Zu beschäftigt, um an diesem Tag der Tage seine Mannespflicht zu erfüllen! Das ist ja beispiellos!“ Er schüttelte mißbilligend sein Haupt und konnte nicht daran glauben.

„Bei den Gebeinen des heiligen Gildas, das kann nicht wahr sein!“ brüllte er. „Wenn Rohan dir das sagte, Michel Grallon, dann hat er dich einfach zum besten halten wollen. Ich sehe es klar, Jungens, der Spitzbube wollte uns einen Possen spielen und hat sich allein auf den Weg gemacht. Vorwärts, wir werden ihn an der Urne treffen.“

Main und Zannick bliesen wieder auf ihren Instrumenten und die ganze Gesellschaft setzte sich in Bewegung. Marcelle sagte nichts, aber sie erinnerte sich plötzlich, daß Rohan ihr schon vor einigen Tagen die Möglichkeit seiner Abwesenheit bei der Verlosung der Namen angedeutet hatte. „Falls ich nicht dort sein sollte, ziehe du oder der Onkel für mich; es ist ja ganz gleich, wer es thut. Sollte das Schicksal gegen mich sein, werde ich mich auch so zufrieden geben.“ Es war schon spät am Abend und finster, als er das sagte, so daß sie den furchtbaren Ausdruck in seinem Gesichte nicht hatte sehen können, sonst hätte sie der Ziehung mit noch größerem Bangen entgegengesehen.

Auf der nach dem Provinzstädtchen führenden Landstraße trafen sie mit anderen Gruppen, die dasselbe Ziel verfolgten, zusammen — jungen und alten Frauen und Männern, Knaben und Mädchen, welche ihre Brüder zur Urne begleiteten.

Als sie an der Kalvarie vorbeikamen, hielten die Musikanten in ihrem Spiel inne; der Korporal nahm die Mütze ab, Marcelle und ihre Geschwister knieten nieder und sprachen ein kurzes Gebet. Vor der Kirchenthüre erwartete sie der Pfarrer. Er streckte seine feisten Hände aus und segnete die ganze Schar. St. Gurlott lag etwa 20 Kilometer von Kromlaix entfernt. Die Landstraße zog sich durch eine kahle, von ungeheuern Granitfelsen umringte Gegend hin. Rechts und links nichts als Steinmassen und fußhoher Ginster — ein trostloser Anblick, der nicht dazu diente, eine frohe Stimmung zu erzeugen. Trotz seines Stelzfußes humpelte Onkel Ewen ganz munter auf dem holperigen Wege vorwärts; aber er war doch herzlich froh, als ein von einem fetten Paar Ochsen gezogener Leiterwagen sie einholte, auf welchem eine Anzahl festtäglich gekleideter Jungfrauen und Burschen saßen und ihm und Marcelle Plätze anboten.

Ein echter Galgenhumor beherrschte die kleine Gesellschaft während der langen Fahrt. Endlich wurden die Türme des Städtchens in weiter Ferne sichtbar. Gar manches Herz begann bei diesem Anblick rascher zu pochen, namentlich dasjenige Marcelles, die auf dem ganzen Wege ängstlich nach Rohan ausgeschaut hatte.

„Seht!“ rief plötzlich eines der Mädchen, „humpelt nicht dort die alte Mutter Goron am Arme ihres Sohnes?“

Marcelle bejahte und bat den Wagenlenker anzuhalten. Der junge Goron, ein ärmlich gekleideter Bursche, eine wahre Reckengestalt, trat vor und ersuchte die Gesellschaft, seine erschöpfte Mutter aufzunehmen. Als er die Greisin hinaufhob, fiel sie in Ohnmacht. Die Mädchen hatten Mühe, sie aus derselben zu erwecken. Sie sprach kein Wort und starrete nur wie geistesabwesend zum Himmel empor — die fast unerträgliche Seelenangst und die körperliche Anstrengung schienen die schwache Greisin vollständig gebrochen zu haben. Der Sohn schritt dicht hinter dem Wagen einher, denn sie hielt seine Hand fest und wollte sie nicht loslassen.

Endlich bog der Wagen auf den Marktplatz ein, der ein buntes, lebhaftes Bild bot. Wagen reihte sich an Wagen, Bude an Bude, Holzstand an Holzstand; in den letzteren wurden allerlei Erfrischungen feilgehalten. Gruppen von Frauen und Männern standen umher; hier wurde ein Jüngling, der eine böse Nummer gezogen, wehklagend umringt, dort beglückwünschte man ein altes Mütterchen, deren Sohn losgekommen war. Am lebhaftesten ging es vor dem Rathause zu, einem alten, haufälligen Steingebäude, in welchem die Ziehung bereits begonnen hatte. Außerlich vermochte man kein Zeichen der Unzufriedenheit oder des Kummers der Bevölkerung wahrzunehmen. Die Behörde hatte ihr Möglichstes gethan, um dem Städtchen ein festliches Gepräge zu verleihen. Von den meisten Dächern des Marktplatzes flatterten bunte Fahnen, von allen Seiten ertönten Musikklänge, alte Soldaten gingen von Gruppe zu Gruppe, den Fischern und Bauern Mut zusprechend und allerlei Schnurrpfeisereien treibend oder lustige Geschichten vom „kleinen Korporal“ erzählend. Viele der Burische, die bei der Urne Pech gehabt, hatten in ihrer Verzweiflung bereits über den Durst getrunken; andere, die erst an die Reihe kommen sollten, lachten und scherzten laut, um ihre innere Angst zu bemänteln; nur die alten Frauen zeigten ihre Verzweiflung unverhohlen.

Derval scharte seine Schäschen um sich und schritt an ihrer Spitze dem Rathause zu. Marcelle klammerte sich nervös an seinen Arm und spähte nach Rohan aus. Alle Welt kannte den alten Stelzfuß und machte ihm Platz. Selbst die Beamten begrüßten ihn vertraulich, ehe sie ihre Blicke bewundernd auf der hübschen Marcelle ruhen ließen.

„Onkel!“ flüsterte diese, nachdem sie unter einem Kreuzfeuer von bewundernden Blicken die Schwelle überschritten hatten. „Rohan ist nicht hier.“

„Verflucht!“ tobte der Alte. „Aber vielleicht wird er schon im Saale sein!“ Er nahm, als er den „heiligen“ Ort betrat, seine Mütze ab, und bahute sich einen Weg durch die Menge, Marcelle nach sich ziehend.

Der Rathausaal sah sehr imposant aus. Am obersten Ende desselben saß der Bürgermeister, ein militärisch aussehender, mit einer Schärpe und zahlreichen Orden geschmückter untergesetzter, kleiner Mann, vor einem Tische, auf welchem die verhängnisvolle Urne stand; er war von mehreren Stadtrepräsentanten und einem Infanterieoffizier umringt. Hinter ihnen stand eine Reihe von Gendarmen in Positur. An einem Seitentischen saß ein Beamter, vor sich ein großes offenes Buch, in das er jeden Namen und jede Nummer, die verlesen wurden, gewissenhaft eintrug. Neben ihm stand ein alter Sergeant der Großen Armee barhaupt und verlas mit lauter feierlicher Stimme die gezogenen Nummern.

Jedes Dorf, jeder Weiler kam gesondert in alphabetischer Ordnung an die Reihe. Der Name jedes dazu gehörigen Kontribuenten wurde laut aufgerufen. Jeder Jüngling mußte persönlich vortreten oder sich durch jemand vertreten lassen und aus der Urne eine Nummer ziehen. Man hatte für jede Ortschaft eine bestimmte Anzahl von Kontribuierten festgesetzt; für Kromlaix zum Beispiel fünfundzwanzig. Demzufolge mußte jeder der auf der Liste stehenden Jünglinge von Kromlaix, der eine der Nummern von 1 bis 25 zog, einrücken, während alle, die höhere Nummern zogen, frei waren — vorausgesetzt, daß die fünfundzwanzig diensttauglich befunden würden.

Die Kromlaixer brauchten nicht lange zu warten, bis die Reihe an sie kam und der Offizier am Tische mit lauter Stimme in den Saal hineinrief: „Kromlaixer vor!“

Die jungen Fischer drängten sich dicht an den Tisch heran, während der Sergeant die Namen alphabetisch vorlas. Ganz vorne behauptete der Exkorporal mit seinen Neffen und Marcelle den Platz. Der Sergeant machte den Offizier, dieser den Bürgermeister auf ihn aufmerksam und alle drei lächelten ihm zu. Der Bürgermeister ließ sich sogar herbei, ihm „Guten Tag, Korporal!“ zuzurufen.

Dieser errötete vor Stolz, salutierte und gab seinen Jüngens ein Zeichen, dies gleichfalls zu thun.

„Willkommen, mein Alter; ich sehe, Sie bringen uns die schönste Gabe eines tapferen Veteranen, einen Strauß von strammen Rekruten für den Kaiser. Aber wer ist das hübsche Mädchen an Ihrer Seite? Es steht doch sicherlich nicht auf der Liste?“ scherzte der Bürgermeister.

Alle lachten. Marcelle erröthete, als Derval erklärte: „Es ist meine Nichte und dies sind ihre Brüder, die alle auf der Liste stehen.“

Die Namen wurden laut aufgerufen, viele der Bursche kehrten ganz vergnügt von der Urne zu ihren Begleitern zurück, denn sie hatten höhere Nummern gezogen. Die minder Glücklichen lachten aus Verzweiflung.

„Alain Derval!“

Alain übergab seine geliebte Trompete dem zitternden Janick, trat erhobenen Hauptes an den Tisch, verbeugte sich vor den Beamten und versenkte seine Rechte rasch in die Urne, während Onkel Ewen ihn aufmerksam beobachtete, sich zur vollen Höhe aufreckte und noch fester als sonst auf seinen Beinen stand.

Alain zog seine Nummer, rollte sie auf, las sie und reichte sie dem Sergeant, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

„Alain Derval — 173!“ tönte es durch den Saal.

Alains Gesicht drückte Enttäuschung aus, als er auf seinen Platz zurückging.

„Mein gewohntes Pech!“ flüsterte er Marcelle zu. „Sch wollte, ich hätte eine niedrige Nummer gezogen!“

„Gildas Derval!“

Die Herren am Tische musterten den jungen Riesen voll Bewunderung.

„Ein prächtiger Junge!“ flüsterte der Bürgermeister seinem Nachbar zu.

Gildas zog phlegmatisch seine Nummer. Ein kaum merklicher Schatten flog über sein Gesicht, als er sie las, aber er reichte sie achselzuckend dem Sergeant.

„Gildas Derval — 16!“

„Vive l'Empereur!“ rief der Korporal, während Marcelle einen Schreckenslaut ausstieß. Gildas kehrte mit schlotterigen Schritten auf seinen Platz zurück und erwiderte den herzlichen Händedruck seines Onkels nicht besonders begeistert.

„Hoël Derval!“

Der zweite Zwilling trat rasch zur Urne, als ob er gespannt wäre, sein Schicksal zu erfahren.

Einen Augenblick später verkündete der Sergeant: „Hoël Derval — 27!“

Marcelle that einen tiefen Atemzug, der Korporal zuckte zusammen und Hoël war wie vor den Kopf geschlagen. Nur Gildas' Miene heiterte sich auf, denn er wußte, daß nun auch der Zwillingenbruder sein Schicksal teilen würde, da der Sieben- undzwanziger erst dann als befreit gelten konnte, wenn die bestimmten Fünfundzwanzig allesamt die ärztliche Prüfung bestanden, was nicht anzunehmen war.

Eine kurze Pause entstand, denn der Beamte schrieb eifrig ins große Buch, und Marcelle benutzte dieselbe, um ihrem Onkel ins Ohr zu flüstern: „Kohan ist noch immer nicht hier — kannst du dir das erklären? Was läßt sich da thun? Er wird eine Klage, vielleicht gar eine Strafe bekommen.“

„Ich werde statt seiner ziehen,“ entgegnete der Veteran ärgerlich.

„Laß mich ziehen, Onkel!“ bat Marcelle zitternd. „Ich habe es ihm versprochen, im Falle er nicht kommen sollte.“

„Corbleu! Man wird dich auslachen, Mädchen!“ meinte er laut.

„Still!“ mahnte Marcelle.

„Jannick Goron!“ las der Sergeant.

Goron trat aus der Menge hervor. Seine Mutter, die bis an die Lippen erbleichte und sich kaum mehr aufrecht erhalten konnte, mußte man mit Gewalt zurückhalten, damit sie sich nicht vordränge. Die Hand des jungen Menschen zitterte sichtbar, als er sie in die Urne versenkte. In seiner Aufregung reichte er dem Sergeant den Zettel, ohne ihn zu öffnen.

„Lesen Sie ihn zuerst selbst,“ mahnte der Sergeant.
Der junge Mann that es wie im Traume.

„Jannick Goron — 200!“ tönte es durch den Saal.
Freudenthränen schimmerten in seinen Augen, als er auf seine Mutter zuschritt, die bei Verlesung der hohen Nummer vor Glück in Ohnmacht gefallen war. Jedermann gönnte Mutter und Sohn die Freude.

„Mikel Grallon!“

Zitternd, die Mütze in der Hand, trat er an die Urne. Die helle Angst blickte ihm aus den kleinen Fuchsaugen, zögernd stand er da.

„Spute dich, mein Sohn, es sind noch andere da,“ mahnte der Sergeant.

Grallon griff mit geschlossenen Augen hinein, blickte hastig auf den Zettel, wobei seine Augen freudig aufblitzten.

„Mikel Grallon — 99!“

Mit hastigen Schritten näherte er sich Marcelle, als ob er in seiner Freude ein gutes Wort von ihr erwarte; aber sie sah ihn gar nicht, ihre Blicke waren starr auf die Urne geheftet, ihre Lippen bewegten sich wie im Gebet . . .

„Kohan Gwenfern!“ ertönte es.

Totenstille. Der Korporal blickte auf seine Nichte, diese auf ihn.

„Kohan Gwenfern!“ las der Sergeant zum zweitenmal.

„Ja, wo steckt denn der Angerufene?“ fragte der Bürgermeister stirnrunzelnd.

„Mein Neffe konnte nicht selbst erscheinen, m'sieu, er ist unwohl,“ stotterte der Korporal. „Wenn Sie es gestatten, werde ich oder meine Nichte für ihn ziehen.“

„Was sagst du dazu, Kleine? Bist wohl sein Liebchen?“ bemerkte der Bürgermeister.

„Ich bin seine Cousine,“ entgegnete Marcelle einfach.

„Weißt du denn nicht, daß im Französischen Cousine sehr oft auch Liebchen bedeutet? Es sei! Ziehe statt seiner und bringe ihm Glück!“

Alle Bekannten blickten gespannt auf Marcelle, während sie mit schnellem Griff den Zettel zog.

„Mut, Kleine!“ ermahnte sie der Offizier, „sieh' dir doch die Nummer an!“

Sie reichte das zusammengerollte Zettelchen stumm ihrem Oheim; dieser entfaltete es und während er es anstarrte, stieß er einen Fluch aus.

„Lesen Sie, Korporal!“ befahl der Offizier. Marcelle war bis an die Lippen erblaßt.

„Das ist nicht zum Glauben!“ rief Onkel Ewen; das Blättchen in seiner Hand zitterte merklich, als er es dem Sergeant überreichte.

„Kohan Ewenfern — Eins!“ schrie dieser in den Saal hinein.

Marcelle schwankte und mußte sich an den Arm des Korporals klammern, um nicht umzusinken.

„Eins! Und ich hab's gezogen!“ stöhnte sie.

Zehntes Kapitel.

Der König der Konstruierten.

Hätte der Korporal damals, als er vor dem kleinen Dorfwirtshaus mit seiner Schar anhielt, um seinen Neffen Kohan zu erwarten, seewärts gespäht, er würde weit draußen im offenen Meer einen winzigen Punkt entdeckt haben. Dieser Punkt war ein flinkes Fischerboot mit rotem Segel und sein Inbasse — Kohan.

Vor Morgenrauen hatte er sich zur Bucht geschlichen, sein Boot klargemacht, mit Segel und Ruder versehen, um, von der scharfen Morgenbrise getrieben, bald auf offener See zu schaukeln. Erst hier atmete er erleichtert auf und erst hier, auf allen Seiten von schäumenden Wellen umgeben, fühlte er sich verhältnismäßig sicher. Seit seiner letzten Unterredung mit Arfoll kam er sich wie ein gehegtes Wild vor. Er, der

die goldene Freiheit über alles liebte und den Krieg verabscheute — er sollte, wenn das Schicksal ihm einen Poffen spielte, seine alte Mutter verlassen, deren Stütze und Stolz er war, und das Blut von Mitmenschen vergießen, weil ein eitler Tyrann es so wollte — nie und nimmermehr!

Je mehr er über seine Lage nachdachte, desto fester wurde sein Entschluß, standhaft und seinem Schwur treu zu bleiben. Er hatte viele schlaflose Nächte verbracht, gegrübelt und gegrübelt, bis dieser Tag der Konstriktion heranbrach, der sein Schicksal entscheiden sollte. Mit wild flatterndem Haar, blutunterlaufenen Augen und entschlossenem Gesichtsausdruck saß er in seinem Boote und beobachtete das Erwachen des Dorfes. Wie oft hatte er dieses interessante Schauspiel schon genossen, aber noch nie in solch krankhaft aufgeregter Stimmung. Er, der sonst so waghalsige Kletterer, der die tiefsten Abgründe durchforschte, mit den Robben um die Wette schwamm, dem heftigsten Sturm trotzte, es an Kraft und Mut mit allen Kameraden aufnahm, zitterte vor Angst, wenn er an das mögliche Ergebnis des heutigen Tages dachte. Er blickte furchtsam um sich, als ob er irgend einen unheimlichen Verfolger aus den Wellen auftauchen sähe; dann wieder lachte er laut auf. Sein Auge hatte einen ängstlichen, lauernenden, gespannten Ausdruck, wie ihn ein gehetztes Wild zu haben pflegt, wenn es im Walde Stimmengewirr und Füßegetrampel vernimmt. Und doch lag nichts Gewaltthames, Wildes in seinem Blick, aber etwas für ihn weit Schlimmeres — die Kraft eines unbefiegbaren Willens. Was dieser Tag auch bringen mochte, er war, wenn's schief gehen sollte, fest entschlossen, Widerstand bis zum letzten Blutstropfen zu leisten. Er fühlte, gegen welche Macht er anzukämpfen haben würde; er wußte, daß seine ganze Heimat, seine Mitbürger, seine Verwandten, vielleicht sogar seine geliebte Marcelle gegen ihn sein würden, aber sein Entschluß blieb: lieber sterben, als dem verabscheuten Ungeheuer dienen.

Wodurch kam Rohan Swensern, der Nefte des Exporporals, zu diesen, in seinem Kreise so vollständig unbegreiflichen Lebens-

anschauungen? Erstens war er von frühester Jugend auf an Einsamkeit gewöhnt und diese hatte ihn nicht griesgrämig und menschenfeind gemacht, sondern seine angeborene Menschenliebe und Herzensgüte nur verstärkt; zweitens war ihm die ungebundene Freiheit zur zweiten Natur geworden. Er konnte nicht anders, als hilfreich und gut gegen alle schwächeren Geschöpfe sein. Er haßte das Blutvergießen in jeder Form und ersehnte täglich den Frieden: Frieden dem guten Gott im Himmel, Frieden den Menschen, Frieden dem Gebügel der Felsen und seinen Lieblingen, den possierlichen Seehunden, die ihn mit menschenähnlichen Augen anblickten. Seine riesige Körperkraft und sein Wagemut hatten noch nie zu bösen Zwecken Verwendung gefunden; selbst wenn er in jugendlichem Spiel mit den Bettern und Kameraden seine Kräfte maß, hütete er sich, brutal und grausam zu sein. Er war in der ganzen Gegend nicht nur als der hübscheste, sondern auch als der stärkste und mutigste Bursch bekannt. Und doch konnte er nicht leugnen, daß schon der bloße Gedanke an die Konfiskation ihn vor Schreck und Angst lähmte. Woher dieser Zwiespalt der Natur?

Die Saat, die Meister Arfoll in das Gemüth seines gelehrtigen Schülers gesäet, war aufgegangen. Vorurtheile, Leidenschaften und Neigungen wie Rohan Gwensern sie fühlte, pflegten sonst nicht in der Brust gewöhnlicher Bauern zu wohnen. Hätte er Arfoll nicht kennen gelernt, er wäre, trotz seiner angeborenen Fähigkeiten, nie imstande gewesen, die Feinheiten der Liebe und des Hasses unterscheiden zu können, sein Seelenleben wäre ein viel gröberes geblieben. Kurz nach dem Tode seines ersten Gönners, des gewesenen guten Pfarrers, lernte er den Wanderlehrer kennen, der Freude an ihm hatte und gar manche Stunde in seiner Gesellschaft verbrachte, ihm die Psalmen vorlesend oder Geschichten aus der Schreckenszeit erzählend. In ein und derselben Stunde hatte er Rohan mit der geheimnisvollen Geburt Christi und mit dem gräßlichen Ende Marats bekannt gemacht. Ehe sich's der Meister versah, übertraf ihn sein Schüler noch an Haß gegen die Tyrannei

und das Blutvergießen Napoleons. Je älter er wurde und je selbständiger er unter der Leitung seines Lehrers denken lernte, desto klarer wurde ihm, daß in Frankreich statt der heiligen Gottheit „Freiheit“ ein blutdürstiger Tyrann herrsche.

Von Jahr zu Jahr hatte er mit eigenen Augen beobachtet, wie der rote Engel der Konfiskation über sein Heimatdorf hinschritt und die Häuser mit blutigen Zeichen versah. Jahraus, jahrein hatte er mit eigenen Ohren das Wehgeschrei der Witwen und Waisen Gefallener gehört. Er hatte immer klarer den großen Eroberer als eine verabscheuenswerte Macht erkannt und immer inbrünstiger für die Märtyrer des Kaisers gebetet . . .

Den ganzen langen Tag verbrachte Rohan in seinem Boote auf offener See, ohne auch nur daran zu denken, Speis' und Trank zu sich zu nehmen oder sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. All sein Hunger und Durst lag in seinen Augen, mit denen er gen Kromlax starrte.

Gegen Abend erhob sich eine kräftigere Brise und trieb das Boot der Küste zu. Plötzlich sprang Rohan auf und lauschte wie ein geängstigtes wildes Tier. Seine Blicke waren auf den Hügel gerichtet, wo die Kirche stand. Sein Boot war das einzige auf der unermesslichen Wasserfläche, und auch das Dorf schien verödet und ausgestorben. Er schüttelte seine wilde Mähne, reckte die mächtigen Glieder und horchte mit angehaltenem Atem. Kein Zweifel, die Leute kehrten aus St. Gurlott zurück und kannten bereits sein Schicksal. Sein ganzer Körper erbebte. Ja, ja, das waren menschliche Stimmen, die der Abendwind zu ihm herüberwehte und jetzt erkannte er auch ganz deutlich das Gequietsche von Mains Dudelsack.

Er blieb aufrecht in seinem Boote stehen, die Augen mit der Hand beschattend, bis er die Menge über den Hügel kommen sah. Vor dem Kirchenthor blieb sie, wie am Morgen, stehen. Der Pfarrer kam heraus, sprach seinen Segen und schien sich nach den Ergebnissen des Tages zu erkundigen. Rohan sah und fühlte das alles.

Einen Moment lang dachte er daran, sofort zu landen und den Leuten entgegenzugehen. Aber er verwarf diesen Gedanken ebenso rasch wie er gekommen war. Obgleich er sich den ganzen Tag vor Kengier fast verzehrt hatte, ob sein Name in seiner Abwesenheit überhaupt gezogen worden war und, wenn ja, wer statt seiner die Nummer aus der Urne gezogen hatte, schauderte er jetzt bei dem Gedanken, das Ergebnis zu hören. Je näher und je lauter die Stimmen zu ihm herüber tönten, desto größer wurde sein Entsetzen. Statt zu landen, drehte er das Boot um, nahm die Ruder zur Hand und ruderte wieder ins offene Meer hinaus.

Stockfinstere Nacht war's, die Sterne glitzerten bereits auf dem dunkeln Himmelszelt, als Rohan, zu Tode erschöpft, endlich sein Boot wieder in die Bucht zog und in Sicherheit brachte. Vorsichtig schlich er seinem Häuschen zu. Je näher er kam, desto lauter schlugen Stimmen an sein Ohr. Er blieb stehen und horchte; als sich sein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, unterschied er ganz deutlich mehrere um die Hausthür versammelte Gestalten. Er that noch einen tiefen Atemzug, ehe er entschlossen vorwärtsschritt.

„Hier ist er endlich!“ rief ihm eine Stimme entgegen, an der er Mikel Grallon erkannte.

„Vive l'Empereur! Und dreimal Hoch der Nummer Eins!“ brüllte der etwas angeheiterte Gildas.

Rohan trat, von den Hochrufen der Bursche begleitet, hastig in die Küche, in der sich eine Anzahl von Männern und Frauen befanden, in deren Mitte, mit dem Rücken zum Feuer gekehrt, Onkel Ewen deklamierte.

Auf einem niedrigen Schemel vor dem Feuer saß seine Mutter, den Kopf mit der Schürze verhüllt, wehklagend und jammernd. Einige Frauen bemühten sich, sie zu trösten. Im Nu hatte Rohan diese Scene begriffen, die Würfel waren gefallen. Bläß wie der Tod, trat er an die Seite seiner Mutter. Die Leute begrüßten ihn theils mit Hochrufen, theils mit Beileidsbezeugungen. Der Korporal hielt in seinem Vortrag

inne, die Mutter ließ die Schürze sinken, streckte dem Sohne ihre zitternde Hand entgegen und schluchzte bitterlich: „Kohan! Kohan, mein geliebtes Kind!“

„Was ist denn los? Was hat euch alle hierher gebracht?“ fragte er stirnrunzelnd.

Alle schriean durcheinander, so daß man kein Wort verstehen konnte.

„Ruhe!“ kommandierte der Korporal streng. „Ruhe, sag' ich, denn ich will sprechen. Ich werde dir erzählen, was vorgefallen ist, mein Sohn! Zum Teufel mit den Weibern, sie schnattern ja wie die Gänse! Sie sagen deiner Mutter, daß ich schlimme Nachricht bringe, aber das ist grundfalsch. Dein Name ist gezogen worden und du sollst fortan dem Kaiser dienen — das ist alles!“

„Nein, nein; er kann und darf mich nicht verlassen! Das wäre mein Tod!“ schrie die verzweifelte Witwe auf.

„Unsinn! Du wirst leben und ihn gesund und mit Ruhm bedeckt zurückkehren sehen, Mutter Gwensfern!“ beruhigte sie der Korporal. „Sahaha, was wirst du für prächtigen Grenadier abgeben, mein Junge! Der Kaiser liebt solche stramme Bengels! Ehe du dich versiehst, bist du Korporal! Gildas, reiche deinem Vetter und Kriegskameraden die Hand!“

Gildas, der gerade in die Küche trat, streckte Kohan die Hand entgegen; man merkte, daß er über den Durst getrunken, wie fast alle anwesenden Männer. Ohne die ihm entgegengestreckte Hand des Veters zu beachten, leuchtete Kohan: „Ist das wahr, was Onkel Ewen eben sagte? Einer von euch, der nüchtern geblieben ist, soll es mir bestätigen.“

Der Korporal wütete. Jan Goron, der beste Freund Kohans, trat auf diesen zu, legte seine abgearbeitete Hand auf dessen Schulter und sagte freundlich: „Ja, Kohan, es ist wahr! Deine Nummer ist gezogen worden. Mich und meine Mutter hat der gütige Gott beschützt.“

Mutter Gwensfern stöhnte schmerzlich auf. Männer und Weiber suchten sie und Kohan zu trösten. Dieser stand wie

vor den Kopf geschlagen da, jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen. Er war keines Gedankens mächtig. Erst als die jungen Bursche sich um ihn scharten, ihn mit guten und schlechten Witsen zu trösten suchten, riß er sich aus seiner Erstarrung empor und schrie: „Das kann ja nicht sein! Ihr erlaubt euch einen Scherz mit mir! Wie kann mein Name gezogen worden sein, da ich gar nicht dort war?!“

Der Korporal, der wie die übrigen etwas verduzt dreinblickte, faßte sich zuerst und entgegnete spöttisch: „Gemach, gemach, der Kaiser läßt sich kein Schnippchen schlagen. Schmach genug, daß du dich in einen Winkel verkrochen, statt wie ein Mann deiner Pflicht nachzukommen! Danke der Vorsehung, daß du einen so braven Oheim hast, der deine Abwesenheit entschuldigte und statt deiner zog. Alles ist in schönster Ordnung. Es lebe der Kaiser!“

„Du hast statt meiner gezogen!“ rief Rohan, am ganzen Körper zitternd.

„Du bist nicht erschienen und ich wollte für dich ziehen, aber meine kleine Marcelle beschwor mich, sie ziehen zu lassen, da du sie darum gebeten. Corbleu! Wie die Herren lachten, als sie zur Urne trat und ihr Händchen ängstlich hineinversenkte. Mut! rief ihr der Herr Bürgermeister zu und sie übergab mir den Zettel“ — — —

„Marcelle!“ keuchte Rohan.

„Zawohl, sie ist eine tapfere Kleine und brachte dem Kaiser und auch dir Glück! Du solltest stolz darauf sein, denn du bist der König der Konstruierten. Die kleine Hand, die statt deiner den Zettel zog, hat die Nummer Eins herausgefischt.“

„Rohan Gwenfern — Nummer Eins!“ brüllte Gildas, Stimme und Haltung des Sergeanten nachahmend. Alles lachte. Jannick entlockte dem Dudelsack ein komisches Gequietsche und die jungen Leute drängten zur Thüre, um sich ins Wirtshaus zu begeben, wo sie den denkwürdigen Tag würdig beschließen wollten. Sie forderten Rohan auf, sich ihnen anzuschließen, am zudringlichsten der schon angeheiterte Gildas.

Plötzlich ertönte von draußen her Stimmengewirr und Fußgegetrappel, die Thüre ging auf und eine Schar junger Mädchen trat, die Nationalhymne singend, ein. An ihrer Spitze Marcelle.

Auf jeder ihrer Wangen brannte ein heftischer Fleck, ihre Augen glühten wie im Fieber. Als sie Rohan erblickte, blieb sie mitten in der Küche wie angewurzelt stehen und sah ihn forschend an. Er hatte, seit er Marcelles Namen hervorgehoben, noch kein Wort gesprochen und nur zu Boden gestarrt. Beim Eintritt Marcelles hob er den Kopf. Ihre Blicke begegneten sich eine einzige Sekunde, um sich dann wieder verlegen zu senken.

Das arme Mädchen hatte heute schon einen harten Kampf mit sich gekämpft. Nachdem die von ihr gezogene Nummer verlesen worden war, glaubte sie vor Angst und Kummer sterben zu müssen. Sie hatte die ganze Zeit inbrünstig zu Gott gebetet, er möge sie eine hohe Nummer ziehen lassen, und siehe da — sie hatte die niedrigste gezogen! Einen Augenblick wollte sie an der Barmherzigkeit und Güte Gottes verzweifeln, aber dann ward sie ruhiger, die Bewunderung für den Kaiser drängte sich an die Oberfläche, die Begeisterung ihres Oheims riß sie mit fort; sie vergaß, sich Selbstvorkürse zu machen und beschloß, tapfer zu sein, was auch kommen sollte. Nur wenige der ihr bekannten Konstrikierten ließen sich ihr Unglück merken und sie dachte gar nicht an einen Widerstand Rohans. Freilich hatte er ihr in den letzten Tagen wiederholt seine Abneigung gegen das Kriegshandwerk und die Konstriktion erklärt, aber das hatten fast alle anderen Bursche von Kromsair ebenfalls gethan und doch waren sie dem Rufe zur Urne mit mehr oder minder guter Miene gefolgt.

„Sieh' mal, Rohan, was ich dir mitgebracht habe,“ sagte sie endlich, eine Kolarde mit langen Schleifen in die Höhe haltend.

Alle Konstrikierten trugen eine solche Kolarde an die Brust geheftet, sogar der Exlorporal hatte sich sie in seiner Begeiste-

ring für die gute Sache anheften lassen. Laute Hochrufe für Marcelle ertönten.

„Hinweg! Rühr' mich nicht an!“ schrie Rohan außer sich.

„Der Junge ist übergeschnappt!“ brüllte der Korporal.

„Rohan, begreifst du denn nicht?“ jammerte Marcelle, durch den wilden Blick ihres Verlobten eingeschüchtert. „Ich zog, wie du mich geheißen, statt deiner. Gott, zu dem ich in meiner Angst um Hilfe gefleht, hat meine Hand geleitet, und jetzt wirfst du, wie Gildas und alle anderen jungen Leute, dem guten Kaiser dienen. Du bist doch nicht böse, Vetter, daß dem so ist? Ich habe auf deinen Wunsch für dich gezogen — es ist mir sauer genug geworden, das kannst du mir glauben und jetzt bist du der König der Konfribierten und dies ist deine Kokarde. Laß mich dir sie anstecken,“ bat sie, ihrer Schürzentasche Nadel und Zwirn entnehmend. Er rührte sich nicht, nur um seine Lippe zuckte es verräterisch und seine Augen sprühten Blitze. Ehe er sich's versah, hatte Marcelle die Kokarde an seine Jacke geheftet.

Hochrufe erfüllten die Küche. „So ist's recht!“ brummte der Korporal. „Und jetzt vorwärts, Jungens, wir wollen auf sein Wohl trinken!“

Wieder drängten alle zur Thüre; plötzlich erwachte Rohan aus seiner Erstarrung, reckte sich zu seiner vollen Höhe auf und schrie mit Donnerstimme: „Halt!“

Alle blieben stehen; Mutter Gwensfern schlich sich zu ihrem Sohne hin und faßte seine Hand.

„Ihr seid alle toll und ich bin auf dem Wege, es ebenfalls zu werden. Was schwätzt ihr da von der Konfribition und dem guten Kaiser? Ich verstehe euch nicht. Ich weiß nur, daß ihr verrückt seid und daß mein Onkel der Verrückteste von allen ist. Ihr sagt, mein Name sei gezogen und ich müsse einrücken, um mich töten zu lassen oder um andere zu töten? Und ich sage euch, daß nur Gott im Himmel allein meinen Namen ziehen kann und ich keinen Fuß rühren werde — nie, nie! Die Hölle verschlinge euren Kaiser und seine

Konfession! Ich überantworte ihn der Hölle wie ich dieses Abzeichen, das ihr mir gegeben, den Flammen überantworte!"

In wütendem Zorn riß er die Kolarde von der Brust und warf sie ins Feuer, wo sie hellauslodernd sofort zu Asche verbrannte. Ein Murren ging durch die Küche, Mutter Gwensfern schluchzte laut auf.

„Still, Mutter!“ gebot Rohan und wandte sich dann wieder zu den Konfessierten und dem Korporal: „Euer Kaiser kann mich töten, aber er kann mich nicht zwingen, ein Soldat zu sein! Vor Gott bestreite ich ihm das Recht, mich unter die Waffen zu rufen, denn er ist ein Teufel. Wenn jeder Mann Frankreichs mein Herz besäße, würde er auch nicht einen Tag mehr regieren, denn er hätte keine Armeen, keine Schafe, die er zur Schlachtbank führen könnte! Geht zu eurem Kaiser und thuet seine Blutarbeit — ich bleibe zu Hause.“

Während er sprach, wandte er sein Auge nicht von Marcelle ab. Jetzt näherte sie sich ihm schluchzend: „Um des Himmels willen, sei still, Rohan! Deine Worte sind ja frevelhaft!“

Er antwortete ihr nicht und vermied ihren Blick. Gildas Derval stieß einen derben Fluch aus und rief: „Mir scheint, als ob es für meinen Better Rohan nur ein bezeichnendes Wort gäbe — er ist ein Feigling!“

Rohan zuckte zusammen, doch beherrschte er sich sofort und blickte seinem Beleidiger ruhig ins Auge. Mittlerweile hatte sich auch der wie vom Schläge gerührte Korporal von seinem Erstaunen und seiner Entrüstung soweit erholt, daß er wieder sprechen konnte.

„Aufgepaßt!“ schrie er, rot vor Zorn. „Gildas hat recht, Rohan Gwensfern ist ein Feigling, ja, er ist noch mehr — ein Chouan und ein Gotteslästerer! Ihr anderen Jungens geht für euer Vaterland ins Feuer, Rohan jedoch ist ein Lächer, ein Chouan, ein Gotteslästerer! Mutter Gwensfern, dein Sohn sei fortan verflucht! Marcelle, dein Better ist ein feiger Hund! Ein Hochverräter, der den heiligen Namen unseres Vaters, des Kaisers verflucht hat! Gottes Strafe treffe ihn!“

Es war eine äußerst aufregende Scene. Rohan stand hoch= aufgerichtet da und maß seinen Onkel und seine Gegner mit verächtlichem Blick; die Hand seiner Mutter hielt er noch immer umklammert. Die arme Frau konnte es nicht ertragen, ihren Sohn so schmähen zu hören; unter Thränen rief sie: „Pfui, Ewen Derval, es ist schlecht von Ihnen, so von meinem Sohn zu sprechen; Sie wissen ganz gut, daß er kein Feigling ist!“

„Still, still, Mutter!“

„Aufgepaßt!“ nahm nun wieder der Korporal das Wort. „Wir wollen seiner Mutter zuliebe barmherzig sein — vielleicht ist der Junge nur krank oder verhext. Wir wollen ihm Zeit lassen, sich zu beruhigen. Mag er morgen zu uns kommen, um den guten Kaiser um Verzeihung zu bitten und euch zu ersuchen, ihm zu erlauben, euch in den Krieg zu begleiten. Thut er es nicht, so wollen wir ihn holen. Er darf nicht ohne Grund Schande über uns bringen! Er hält sich für sehr stark, aber was ist eines Menschen Stärke gegen die unserer, gegen die des Kaisers? Ich sage dir, wir werden dich, wenn es nötig ist, wie einen Fuchs in die Enge treiben, wie einen Hund und ich, dein Onkel, werde mich an die Spitze der Treibjagd stellen. Ja, Mutter Luise, so wird es geschehen . . . Ich sage euch, Bursche, mit oder ohne seinen Willen wird er mit euch ziehen. Wenn er unwillig geht, möge ihn die erste Kugel beim ersten Treffen wie einen feigen Hund nieder= strecken!“

Totenstille herrschte in dem Gemach. Ein geisterhaftes Lächeln zuckte um Rohans energische Lippen, wilde Entschlossenheit leuchtete aus seinen Augen. Worte waren jetzt vergeblich; aller Blicke richteten sich auf den Empörer. Marcelle trat tapfer zwischen ihn und ihren Onkel: „Du urtheilst zu streng, Onkel Ewen, denn du verstehst Rohan nicht. Er ist erregt und weiß in seiner Leidenschaft nicht, was er spricht. Er ist kein Feigling, sondern ein tapferer Mann, ja, der tapferste von euch allen!“

„Hüte deine Schnauze, Mädchen!“ herrschte der Korporal sie an.

„Ich kann nicht schweigen, Dunkel, denn ich habe das Unglück über meinen Vetter und seine Mutter gebracht. Rohan, kannst du mir verzeihen? Ich flehte zu Gott, daß er dich befreie, aber es ist sein und aller Heiligen Wille, daß du in den Krieg ziehst. Mögest du gesund und heil heimkehren!“

Rohan blickte traurig in das thränenüberströmte Antlitz Marcelles; er war bis ins Innerste erschüttert, ergriff ihre Hand und drückte vor allen Anwesenden seine heißen Lippen in einem langen Kuß darauf.

„Es ist doch jammerschade,“ ließ sich plötzlich der nicht sehr beliebte Mittel Grallon vernehmen, „daß ein so hübsches und kluges Mädchen wie Marcelle Derval ihre Liebe an einen Feigling verschwendet, wenn — —“

Weiter kam er nicht, denn Rohan streckte ihn mit einem wuchtigen Schlag zu Boden. Die Weiber schrieten entsetzt auf, die Männer fluchten, Marcelle trat erschrocken zurück, während Rohan sich durch die Menge einen Weg zur Thüre bahnte: „Haltet ihn fest! Tötet ihn!“ schrieten einige Männer.

„Nehmt ihn gefangen!“ brüllte der Korporal.

Aber Rohan schleuderte die auf ihn Eindringenden wie Federbälle nach rechts und links; sie fielen zu Boden und rangen nach Atem. Gildas und Hoël, die Riesenzwillingsbrüder, stürzten sich wutschnaubend auf ihn. Einen Augenblick zögerte Rohan, denn es fiel ihm ein, daß es seine Vettern und Marcelles Brüder waren, dann huschte ein überlegenes Lächeln über sein ernstes Gesicht und er führte einen in der Bretagne bekannten geschickten Trick aus. Ehe eine Sekunde verstrichen war, hatte er beide Brüder zu Falle gebracht, dann nickte er Marcelle nochmals zu und verschwand unbelästigt im Dunkel der Nacht.

Er lenkte seine Schritte direkt ins Pfarrhaus. Vater Roland saß in seinem einfach eingerichteten Studierzimmer und las gerade eine sehr gepfefferte Geschichte der Kirche vor der

Revolution, als seine Wirtschafterin einen jungen Mann anmeldete, in dem er sofort Rohan Swenfern erkannte.

Raum hatte sich die Thüre hinter der Wirtschafterin geschlossen, als Rohan, blaß bis an die Lippen, sich dem Pfarrer näherte und mit leiser Stimme sagte: „Vater Kolland, ich bin gekommen, um in meiner Not bei Ihnen Hilfe zu finden.“

„Nimm Platz, mein Sohn.“

Rohan schüttelte seine Mähne und blieb, verlegen die Mütze drehend, vor dem Pfarrer stehen.

„Sie dürften wohl schon wissen, daß ich gezogen worden bin. Da ich nicht persönlich anwesend war, könnte ich vielleicht dagegen protestieren, aber es bliebe sich ja gleich, denn ich weiß, daß es für mich keine Rettung giebt. Der Kaiser braucht starke Soldaten und ich bin stark. Ich will aber nicht in den Krieg ziehen und bin fest entschlossen, lieber zu sterben als einzurücken. Sie sind erstaunt, Vater Kolland? Sie scheinen mich nicht recht zu verstehen. Nun denn, ich will mich deutlich ausdrücken — ich mag kein Soldat sein, denn ich mag kein Blut vergießen, das ist mein unwandelbarer Entschluß.“

Der Pfarrer blickte überrascht auf; gar manche verzweifelte Mutter und ihr Sohn hatten ihn in ähnlichen Fällen aufgesucht, um sich seinen Rat zu erbitten. Mit thränenden Augen waren sie bei ihm eingetreten, mit thränenden Augen, aber resigniert, hatten sie ihn verlassen. Rohan, obgleich sichtlich erregt, vergoß keine Thräne, sondern stand stolz da und hielt, ohne zu zucken, den Blicken des Pfarrers stand. Aus seinen erbitterten Worten klang Selbstbewußtsein und ein unbeugbarer Wille.

„Du bist also gezogen? Das thut mir aufrichtig leid, mein Junge, aber es wird nichts helfen — du wirst nachgeben müssen,“ mahnte der Pfarrer.

„Giebt es keine Ausnahme? Ich bin der einzige Sohn und Ernährer einer armen Witwe!“

„Sogar die Lahmen und Krüppel werden diesmal einbe-

rufen. Es ist hart, aber der Kaiser braucht dringend Soldaten.“

Kohan starzte den Priester zu dessen größtem Unbehagen eine Weile wortlos an. Endlich sagte er: „Der Kaiser will mich nicht verschonen, meine Landsleute wollen mir nicht helfen und so komme ich denn zu Ihnen, meinem Seelsorger. Sie sind ein heiliger Mann, der Absolution erteilt, die Seelen der Sterbenden auf den Himmel vorbereitet und Gott auf Erden vertritt. Ich appelliere an Ihren Gott gegen unsern Kaiser. Ich behaupte vor Gott und vor Ihnen, daß der Kaiser ein Teufel und Frankreich ein Fleischscharren ist. Ich will Gottes Gebot befolgen und nicht morden, kann daher dem Kaiser nicht gehorchen. Ich widerstehe der Versuchung, in die mich der Teufel führt. Ihr Gott ist ein Gott des Friedens; Christus starb lieber, als daß er die Hand gegen seine Feinde erhob. Sie behaupten, Gott lebe und Christus regiere; nun denn — mögen beide mir jetzt in meiner Not helfen.“

Vater Kolland befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Er selbst war durchaus kein Kaiserverehrer, aber Kohans offener Widerstand schien ihm unter den gegebenen Umständen entsetzlich. Nach kurzer Überlegung antwortete er gutmütig, aber bestimmt: „Mein Sohn, du solltest Gottes Hilfe auf deinen Knien ersuchen. Dem Demütigen, dem wirklich Gläubigen gewährt Er viel — vielleicht alles. Nicht in Zorn und Trotz soll man sich an den Heiland wenden.“

„Das habe ich schon oft gehört; noch öfter habe ich demütig mein Knie vor dem Herrn gebeugt, aber heute bringe ich es nicht über mich . . . Sie, Vater Kolland, sind ein guter Mensch und haben ein Herz für die Armen. Sagen Sie mir, ob es in Ordnung ist, daß diese vielen Kriege stattfinden? Ist es billig, eine halbe Million Menschen ums Leben zu bringen, wie es in Rußland geschah? Halten Sie es für recht, daß der Kaiser jetzt abermals viermalhunderttausend Menschen einberufen läßt? Und dann: sind die Menschen nicht Brüder? Dürfen Brüder einander morden und martern, sich blutver-

gießend gegenübertreten? Wenn all dies in Ordnung ist, wenn Brüder dies dürfen, dann ist Christus im Unrecht und für Gott kein Raum mehr auf dieser Welt!“

„Küstere nicht, Rohan!“ rief der Pfarrer entsetzt. „Du verstehst nichts von diesen Dingen. In der Hauptsache bist du ja im Recht, aber es hat immer Kriege gegeben. Die Menschen sind leider freitsüchtig und dasselbe gilt von den Völkern. Wenn dich jemand schläge, mein Sohn, würdest du nicht zurückschlagen? Damit würdest du nur dein Recht verteidigen, und auch eine Nation hat Rechte.“

„So hat Christus nicht gesprochen. Er sagte vielmehr, man müsse, wenn man auf die eine Wange geschlagen wird, die andere hinhalten — nicht wahr?“

Der Pfarrer war verwirrt und hustete verlegen; dann erwiderte er: „Das ist der Buchstabe, mein Sohn, wir müssen aber auf den Geist sehen. Wir sind jetzt unter vier Augen und ich will dir offen bekennen, daß auch ich den Kaiser nicht liebe; er hat sich schlecht gegen den Heiligen Vater benommen und ist ein eitler Tyrann; aber er ist nun einmal Frankreichs Kaiser und wir müssen ihm gehorchen, die Kirche sowohl wie die einzelnen Bürger. Auch heißt es: ‚Gebt Cäsar, was Cäsars ist, und Gott, was Gottes ist.‘ Deine Seele gehört Gott, dein vergänglicher Leib dem Kaiser.“

Rohan antwortete nicht sogleich, sondern durchmaß, in tiefe Gedanken versunken, erst einigemal das kleine Gemach. Um ihn zu beruhigen, schlug Vater Rolland vor: „Komm, mein Sohn, wir wollen beten.“

Rohan fuhr zusammen.

„Zu wem?“ fragte er mit hohler Stimme.

„Zum Vater im Himmel.“

„Dem meine Seele gehört?“

„Zawohl! Gesegnet sei sein Name!“ gab der Pfarrer feierlich zurück und schritt auf den kleinen Hausaltar zu.

„Aber nicht mein Körper, der Asche ist?“ fuhr Rohan fort.

„Ganz recht, dein Körper nicht, der Asche ist.“

Der Priester kniete nieder und schlug das Kreuz. Da legte Rohan seine kräftige Hand auf die Schulter des Geistlichen und sagte mit rauher Stimme: „Heute kann ich nicht beten, Vater Kolland! Ich habe genug gehört und weiß, daß Sie mir nicht helfen können.“

„Komm und bete mein Sohn, es wird dein aufgeregtes Hirn beruhigen.“

„Ich kann nicht! Zürnen Sie mir nicht, Vater Kolland! Sie sind ein guter Mensch, aber Ihr Gott ist nicht für diese Welt, ich aber liebe diese Welt!“

„Das ist sündhaft!“

„Ich liebe mein Leben, meine Mutter, meine Braut und den Frieden. Sie nennen meinen Leib vergänglich, mir aber kommt er wertvoll vor und da auch jeder andere Mensch sein Leben hochhält, habe ich geschworen, unter keinen Umständen und auf niemandes Befehl zu morden. Ich werde mich selbst verteidigen, das dürfte vor Gott kein Unrecht sein. Gute Nacht, Vater Kolland!“

Der Geistliche, der wirklich niemand leiden sehen konnte, empfand tiefes Mitleid mit Rohan und wollte ihn zurückhalten: „Bleib', mein armer, armer Junge; ich will versuchen, dir zu helfen, wenn ich kann!“

„Sie können es nicht, und auch Ihr Gott kann es nicht! Dieser ist längst gestorben und wird niemals wiederkehren. Nicht er, sondern Kaiser Napoleon beherrscht heute die Welt!“ Ehe der Pfarrer antworten konnte, war Rohan fortgestürzt. Der kleine Curé sank in seinen Stuhl zurück und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne.

Elftes Kapitel.

Der Segen eines guten Menschen.

Etwa eine Woche nach der Ziehung der Nummern in St. Gurlott saß an einem hellen sonnigen Morgen eine seltsame Gruppe auf einer etwa zwanzig Meilen entfernten Wiese. In der Mitte der kleinen Anhöhe saß ein ältlicher Mann mit einem Buche in der Hand, aus welchem er laut vorlas. Um ihn herum lagerten acht Personen; einige blickten ihm über die Schulter, andere kauerten, andächtig lauschend, zu seinen Füßen; ein kleines Bauernmädchen und ein noch kleinerer Junge standen mit offenem Munde vor ihm.

Der Vorleser war Meister Arfoll, die ihn Umringenden seine Schüler. Der älteste, ein gutmütig, aber dumm aussehender Bauer von fünfundzwanzig Jahren, lauschte mit weitaufgerissenen Augen und offenem Munde — die fleischgewordene Verkörperung der Dummheit und Neugier. Neben ihm kauerte ein Jüngling von achtzehn Jahren mit glattgeschorenem Haar, der wie ein Seminarist aussah, in Wirklichkeit aber der Sohn eines Landmannes war. Zwei gesundheitstrotzende Backfische von vierzehn Jahren in bunten Kitteln und ungeheuern Hauben hatten ihren Platz rechts und links von Meister Arfoll, zu seinen Füßen lagen zwei dicke Bauernbengel von zehn Jahren auf dem Bauche. Das kleine Geschwisterpaar stand, wie bereits erwähnt, vor ihm — die komischsten kleinen Gestalten, die man sich vorstellen kann. Sie trugen die kleidsame Nationaltracht, blickten aber so ernst darein wie Großvater und Großmutter es in der Kirche thaten. Klein-Katel hielt sogar andächtig die Hände über ihre Brust gefaltet, während der Junge sie in den Hosentaschen vergrub, dafür aber die Beinchen weit auseinanderspreizte.

Landeinwärts, da und dort zerstreut, von schlanken Tannen umgeben, standen die Bauerngehöfte, zu denen die Schüler ge-

hörten. Die grüne Wiese auf der „die Schule“ abgehalten wurde, schloß sich an die mit Haidekraut und Ginster bewachsene große Ebene, die sich, von Weideplätzen unterbrochen, bis hinunter an das klippenumsäumte Meer ausdehnte. Von seinem erhöhten Platze aus konnte Arfoll die Küste überblicken. In weiter Ferne erhoben sich die bläulichen Vorgebirge, die milchweiße Brandung brach sich in der sandigen Bucht, das vom Winde leicht gekräuselte Meer erschien dunkelblau.

In nicht sehr großen Zwischenräumen erhob sich in der Ebene hier ein Menhir, dort ein Dolmen.*) Kaum zwanzig Meter von der „Schule“ entfernt, warf ein moosbewachsener Dolmen seinen Schatten auf das Gras. Er war so hoch, daß ein erwachsener Mann zur Not darunter aufrecht stehen konnte.

Arfoll hielt plötzlich im Lesen inne und wandte sich lächelnd an das kleine Mädchen: „Wie wär's, Katel, wenn du jetzt ein Verschen lesen wolltest?“

Die Kleine trat dicht zu ihm heran, steckte ihr Näschen tief ins Buch hinein — es war das Neue Testament in modernfranzösischer Übertragung — und buchstabierte, mit den Augen dem Finger des Lehrers folgend. Nachdem sie, stotternd und hie und da in Dialekt verfallend, einen Vers gelesen hatte, streichelte ihr der Lehrer das Köpfschen und sagte: „Sehr brav, mein Kind!“ Katel errötete vor Vergnügen.

Nun versuchte ihr Brüderchen mit weniger Geduld und Erfolg sein Glück. Sein Französisch war vollkommen unverständlich.

„Nimm dir Zeit, Robert!“ mahnte der Lehrer sanft. Aber obgleich sich Robert viel Zeit ließ, wollte die Geschichte doch nicht besser gehen. Das Knirpschen war schon dem Weinen nahe, als Arfoll den erwachsenen Bauer aufforderte, zu lesen. Der Ärmste las noch schlechter als Klein-Robert. Seine Aussprache war einfach barbarisch und Worte, die mehr als zwei

*) Dolmen eine durch einen großen Stein über zwei aufrechtstehenden gebildete Kammer, mit einer Öffnung an der Seite.

Silben enthielten, gingen über seine Kraft. Trotz alledem schien ihm das Lernen große Freude zu bereiten, denn er grinste gutmütig, wenn seine Mitschüler sich über seine Fehler lustig machten.

Das wäre eine Scene für einen Maler gewesen. Die Sonne beleuchtete hell die glückliche Gruppe, küßte das abgehärmte Antlitz des Lehrers, warf tanzende Lichter auf die bunten Trachten der Mädchen und huschte über die große Ginsterhaide. Dann und wann segelte eine weiße Seemöwe, die sich vom Meere hierher verirrt hatte, sanft über ihre Köpfe hinweg, und gerade über dem Dolmen erhob sich hoch und höher eine schmetternde Lerche.

Arfoll nahm jetzt das alte, zerchliffene Buch wieder an sich, blätterte ein Weilschen darin und übersetzte dann das 14. Kapitel des Evangeliums Lucae frei in das melodische Brezonec. Die Schüler lauschten gespannt der Parabel von dem Manne, der das große Abendmahl gegeben. Das klang ja fast wie eine der Geschichten, die an Winterabenden in der Spinnstube erzählt wurden. Als er sie beendet hatte, sagte er feierlich: „Kinder, laßt uns jetzt beten!“

Alle knieten um ihn herum und beteten ihm nach: „O Herr, ich flehe dich an, schütte deine Gnade in die Herzen dieser deiner Kinder, damit sie, wenn die Zeit kommt, dich erkennen und nicht den Antichrist, deine göttliche Hilfe fühlen, deine Wahrheit und Weisheit begreifen und nicht auf die Erde kommen und gehen wie die wilden Tiere des Feldes. Erleuchte sie, o Herr, denn sie bedürfen des Lichts. Amen! Lehre sie, denn sie wollen belehrt sein. Amen! Stärke sie, o Herr, damit sie nicht vor einem Götzenbilde oder einem schlechten Menschen anbetend niederknien. Amen! Mögen ihre Seelen von dem großen Evangelium der Liebe und des Friedens erfüllt werden. Amen! Amen!“

Bei jeder Wiederholung des „Amen“ bekreuzigte sich die kleine Katel fromm. Keinem der Schüler schien das Gebet von allen anderen Gebeten abzuweichen, obgleich der Lehrer

es, seiner Gewohnheit gemäß, improvisiert und ihm eine tiefe Bedeutung unterlegt hatte.

Alle erhoben sich und umringten den Lehrer.

„Für heute genug! Morgen wollen wir zur selben Stunde uns wieder hier treffen, meine Kinder!“

„Mutter ist böse, daß du, seit du nach Traonili kamst, noch nicht ein einziges Mal bei uns warst. Sie läßt dir sagen, daß sie ein Paar Lederschuhe und andere Sachen für dich hat,“ piepste Klein-Katel.

„Sag' deiner Mutter, daß ich heute Abend zu euch komme,“ erklärte Arfoll lächelnd.

„Nein, das geht nicht!“ rief einer der Backfische, vor dem Lehrer höflich knickend. „Sie haben ja meiner Tante Nola versprochen, den Abend bei uns zu verbringen!“

„Ich werde sehen, was sich machen läßt, Kinderchen! Setzt eilet nach Hause, denn es hat längst zu Mittag geläutet. Nur Geduld, mein lieber Penvenn — du wirst noch ein prächtiger Schüler werden!“

Die Aufmunterung galt dem ältesten der Klasse, der vor Vergnügen grinste und dann im Dialekt den Lehrer dringend bat, doch auch seinen Bruder, Mikel Penvenn, bald zu besuchen, auf dessen Gehöft er arbeite.

Im nächsten Augenblick war die Schule aufgelöst: Penvenn stiefelte quer über die Haide, die Backfische gingen nach rechts, die beiden Buben rannten, Purzelbäume schlagend, nach links, während Katel mit ihrem Brüderchen Hand in Hand artig der nächstliegenden Hütte zusteuerte.

Nun dürfte es an der Zeit sein, auch etwas Näheres über die Eigentümlichkeiten von Meister Arfolls Beruf zu sagen. Vor der großen Revolution hatte die Bretagne unzählige Wanderlehrer, die in Seminaren erzogen worden waren und dann von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft wanderten, die Kinder lateinische Gebete, das Angelus Domini und den Katechismus lehrend. Es waren gewöhnlich Leute, die sich gerne dem Priesterstand gewidmet hätten, aber aus irgend einem

Grunde nicht in denselben aufgenommen wurden. Ihr Leben als Wanderlehrer war ein sehr schweres, sie mußten sich mit der einfachsten Nahrung bescheiden, ihr Beruf war mit Professionsbettelei verbunden. Sie unterrichteten zu allen Stunden und an den verschiedensten Orten: sehr oft unter freiem Himmel, auf offener Landstraße unter einem Wegkreuz, in einer Scheune, im Kuhstall. Ihre Bezahlung war eine elende — monatlich sechs Sous von jeder Familie oder den Wert dieser Summe in Naturalien. Besonders gutmütige Eltern beschenkten sie außerdem mit Speck, Honig, Leinwand und Kornfrüchten. Man nahm sie überall gerne auf und bezeugte ihnen gewisse Ehren, denn ein Hauch von Heiligkeit umschwebte sie, da sie doch am Busen der Kirche aufgezogen worden. Wenn sie einmal so alt waren, daß sie keine langen Fußwanderungen mehr unternehmen konnten, trachteten sie, sich einen billigen Maulesel oder Esel anzuschaffen; war ihnen das nicht möglich, dann wurden sie eben Berufsbettler, die von Thür zu Thür um milde Gaben baten.

Der Feueratem der Revolution zerstreute diese Wanderlehrer wie Funken nach allen Windrichtungen. Die meisten von ihnen verschwanden für immer von der Bildfläche. Während der späteren Jahre des Kaiserreiches, als Napoleon es für angezeigt hielt, sich als Vater der Religion und der Begründer eines neuen und heiligen Regimes aufzuspielen, tauchten viele von ihnen wieder auf, um ihren alten Beruf auszuüben.

Bei Ausbruch der Revolution dürfte Meister Arfoll ungefähr 30 Jahre gezählt haben; aber niemand in der ganzen Bretagne vermochte sich daran zu erinnern, ihn jemals vor Beginn des neuen Jahrhunderts gesehen zu haben. Als er zum erstenmal in der Gegend auftauchte, sah er schon aus wie ein ältlicher Mann, dessen Gesichtszüge die Spuren großen Kummer trugen. Er sprach oft so seltsame und ungewöhnliche Dinge, daß man an seinem gesunden Verstand zu zweifeln begann. Niemand wußte, ob er je an einem Seminar studiert habe und in der Bretagne geboren war. Man er-

zählte sich, daß er ein Bewohner einer der großen Städte gewesen sei und dort während der Schreckenszeit Furchtbares erlebt haben müsse, das sein Haar frühzeitig gebleicht habe.

Wie dem auch sein mochte, die Leute kannten und liebten ihn. Ein guter Mensch, mag er was für persönliche Meinung immer haben, entwaffnet seine Gegner, und daß Meister Arfoll wirklich ein guter Mensch war, daran zweifelte niemand. Man hieß ihn in der kleinsten Hütte willkommen. Und genoß er einmal keine Gastfreundschaft, so entnahm er seinem Ränzel ein Stück Schwarzbrot — Kresse dazu fand er an jedem Bächlein.

Die Schüler waren bald außer Sehweite und Meister Arfoll wandte sich dem Meeresstrande zu. Heute hatte er wieder „seinen Samen gesät,“ das machte ihn glücklich. Mit einem Lächeln der Befriedigung auf den Lippen, beide Hände auf dem Rücken gekreuzt, passierte er den moosbewachsenen Dolmen. Plötzlich ertönte ein eigentümlicher Laut hinter seinem Rücken und eine kräftige Hand berührte seine Schulter. Er drehte sich rasch um und traute seinen Augen nicht. Wie aus dem Erdinnern emporgeschossen, stand Rohan Gwensern vor ihm.

Auf den ersten Blick erkannte er seinen Schüler nicht, denn er hatte sich in der kurzen Zeit gar sehr verändert. Das Haar hing ihm in wilden Strähnen bis über die Schultern, der Bart war nicht rasiert, die Augen blutunterlaufen und unstet, das sonst so schöne, gutmütige Gesicht abgehärmt und bleich. Es bedarf nur weniger Stunden, um einen Menschen, auf den man Jagd macht, in ein wildes Tier zu verwandeln. Das traf auch bei Rohan zu. Er hatte bereits den lauernden, verängstigten Blick eines gehezten Wildes. Seine Kleider waren zerfetzt und mit Lehm bedeckt, der eine Ärmel seiner Jacke war bis zum Ellbogen aufgeschlizt, seine Füße waren nackt.

„Rohan?!“ rief Meister Arfoll halb fragend, halb entsetzt, denn er glaubte den Burschen viele Meilen weit entfernt und vermochte sich sein vernachlässigtes Äußere nicht zu erklären.

„Ja, ich bin es!“ bestätigte dieser mit erzwungenem Lachen und sich das Haar aus dem Gesichte schüttelnd. „Ich hielt

mich dort unter dem Dolmen versteckt, bis Sie Ihre Schüler entließen. Beim heiligen Gildas, das ist ein düsternes Grab für einen lebenden Menschen! Ich dachte schon, die Stunde würde kein Ende nehmen.“ Wieder brach er in das unheimliche Lachen aus und seine Augen irrten unstill umher.

Der Wanderlehrer legte seine Hand sanft auf den Arm des Gehezten und blickte ihm ängstlich forschend ins Gesicht: „Was ist geschehen, mein Sohn? Was bedeutet deine Scheu?“

„Es ist gekommen, wie ich's vorausgesehen — das ist alles!“ entgegnete Rohan, die Zähne fest aufeinander pressend.

„Was ist gekommen?“

„Die Konstriktion.“

„Das weiß ich. Was weiter?“

„Man hat mich gezogen. Vor zehn Tagen war die Ziehung und vorgestern die ärztliche Untersuchung. Vor einer Woche stattete mir der alte Pipriac mit einer Schar Soldaten den ersten Besuch ab, unglücklicherweise war ich nicht zu Hause und konnte sie nicht empfangen.“

Der Lehrer sah nun alles klar und ein unendliches Mitleid erfüllte sein Herz.

„Mein armer, armer Rohan! Ich habe täglich für dich gebetet und doch ist das Unheil über dich gekommen! Du lehnt dich dagegen auf — Gott helfe dir aus deiner Not!“

Rohan wandte sein Gesicht ab, um die Thränen zu verbergen, die ihm die Augen verschleierten. Die milden Worte seines Gönners erschütterten ihn. Plötzlich faßte er nach den beiden Händen des Lehrers und preßte sie leidenschaftlich in den seinigen: „Ich wußte, daß es so kommen werde. Ich selbst war nicht bei der Verlosung, aber meine Nummer wurde gezogen. Als die Konstrikierten zurückkamen, bot ich ihnen und dem Kaiser Trotz. Jemand hat mich als Widerspenstigen angezeigt. Ich erhielt eine Botenschaft, mich in Traonili zu stellen, was ich aber nicht that. Eine zweite kam — ich blieb abermals zu Hause. Die Geschichte wurde bekannt und ich sollte verhaftet werden. Meine Verwandten und Freunde waren am

schlimmsten hinter mir her, denn es verdroß sie, daß sie ohne mich einrücken sollten. Vor vier Tagen haben sie mich vom Hause weggeholt. Ich lachte sie aus, denn ich kenne die geheimen Wege und Stege tausendmal besser als sie. Die Verzweiflung packte mich und ich dachte an Sie, meinen Gönner und Lehrer. Zwei Nächte bin ich Ihren Spuren gefolgt. Gestern hätte man mich beinahe in einem kleinen Dörfchen dort drüben gefangen genommen. Ich mußte meine Sabots abstreifen und mein Heil in der Flucht suchen. Ein Soldat erwischte mich am Arm und zerriß mir die Jacke, wie Sie sehen. Es war ein hartes Stück Arbeit. So mögen sie im Walde von Bernard auf Wölfe jagen," schloß er bitter.

Bei jedem Satze wurde sein Freund bleicher und ernster; er schüttelte traurig das Haupt, schwieg aber. Rohan fuhr fort: „Des Nachts, wenn man mich nicht erkennen konnte, forschte ich nach Ihnen, Meister Arfoll! Endlich fand ich Sie in Traonili. Heute Morgen folgte ich Ihnen aus der Ferne, denn Sie waren nicht allein; deshalb versteckte ich mich hier unter dem Dolmen und wartete. Ich war in Angst, daß Sie einen der Schüler nach Hause begleiten könnten und dankte Gott, als ich Sie allein kommen sah.“

Vorsichtig spähten sie die Haide entlang, aber niemand war um die Mittagszeit zu sehen; so schritten sie denn Seite an Seite seewärts. Der Rasen unter ihren Füßen war weich und grün, der Ginster ringsum reichte ihnen bis zur Brust, fast auf jedem Halm zwitscherten Finken und über ihren Köpfen schmetterten Lerchen ihre Lieder. Primeln und wilde Veilschen wuchsen allerorten; drüben glitzerte das Meer und die bläulichen Vorgebirge erstreckten sich in weiter Ferne.

„Raten Sie mir, was ich thun soll?“

Meister Arfoll zuckte zusammen, denn die hart hervorgestoßene Frage weckte ihn aus ernstem Sinnen.

„Mein Sohn, das ist furchtbar! Ich bin von dem Gehörten betäubt. Ich kann dir nicht raten, denn ich sehe keinen Ausweg.“

„Keinen Ausweg?“

„Nur einen.“

„Und der wäre?“

„Dich selbst den Behörden auszuliefern und um Verzeihung zu bitten. Männer, namentlich so kräftige wie du, sind jetzt kostbar, man würde sich über dich freuen. Sonst kann ich keinen Ausweg sehen — wenn sie dich später fänden, wär's dein Tod!“

„Das weiß ich,“ gab Rohan ungeduldig zurück. „Im schlimmsten Fall werde ich sterben, aber lebend sollen sie mich gegen meinen Willen nicht haben! Raten Sie mir wirklich, mich selbst zu stellen?“

„Ich sehe keinen anderen Ausweg.“

„Und des Kaisers Soldat zu werden?“

„Wenn du es gegen deinen Willen wirst, wird dir Gott verzeihen. Rohan, du lehnt dich gegen eine ganze Welt auf! Auch im Kriege kannst du Gott dienen. Man wird dir Waffen geben, aber es wird nur deine Schuld sein, wenn du sie gegen deine Mitmenschen kehrt. So kannst du gesund und heil mit reinem Gewissen heimkommen, wenn alles vorüber ist.“

„Sonst haben Sie mir nichts zu sagen?“ fragte Rohan mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich weiß keinen anderen Ausweg für dich.“

„Könnte ich nicht aus Frankreich fliehen?“

„Dort drüben liegt Bannes, dort Nantes, auf dieser Seite Brest und zwischen diesen Städten tausende von Dörfern und Weilern; auf jeder Landstraße, in jedem Wirtshause lauert man auf Deserteure — — —“

„Wenn es mir gelänge, Morlaix zu erreichen — dort liegen viele fremde Schiffe vor Anker.“

„Das ist unmöglich! Alle Straßen und Wege sind streng bewacht; selbst die geschickteste Verkleidung würde dich nicht retten, denn solche Leute wie du giebt es in der ganzen Bretagne nicht viele. Man würde dich bald aufgreifen und dann kein Mitleid mit dir haben.“

Rohan schien nicht im geringsten erstaunt. Er hatte all diese Fragen mit der Miene eines Menschen gestellt, der bereits jede Hoffnung auf Rettung verloren hat. Er sagte daher ganz ruhig: „Ich soll mich selbst den Behörden stellen, ein Soldat des Kaisers werden? Diesen Rath erwartete ich nicht von Ihnen . . . O, mein Vater — erlauben Sie mir, Sie so zu nennen — Sie lassen mir nicht Gerechtigkeit widerfahren. Sie denken, ich sei schwach und wankelmütig; aber ich bin es nicht, glauben Sie mir, ich bin ein Mann! Und wenn ein Mann einen Eid ablegt und Gott zum Zeugen anruft, so ist es seine Pflicht, ihn zu halten oder zu sterben. Erinnern Sie sich, mein Vater, an jenen Abend in Kromlaix, an welchem wir die Weiber beim Brunnen beobachteten und ich Sie fragte, ob es vor Gott gerechtfertigt sei, wenn man sich weigerte, Soldat zu sein?“

Der Schullehrer nickte. Seine Augen suchten diejenigen Rohans, und was er darin las, war die offene Auslehnung einer gepeinigten Seele gegen die Unmenschlichkeiten der Menschen. Er machte sich in stillen Vorwürfe, denn er hatte seinen Rath einem gewöhnlichen Geschöpf zu geben geglaubt — in der Hoffnung es zu belehren und das Richtige thun zu heißen, und nun fand er zu seinem grenzenlosen Erstaunen, daß Rohan Gwensern, sein gelehriger Schüler, ihm über den Kopf gewachsen und ein ganz außergewöhnlicher Mensch war, wie ihn die Natur in solcher Vollendung nur selten schafft.

„Nicht wahr, Sie erinnern sich?“ fuhr Rohan erregt fort. „Nun denn und Sie raten mir, meinen Eid zu brechen? Ich schwor damals, niemals Soldat zu werden und lieber zu sterben als Blut zu vergießen. Die Zeit ist gekommen, da ich mein Wort einlösen kann. Sie sagen, es gebe keinen Ausweg, ich aber sage: ich kann sterben!“

Die wilde Verzweiflung war von ihm gewichen. Er sprach leise, feierlich und sanft; seine Worte waren nicht mißzuverstehen, sie drückten einen unbeugsamen, durch nichts zu brechenden Willen aus. Meister Arfolls Saat hatte Früchte getragen;

der Schüler belehrte und ermahnte den Meister. Thränen rieselten an dessen Wangen herab; Rohan sah sie und zitterte, obgleich seine Augen jetzt trocken waren. Sie schlenderten langsam weiter, bis sie an den Klippenrand kamen und zu ihren Füßen das rollende Meer erblickten, dessen Brandung sich an dem sandigen Ufer brach. Rohan setzte sich auf einen Steinblock, stützte sein Gesicht mit dem rechten Arm und starrte über die glasige Wasserfläche. Plötzlich bemerkte er ruhig, wie wenn ein Fischer dem anderen seine Beobachtungen mittheilt: „Heute Nacht wird es Wind und Regen geben. Sehen Sie doch, wie die zusammengeballten Wolken aus Südwest hervorkriechen.“

Der Lehrer antwortete nicht, Rohan hatte ihn noch nie so schweigsam gesehen. Nach einer Weile fragte Rohan, ohne seine Stellung zu verändern: „Zürnen Sie mir, Meister Arfoll?“

„Wie könnte ich dir zürnen, mein geliebter Sohn?“ fuhr Arfoll mit immer heftiger rieselnden Thränen auf. „Ich zürne nur mir, daß ich so hilflos und schwach bin! Die Dinge kommen zu sehen und unfähig zu sein, auch nur einen Finger zu rühren! Ich verdiente deinen Vorwurf, denn du hast recht und ich unrecht. Es ist unrecht, sich in ein Übel zu fügen, selbst wenn man sein Leben damit retten kann — unrecht, das Schwert für den Kaiser zu schwingen, selbst wenn Frankreich bedroht ist. Ich weine für dich, als ob du mein eigen Fleisch und Blut wärest. Es thut mir weh, dich verfolgt und von aller Welt verlassen zu sehen, aber im innersten Herzen flüstert eine Stimme: Gott segne ihn, er hat recht! Er ist ein tapferer Mann, ein Held! Wäre ich sein Vater, ich würde auf einen solchen Sohn stolz sein!“

Schon nach den ersten Worten des Lehrers war Rohan aufgesprungen, streckte ihm beide Hände entgegen und rief mit freudig leuchtenden Blicken: „Mein Vater, endlich hast du das rechte Wort gefunden, um dessentwillen ich dich aufgesucht habe! Ja, die ganze Welt ist gegen mich, nur du und meine arme Mutter nicht! Sogar das Mädchen, das meinem Herzen am nächsten steht! Aber nicht wahr, ein guter Vater sieht seinen

Sohn lieber tot als entehrt? Du bist mein guter Vater und weißt, daß in den Krieg ziehen schändlich ist, obgleich sie sagen, es sei ruhmvoll. Du hast mich mit deinen lieben Worten stark und glücklich gemacht! Gib mir nur noch deinen Segen und dann laß mich ziehen!“

„Meinen Segen?!“ kam es bebend von den Lippen des Wanderlehrers. „Kohan, du würdest ihn für wertlos halten, wenn du alles wüßtest!“

Aber Kohan sank vor ihm aufs Knie und blickte flehend zu ihm empor: „Segne mich nur, mein Vater! Du bist der einzige wirklich gute Mensch, den ich kenne. Die Leute behaupten, du seist einmal Priester gewesen. Deine Lehren, deine unendliche Güte und Liebe haben mich zu dem gemacht, was ich bin; dein Segen wird mich besser, stärker machen! Du versicherst mir, daß ich recht handle und vor Gott gerechtfertigt sein werde. Segne mich, alles andere mag Gott entscheiden!“

Er neigte sein Haupt. Meister Arfoll legte die Rechte auf sein dichtes, blondes Haar, richtete das thränenüberströmte bleiche Dulderantlitz gen Himmel und segnete den Empörer.

Zwölftes Kapitel.

Sturm.

Kohan Swenserns wohlgeschultes Auge hatte ihn nicht betrogen — Sturm war im Anzuge und er kam noch früh am Nachmittag.

Nachdem er sich von Arfoll getrennt, der sich mit schleppenden Schritten einem der stillen Gehöfte zuwandte, verfolgte Kohan den schmalen Fußsteg, der über die Klippen hinwegführte. Gar oft mußte er auf allen vieren kriechen oder gewagte Sprünge machen, die ihm kaum jemand nachgeahmt hätte. Je weiter er ging, desto verlassener und öder wurde die Gegend. Er begegnete keiner Menschenseele auf dem schwinde-

ligen Pfad, der sich langsam zu dem großen Vorgebirge von Pointe du Croix emporschlängelte.

Sein Gesichtsausdruck ward allmählich ein ruhiger. Der lauernde, verängstigte Blick hatte dem der Selbstbeherrschung Platz gemacht, denn während sich die dunkeln Wellen zu seinen Füßen brachen, die weißen Mäwen blitzschnell über seinem Kopfe dahinsiegelten, die flinken Ziegen furchtlos von Klippe zu Klippe sprangen, erwachte in ihm immer lebhafter das Gefühl seiner Zugehörigkeit zur Natur. Seine Brust weitete sich, er fühlte sich wieder glücklich und frei; die Einsamkeit hatte für ihn keine Schrecken mehr, die Gefahr reizte ihn. Seit er denken konnte, hatten ihm solche Wanderungen im Herzen der Natur ein unsagbares Vergnügen bereitet; jetzt liebte er sie bis zum Wahnsinn, denn er hatte der ganzen Welt den Fehdehandschuh hingeworfen und ihm war nichts geblieben als diese seine Liebe zur Natur.

Er hatte sich geweigert, dem Rufe eines Tyrannen Folge zu leisten. Anstatt sich wie ein Sklave in die Soldatenlivree stecken zu lassen und Mordwerkzeuge zu tragen, war er frei — er konnte thun und lassen, was er wollte, und wenn es nötig war, konnte er sterben wie er wollte. Das Herz der Mutter Erde schlug ihm freudig zu — er konnte es deutlich fühlen, wenn er sich in das weiche duftende Gras warf; die lebenden Wellen hüpfen und freuten sich mit ihm, er sah sie meilen- und meilenweit sich mit rhythmischer Freude fortbewegen; der Zephyr umkostete zärtlich seine Wangen, er trank mit vollen Zügen die würzige Luft, die seine Brust weitete und ihm Kraft verlieh. Schließlich und endlich war es doch etwas wert, ein Mann zu sein — ein freier Mann und zu dem heiligen Sakrament der Natur zugelassen zu werden, aufgenommen von allen Kreaturen der Schöpfung, welche die Grausamkeit der Menschen beklagen.

Ehe Arfoll ihm seinen Segen erteilt, hatte er sich schwach und unglücklich gefühlt; jetzt fühlte er sich glücklich, stark und mit der Natur eins. Ja, glücklich, denn auch die Verfolgung

vermag ein gewisses Glücksgefühl zu erzeugen, indem sie ungehobene Schätze von Mut und Selbstvertrauen, die in der Brust verborgen schlummern, erweckt. Rohan Owensern hatte sich seinen Kameraden immer überlegen gefühlt — sowohl geistig als auch physisch; auch hatte es ihm stets widerstrebt, ein Sklave des Schwertes oder des Pfluges zu sein. Seine Empörung entwickelte diesen berechtigten Stolz zu so maßloser Leidenschaft, daß er sich stark genug fühlte, den Kampf mit der ganzen Welt aufzunehmen.

Dies waren die Gefühle, die sein Herz auf dem einsamen Klippenwege erfüllten und ihn seine Mutter und Marcelle fast vergessen ließen; als aber die Dämmerung hereinbrach und der warme Sonnenschein einem kühlen Regen Platz machte, begann er sich doch wieder recht unbehaglich zu fühlen. Als er endlich den Gipfel des Vorgebirges erreicht hatte, regnete es schon in Strömen. Ein schieferfarbener Wasserberg schwebte über seinem Haupte und stürzte sich dann als vierfacher Katarakt über die Klippen herab. Das gab ein furchtbares Getöse, wie das Donnern von tausenden Kanonen. Auf dem trockensten Plätzchen saßen in Reih und Glied hunderte von grünen und schwarzen Scharben und schliefen ruhig mit den Köpfen unter den Flügeln, obgleich der Schaum des Kataraktes zeitweilig ihre langen Beine benetzte. Rohan kauerte sich in eine halbwegs geschützte Nische, nahm ein Stück Schwarzbrot aus der Tasche und aß es mit Heißhunger. Er spähte auch nach Wasser aus, da er aber kein trinkbares in der Nähe entdeckte, fing er den Regen in der hohlen Hand auf und löschte damit seinen Durst.

Das war nichts Neues für ihn; hundertmal hatte er sich aus lieber Lust dem größten Unwetter preisgegeben und so gelebt wie heute. Er benützte die Einsamkeit, um in Ruhe seinen Kriegsplan zu entwerfen. Dazu hätte er kein passenderes Plätzchen finden können als sein Versteck auf dem Gipfel des Vorgebirges von Pointe du Croix. Wie lange er dort geessen, wußte er selbst nicht; als er jedoch endlich den Weg

nach seinem Heimatsdorf einschlug, waren seine Gedanken vollständig geklärt.

Ein furchtbarer Sturm ereilte ihn, während er über das einsame Moor von Bilaine hastete. Viehherden kauerten, eng aneinandergedrückt, dicht unter den Klippen, wilde Ziegen suchten schützende Stellen auf den höchsten Felsspitzen zu erreichen, aber von einem menschlichen Wesen war weit und breit keine Spur. Unheimlich ragten die vereinzelt stehenden Menhirs aus der pechschwarzen Nacht hervor. Außer Rohan, der jeden Steg, jedes Fleckchen der Gegend kannte, hätte es kein Mensch wagen dürfen, in dieser Finsternis über die gefährliche Moorebene zu schreiten. Er vermochte nicht zehn Schritt weit zu sehen, der Regen stürzte in Strömen herunter, als ob sich alle Schleusen des Himmels geöffnet hätten, ein eiskalter Nordwind umbrauste ihn und riß ihm die Kleider in Fetzen vom Leibe; schwarze, dichte Wolkenberge rasten mit Blitzesschnelle über seinem Kopfe hinweg, zu seiner Linken brüllte, toste und kochte das Meer, rechts lauerten die Gefahren des heimtückischen Moorgrundes. Alle Elemente schienen sich vereinigt zu haben und mit wilder Macht losgebrochen zu sein, um Rohans Mut auf die Probe zu stellen. Bis auf die Haut durchnäßt, vor Kälte zitternd, barhaupt und barfuß, bahnte er sich einen Weg. Gar oft mußte er stehen bleiben, wenn der Wind es zu toll trieb, um Atem schöpfen zu können und sich zu orientieren. Ohne die dicht aufeinanderfolgenden Blitze, die ihm als Leuchte dienten, hätte er wahrscheinlich den Morgen nicht erlebt.

Doch was war das? Welch' neue Schrecken lauerten auf ihn? Ein blutrotes Licht flammte vom Meeresufer auf und durchzuckte mit seinem grellen Schein die tiefe Dunkelheit. Im ersten Augenblick packte ihn ein namenloses Entsetzen, das ihn zu lähmen drohte, doch faßte er sich rasch und kroch vorsichtig dem Lichtschein nach, der wie die Lampe eines Leuchtturmes bald hell aufflammte, bald wieder verschwand. Nach einem harten Kampf, den er mit dem immer heftiger tobenden Sturmwind zu bestehen hatte, bot sich ihm, als er an einer Biegung

des Fußweges anlangte, ein das Blut erstarren machender Anblick dar. Am äußersten Rande der Klippen stand ein riesiger, mit dicken Stricken befestigter Eisenkäfig, in welchem ein Scheiterhaufen von Eichenblöcken und Ginsterbüschen hell loderte. Er war von sieben bis acht wildausssehenden Männern und drei bis vier alten Weibern umringt. Einige rannten, wie besessen singend und gestikulierend, um den Käfig herum, andere kauerten, in die Flamme starrend, vor demselben, während ein altes Weib, das man getrost für die Hexe von Endor hätte halten können, sich über das Feuer bückte und mit ihren langen dürrn Fingern allerlei Zeichen darüber machte. Einige Schritte von dieser merkwürdigen Gruppe entfernt, erhob sich ein niedriger Menhir; auf diesen steuerte Rohan zu, verkroch sich in seinen Schatten und beobachtete die weiteren Vorgänge.

„Diese Nacht wird Penruach nur wenig Glück bringen!“ bemerkte einer der Männer. „Es ist zu finstern, um draußen selbst unser Feuer sehen zu können.“

„Wie es des heiligen Loß Wille ist,“ krächzte ein altes Weib; „wenn er uns Glück bescheren will, wird das Glück nicht ausbleiben.“

Rohan schauderte. Er wußte nun, mit wem er es zu thun hatte. Die Leute, die er da sah, waren Fischer aus Penruach, welche jedes vorbeikommende Schiff für ihr Eigentum hielten und das Recht zu haben glaubten, es nach ihrem Belieben zu plündern. St. Loß, den die Alte beschworen, war auch einmal ein Schiffbrücher gewesen, der, wenn man der Sage Glauben schenken wollte, in uralter Zeit als gläubiger Christ die Schiffe der Ungläubigen irre führte, um sie zu plündern. Er wurde für dieses edle Bestreben selig gesprochen. Unterhalb der Stelle, wo die Fischer von Penruach den flammenden Käfig aufgestellt hatten, erstreckten sich meilenweit gefährliche Klippen und Riffe unter dem Wasser, die jedem Schiff verhängnisvoll werden mußten. An stürmischen Nächten, wie der heutigen, trieben die Leute ihr schmachvolles Handwerk.

„Loß, Loß, guter Loß, schick' uns endlich ein Schiff!“ flehte

ein anderes altes Weib. „Der heilige Loß scheint heute taub zu sein,“ fügte sie bitter hinzu.

„Schrei' doch nicht so laut!“ mahnte ein Mann. „Du könntest mit deinem Geslenn die Toten erwecken, komm lieber und trink' eins. Ein Hoch dem heiligen Loß, möge er uns Glück bringen!“

Die Flasche machte die Runde. Am gierigsten tranken die Weiber daraus. Gerade als die alte Hexe sie zum Munde führen wollte, unterbrach ein markerschütternder, unheimlicher Schrei die Stille der Nacht. Männer und Weiber sprangen entsetzt auf: „Seht, seht, ein ‚oel du!‘ ein ‚oel du!‘“ *) rief einer der Männer zähneklappernd und auf die Spitze des Menhirs deutend.

Dort stand kerzengrade eine riesenhafte Gestalt, die mit beiden Armen in der Luft herumsuchtete und dabei ganz unmenschliche Laute hervorstieß. Selbst dem mutigsten Manne wäre bei diesem wirklich gespensterhaften Anblick das Herz in die Schuhe gesunken, wie erst diesem abergläubischen, dummen Fischervolk.

„Das ist der heilige Loß!“ rief einer aus der Gruppe.

„Nein, es ist der oel du! Der oel du, ich sehe seinen Pferdefuß!“ schrie ein anderer. Im nächsten Augenblick floh die ganze Gesellschaft wie besessen davon und verschwand im Dunkel der Nacht.

Rohan wartete noch ein Weilchen auf der Spitze des Menhirs, dann sprang er mit wildem Gelächter herunter. Sein Plan war gelungen. Als er die saubere Gesellschaft erkannt hatte, erschrak er zuerst; dann beschloß er, wenigstens heute die des Weges kommenden, vom Sturm ohnehin genug gefährdeten Schiffe zu retten. Mit Lebensgefahr erklomm er, jede Ritze benutzend, die Spitze des glatten Menhirs. Zu seinen Füßen brüllte das Meer, ein falscher Handgriff und der Sturm blies ihn hinab — aber Rohan kannte keine Furcht,

*) In der Bretagne die Bezeichnung für den Teufel.

wo es Menschenleben zu retten galt. Er rechnete mit dem Aberglauben und der Feigheit jener Strandritter und hatte sich nicht verrechnet.

Auf festem Boden angelangt, befreite er den Eisenkäfig von den Stricken und schleuderte ihn in die brausende Flut. Noch einmal flackerte die Flamme hoch auf und beleuchtete das Wasser, um dann für immer in der Tiefe zu versinken.

Es trat nun eine so undurchdringliche Dunkelheit ein, daß Rohan, dessen Augen noch von dem grellen Licht geblendet waren, zuerst absolut nichts unterscheiden konnte und sich aus Furcht, in dem Sturmwind einen Fehltritt zu thun, flach auf den Boden warf. Nach einiger Zeit hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, so daß er es wagen konnte, sich zu erheben und seinen Weg fortzusetzen.

Dreizehntes Kapitel.

Marcelles Beichte.

Die ärztliche Untersuchung hatte stattgefunden und die Konstruirten von Kromlax kannten bereits ihr Schicksal. Gildas Derval war überaus tauglich befunden worden und hielt es seither für unerläßlich, seine kriegerische Begeisterung im Wirtshaus zu kräftigen. Er taumelte wie ein richtiger Veteran. Sein Herzenswunsch, daß auch Hoël angenommen werde, war ebenfalls in Erfüllung gegangen. Dieser hatte, wie wir wissen, die Nummer 27 gezogen und da zwei junge Bursche, welche niedrigere Zahlen gezogen hatten, untauglich befunden wurden, außerdem auch Rohan sich nicht stellte, mußte er mit noch zwei anderen einspringen. Der Korporal war begeistert, die beiden Bursche redeten sich in eine kriegerische Stimmung hinein; aber Mutter Derval war untröstlich, denn in einigen Tagen sollten ihre Söhne den Marschbefehl erhalten.

Mittlerweile suchte das ganze Dorf des widerspenstigen „Nummer Eins“ habhaft zu werden. Von St. Gurlott war

eine Abtheilung Gendarmen unter Führung des alten Jacques Pipriac gekommen, die Kromlax Tag und Nacht durchstreiften und denen die Konstrikierten, soweit es in ihrer Macht stand, Detektivdienste leisteten. Alles vergebens. Rohan schien vom Erdboden verschwunden zu sein.

„ Sakrament noch einmal hinein!“ schrie Pipriac die alte Gwenfern eines Tages an, nachdem er zum vierten- oder fünftenmal ihre Hütte durchsucht hatte. „Wenn ich den Kerl erwische, soll er mir blüßen! Alte, du hast ihn irgendwo versteckt, leugne es nicht! Heraus mit ihm!“

Die Leute durchstachen mit ihren Bajonetten die Matratzen, durchstöberten alle Schränke, Schubladen und Truhen, suchten an Orten, wo sich kein Hund verkriechen würde und wetterten und fluchten gegen Rohan, bis Mutter Gwenfern es nicht mehr mit anhören konnte und bitterlich weinend ausrief: „Schmach über Sie, Sergeant Pipriac! Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß Sie gegen seines Vaters Sohn so grausam sein könnten!“

Der Sergeant, ein kleines, untergesetztes, einäugiges Kerlchen mit scharfgebogener Schnapsnase, zwirbelte den ergrauten Schnurrbart und brummte: „Zum Teufel auch, der Mensch und Soldat muß doch zuerst seine Pflicht erfüllen! Alte, dein Sohn ist ein Narr und wenn ich nicht hinter ihm her wäre, würde ein anderer die Sache in der Hand haben, der ihm noch schlimmer zusetzen könnte. Ich habe Gott gedankt, daß man mich geschickt hat, den fahnenflüchtigen Sohn meines besten Freundes zu suchen. Du weißt, ich meine es gut mit ihm. Sei gescheit und sag' mir, wo er steckt, ich schwöre es dir bei den Gebeinen des heiligen Triffine, daß ihm kein Leid geschieht und daß er noch ein tapferer Soldat unseres Kaisers wird!“

„Ich habe Ihnen schon versichert, daß er nicht hier ist und daß ich seinen Aufenthaltsort nicht kenne. Vielleicht ist er nach England geflüchtet“ . . .

„Alle Teufel, nach England?!“

„Ich vermute es, Sergeant Pipriac,“ stöhnte die Witwe.

„Bah, das ist nicht so leicht, wie du glaubst, und er wird wohl nicht so dumm gewesen sein, sich in das Land der wilden Bestien zu flüchten! Ich sage dir, er ist hier! Ich weiß — nein, ich rieche es, wie der Hund die Ratte riecht. Verflucht, daß der Sohn meines braven Kameraden, Raoul Gwensfern, ein solcher Feigling ist!“

„Er ist kein Feigling, Sergeant!“ fuhr die Witwe erregt auf.

„Er ist's! Er verkriecht und versteckt sich aus Furcht.“

„Mein Sohn Rohan weiß nicht, was Furcht ist, aber er wird nie Soldat werden!“

„Wenn ich ihn beim Kragen hätte, na, ich würde ihm ordentlich meine Meinung sagen,“ bemerkte der alte Haudegen ärgerlich. „Weshalb nimmt er sich kein Beispiel an seinen Vettern Hoël und Gildas? Das sind tüchtige Bursche, jeder so stark, daß er einen Ochsen erwürgen könnte. Ihr Onkel, der Korporal, das ist aber auch ein ganzer Mann!“ Dann wandte er sich an seine im Schornstein suchenden Leute: „Habt acht! Vorwärts, marsch! Der Fuchs ist uns entwischt.“ An der Thüre drehte er sich noch einmal zurück: „Guten Tag, Mutter Gwensfern, wir werden wiederkommen! Nicht weil wir es wollen, sondern weil's der Kaiser befiehlt. Folge meinem Räte und überrede deinen Sohn — morgen kann's schon zu spät sein. Noch einmal Adieu! Marsch, ihr Leute!“

Die Witwe blieb allein. Gedankenvoll starrte sie ins lodernde Feuer. Sie war ein großes, starkes Weib mit aschfarbigem Gesicht und schneeweißem Haar. Man hielt sie allgemein für mürrisch und ungesellig, denn sie verkehrte selbst mit ihrer einzigen Schwester, der Witwe Derval, so gut wie gar nicht. Sie kannte deren Kinder kaum. In Wirklichkeit war sie eine herzengute Frau, nur ging sie in der Liebe für ihr einziges Kind auf.

Als sie dem Sergeant sagte, daß sie Rohans Aufenthalt nicht kenne, sprach sie die lautere Wahrheit. Sie hatte ihn

seit mehreren Tagen nicht gesehen und hoffte wirklich, daß er ins Ausland geflüchtet war. Die Ärmste hatte keine Ahnung, wie schwer es für Flüchtlinge war, sich den wachsamem Augen der Spione und der hohen Obrigkeit zu entziehen. Sie kränkte sich über seinen offenen Widerstand und noch mehr darüber, daß das ganze Dorf ihn für einen Feigling hielt; selbst seine nächsten Verwandten sprachen verächtlich über ihn. Man brachte ihr zu allen Stunden des Tages Neuigkeiten zu, die ihr das Blut in den Adern gerinnen machten. Jedermann behauptete, daß man Rohan früher oder später doch ertwischen werde und daß er ein Kind des Todes sei, denn man würde ihn wie einen tollen Hund erschießen.

Ach, wenn er sich doch nur vom Anfang an in sein Schicksal ergeben und auf die Hilfe Gottes gebaut hätte! Wie viele waren in den Krieg gezogen und dann doch heil heimgekehrt, oder wenn auch nicht heil, so doch als Invaliden wie Onkel Ewen. Sie grollte dem Kaiser, jedoch nur so, wie sie in bösen Tagen Gott zu grollen pflegte, denn der Kaiser war wie Gott — so groß, so erhaben und so weit entfernt!

Vor dem Feuer sitzend, grübelte und grübelte sie, dabei dem Sturm lauschend, der seit Nachmittag tobte und das Meer aufspeitschte. Zu ihren Füßen kauerte mit geschlossenen Augen Jannedit, die Ziege, der Liebling ihres Sohnes und jetzt ihre einzige Gesellschafterin.

Das schmale Zimmer mit der spärlichen Einrichtung — einem groben ungehobelten Eichentisch, einigen Stühlen und Bänken — machte einen düsteren Eindruck. Das flackernde Feuer warf seine Schatten auf den gestampften Lehm Boden und die rauchgeschwärzten Balken. An den Wänden hingen Fisch- und Vogelfangnetze und sonstiges Handwerkzeug, ein buntes Muttergottesbild mit dem Jesukindlein und andere Heiligenbilder.

Plötzlich erhob sich die Ziege, spitzte die Ohren und lauschte. Jannedit war eine ganz besondere Ziege — wachsam wie ein Schäferhund und auch so klug, nur daß sie nicht bellen konnte.

Und sie hatte auch diesmal recht. Jemand näherte sich der Thüre und drückte auf die Klinke. Mutter Ewenfern blickte sich zuerst gar nicht um, denn sie war es in den letzten Tagen gewohnt, daß die Nachbarn ungebeten ein und ausgingen und dachte, daß irgend jemand ihr wieder eine Hiobspost bringe. Erst als sie bemerkte, daß Jannedik wieder ihren Platz eingenommen habe, wandte sie ihren Kopf ein wenig der Thüre zu und sah, daß ihre Nichte Marcelle ihren großen, vom Regen durchnässten Mantel abnahm und an den Nagel hängte.

Sie hatten sich seit dem verhängnisvollen Abend, an welchem Marcelle Rohan die Kolarde anheftete, nicht gesehen, und damals war Mutter Ewenfern sehr erbittert und böse gewesen. Marcelles Anblick brachte ihr die furchtbare Scene in Erinnerung, sie erbleichte, ihr Herz begann heftig zu klopfen, und ohne ihre Nichte zu begrüßen, starrte sie wieder mit thränenumflorten Blicken ins Feuer.

„Ich bin's, Tante Luise,“ sagte Marcelle sanft.

Keine Antwort. Die Witwe zürnte der ganzen Familie Derval und ärgerte sich über Marcelles Besuch.

„Der Gedanke war mir schrecklich, dich, Tante Luise, bei diesem Sturm hier einsam und allein zu wissen. Obgleich der Onkel nicht wollte, daß ich komme, machte ich mich dennoch auf den Weg. O, mein Gott, wie schrecklich ist es doch, wenn die ganze Welt gegen eines Menschen einzigen Sohn ist!“

„Und noch schrecklicher ist es, wenn die eigenen Verwandten uns hassen und verfolgen,“ fuhr die Witwe bitter auf.

„Es war ein böser Tag, als meine Stiefschwester Margarid einen Derval heiratete, denn ihr seid euch alle gleich, nur daß Ewen Derval der schlimmste der ganzen Sippe ist. Wenn du eines Tages vielleicht selbst verheiratet sein solltest, dann wirst du begreifen, was ich jetzt leide und wirst mich bedauern!“

Marcelle kam näher und setzte sich an die äußerste Kante der Bank, auf welcher ihre Tante saß. Diese zog sich noch mehr in sich zusammen und starrte dann wieder ins Feuer. Auch Marcelle blickte gedankenvoll in die Glut, neigte sich ein

wenig vor, um ihre erstarreten Finger zu erwärmen und entgegenete dabei vorwurfsvoll: „Du bist ungerecht, Tante! Ach, wenn du nur wüßtest, wie sehr ich dich jetzt schon bedauere! Auch Onkel Ewen bedauert dich; er kränkt sich so sehr, daß er seit Tagen keinen Bissen gegessen hat. Unser Haus ist nicht minder düster als dieses, denn meine beiden Brüder Hoël und Gildas müssen in den nächsten Tagen einrücken; Mutter sitzt und weint Tag und Nacht so wie du hier.“

Diese beiden ins Feuer starrenden Frauen — die eine alt und grau, die andere jung und frisch — boten einen seltsamen Anblick. Sannedik schien ihre eigene Meinung über die Sache zu haben, denn sie erhob sich ruhig und legte ihren großen Kopf zwischen Marcelles Knie. Eine lange Pause trat ein; Sturm und Meer tobten draußen um die Wette. Endlich fragte die Witwe noch immer in bitterem Ton: „Wozu bist du gekommen, Mädchen? Was hat dich endlich zu mir gebracht?“

„Kannst du es denn nicht erraten, Tante Luise? Ich bin gekommen, um zu fragen, ob Rohan in Sicherheit ist?“

„So! Nun, wenn du gar so neugierig bist, so wisse, ja, er ist in Sicherheit!“ antwortete die Alte mit kurzem, hartem, bitterem Lachen. „Ich weiß nur zu gut, wozu du gekommen bist, Marcelle Derval! Man hat dich geschickt, um auszukundschaften, wo mein armer Junge versteckt ist. Du willst ihn an Ewen Derval und seine übrigen Feinde verraten. Dein Gang war vergebens. Möge Gott dich für diese Schlechtigkeit bestrafen, obgleich deine Mutter von meinem Blute ist!“

Von keinem anderen Menschen auf der Welt hätte die stolze, leidenschaftliche Marcelle sich diese erniedrigende Verdächtigung gefallen lassen; jetzt legte sie nur sanft ihre Hand auf den Arm der Tante und bat: „Um der Barmherzigkeit willen, sprich nicht so!“

Ein gewisses Etwas in ihrer Stimme veranlaßte die Witwe, aufzublicken. Sie sah in die thränenüberströmten Augen Marcelles und zuckte zusammen. Das Mädchen war sonst nicht weinseliger Natur — was mochte das zu bedeuten haben?

„Weshalb weinst du? Was ist geschehen?“

„Wenn du wirklich glaubst, daß ich kein Herz habe,“ stammelte Marcelle, sich von der Bank erhebend, „dann will ich lieber wieder gehen. Du hast kein Vertrauen zu mir und ich möchte dich mit meinem Anblick nicht ärgern. Aber wenn du wüßtest, wenn du wüßtest — — —“

Sie machte Miene, zu gehen. Mutter Gwensfern streckte jedoch ihre magere Hand nach ihr aus und hielt sie zurück: „Sprich, Mädchen, was hast du?“ Ihre Stimme klang noch immer hart, aber ihr Blick war freundlich.

Marcelle stand bewegungslos und blickte der Matrone forschend ins Gesicht: „Hat Rohan dir nichts gesagt, Tante? Freilich, ich habe ihm ja das Versprechen abgenommen, dir nichts zu sagen.“

„Ich verstehe dich nicht, Kind!“

Der seltsame Glanz in Marcelles Augen und die Röthe ihrer Wangen steckten der erfahrenen Matrone ein Licht auf und sie begann zu begreifen.

„Ach, Tante Luise, ich liebe Rohan! Ich wußte es nicht — bis kürzlich, aber jetzt liebe ich ihn innig und ich kann es nicht ertragen, wenn du so schlecht von mir denkst, denn er hat mich gebeten, sein Weib zu werden!“

Die Witwe stieß einen Ruf des Erstaunens aus, obgleich die Beichte als solche sie nicht besonders überraschte, denn auch sie hatte Rohan schon längst im Verdacht, in seine hübsche Base verliebt zu sein. Sie blickte Marcelle lange forschend an, die mit gesenktem Köpfschen vor ihr stand und unter ihren Blicken bald errötete, bald erbleichte. Endlich sagte sie in sanfterem Tone als bisher: „Setz' dich, Marcelle!“

Marcelle nahm verschämt wieder an der Seite der Witwe Platz, sie fühlte sich nach der Beichte wie von einer Centnerlast befreit. Beide Frauen schwiegen lange. Die Witwe saß wie in einem wachen Traum da und gedachte verschiedener Vorkommnisse, die ihr schon früher zu denken gegeben. Marcelle begann bereits zu fürchten, daß die Tante ihr zürne, als

diese plötzlich mit leiser Stimme, als ob sie mit sich selbst spräche, sagte: „Wenn du ihn wirklich liebst, wie du behauptest, dann ist es seltsam, daß du ihm so wenig Glück gebracht hast!“

„Das habe ich mir schon selbst gesagt!“ rief Marcelle, wie unter einem Peitschenhiebe zusammenzuckend. „Ach, wenn du wüßtest, Tante, wie inbrünstig ich zu Gott gebetet hatte, daß er mich eine hohe Nummer ziehen lasse! Ich dachte, ich müsse sofort vor Herzeleid sterben, als ich den Einsler sah! Rohan hatte mich gebeten, für ihn zu ziehen, falls er nicht dort sein werde. Wenn nicht jemand seiner Verwandten für ihn gezogen hätte, würde man sofort ein schwarzes Kreuz neben seinem Namen gesetzt haben. Onkel Ewen hat ihn davor bewahrt, denn er erklärte den Beamten, daß er krank sei. Und Onkel Ewen hat großen Einfluß; wenn Rohan sich entschließen wollte, mitzugehen, würde man ihm noch verzeihen. Der Onkel hat versprochen, die Sache in Ordnung zu bringen, so daß Rohan für seine bisherige Widerspenstigkeit ohne Strafe ausginge. Wir beiden würden dann Tag und Nacht für ihn beten, bis er zurückkehrt, nicht wahr, Tante? Ach, wenn er nur Vernunft annehmen wollte!“

Die beiden Frauen saßen, ohne zu wissen, wie es gekommen, dicht aneinander geschmiegt Hand in Hand auf der schmalen Ofenbank. Es that Mutter Ewens fern so wohl, jemandem, der ihren Sohn liebte, ihr Herz ausschütten zu können.

„Ach, mein Kind, das ist unmöglich!“ seufzte sie unter Thränen.

„Wenn ich nur mit ihm sprechen könnte! Er ist so schwer zu verstehen! Es bricht mir das Herz, alle Welt, sogar Kinder, sagen zu hören, daß unser Rohan ein Feigling ist!“

„Glaub's nicht, Marcelle, mein Sohn ist kein Feigling!“

„Als ob ich das nicht selbst wüßte! Ich weiß, daß er mutig ist, mutiger als die ganze Bande zusammen und doch handelt er nicht wie ein Mann! Der Kaiser ruft seine Kinder und er versteckt sich! Alle anderen Bursche fügen sich in

ihr Schicksal, er lehnt sich dagegen auf. Er, der so stark, so tapfer ist, trotzt der Behörde und läßt, wie ein wildes Tier, Jagd auf sich machen. Was soll ich Gildas und Hoël antworten, wenn sie behaupten, daß er feige ist? Und auch Onkel Ewen ist schlecht auf ihn zu sprechen.“

„Er ist so starkköpfig! Meister Arfoll hat ihm seltsame Ideen beigebracht — — —“

„Ach ja, Tante, an all unserem Unglück ist Meister Arfoll schuld,“ unterbrach Marcelle die alte Frau. „Er ist ein böser Mensch und kein Freund Gottes und des guten Kaisers.“

Die beiden Frauen plauderten, bis das Eis zwischen ihnen vollständig thaute und sie miteinander ganz versöhnt waren. Mutter Gwensern hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß es Wahnsinn von Rohan sei, sich den Behörden zu widersetzen. Die Ungewißheit über seine Zukunft folterte sie. Daß sie, abergläubisch wie sie war, den Wanderlehrer für ein außergewöhnliches Geschöpf hielt, welches ihren Sohn irre leitete, darf man ihr nicht übelnehmen; konnte sie doch mit ihrem beschränkten Verstande die erhabene Größe dieses Mannes nicht erfassen. „Wie ganz anders hätte sich das Schicksal meines armen Rohan gestaltet, wenn er Arfoll nie begegnet wäre,“ seufzte sie in ihrem Innern. Marcelle teilte diese ihre Meinung.

„Du bist ein gutes, braves Mädchen und ich würde mir keine bessere Schwiegertochter wünschen. Du kannst auch nichts dafür, daß Rohan dich, der Sitte entgegen, ohne Vermittler hat, sein Weib zu werden. Er ist ein unbedachter Junge — Gott helfe ihm und führe alles zum Guten! Mein armer, armer Sohn, wie wird es ihm noch ergehen!“ jammerte die Alte, bitterlich weinend. Marcelle bemühte sich, obgleich ihr eigenes Herz vor Kummer und Sorge fast zu brechen drohte, sie zu trösten, was ihr zum Theil auch gelang; denn der einsamen Alten that es wohl, sich vor jemandem auszusprechen, der sie verstand und ihren Sohn liebte. Nachdem beide ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht hatten, sanken sie wie auf Kommando vor dem Madonnenbilde in die Kniee und beteten für

den geliebten Mann, daß Gott ihn erleuchte, damit er sich in das unabänderliche Schicksal fügen lerne. Zannedil blinzelte mit ihren großen, braunen Augen verwundert auf die seltsame Gruppe.

Durch solche Gebete, von jenen gebetet, die ihrem Herzen am nächsten stehen, werden die stärksten und charaktervollsten Männer oft von dem Pfade, den sie sich vorgeschrieben, abgelenkt. Wo Befehle und Drohungen nichts nützen, vermag oft eine Thräne, ein liebevolles Wort unseren Willen zu brechen, unsere Entschlüsse zu erschüttern. Das weiche Händchen eines Kindes vermag den gerechtesten Mann der Gerechtigkeit abtrünnig zu machen, den Rechtschaffensten der Rechtschaffenheit, denn Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit sind gleich schwer zu erfüllende Pflichten, während ein Kuß von liebem Munde so süß ist. Wie stark muß der Wille und der Glaube an eine gute Sache sein, wenn ein Mann sich weder durch Bitten noch durch Thränen seiner Lieben in seinem Entschluß erschüttern läßt und den Kampf gegen eine ganze Welt aufnimmt, wie Rohan, der einfache Fischer!

Marcelle blieb ziemlich lange bei ihrer Tante. Als sie endlich die Hütte verließ, waren ihre Thränen getrocknet und sie eilte mit elastischen Schritten in die Richtung des Dorfes. Der Wind segte noch immer übers Meer und es goß in Strömen. Fischer zogen ihre Boote höher ans Land, brachten ihre Netze unter Dach und Fach, während einige alte Männer trotz Sturm und Regen vor der Thüre standen und besorgte Blicke auf das bleifarbige Meer warfen.

Statt in die Hauptstraße des Dorfes einzubiegen, schritt Marcelle über den feuchten Kies hinweg, bis sie die „Caloges“ erreichte, jene Straße, die aus in Hänschen verwandelten Booten bestand, welche sich dicht am Strande erstreckten. Die meisten dieser Caloges hatten eiserne Rauchfänge aufgesetzt, ihre Dächer waren mit schleimigem Moos und Seetang bedeckt, auf welchem junge Zicklein grasten. Fast alle kleinen Thüren waren verschlossen, um den heftigen Wind abzuhalten; vor einigen

jedoch saßen Männer, gemüthlich ihr Pfeisichen rauchend, oder eifrig strickende Weiber und spielende Kinder. Dieses untere Dorfende war ausschließlich von armen Fischern bewohnt und wurde von den Bewohnern des oberen Dorfes als auf einer viel niedrigeren socialen Stufe stehend betrachtet.

Marcelle blieb vor einer Steinhütte, die sich gerade über diesen amphibienartigen Wohnstätten erhob, stehen. In der Thüre saß ein junges Mädchen in einem altmodischen Armstuhl und wickelte eifrig Wolle auf, dabei ein fröhliches Liedchen singend.

„Ah, willkommen, Marcelle!“ rief sie erfreut.

„Gott mit dir, Genoveba!“ antwortete Marcelle lächelnd.

„Wie geht es Mutter Goron?“

„Du würdest glauben, daß sie um mindestens zehn Jahre jünger geworden ist. Sie singt während der Arbeit, ist rastlos thätig und betet allabendlich für den guten Kaiser, der ihr ihren geliebten Jan gelassen hat,“ entgegnete das junge Mädchen, leicht erröthend. Sie sah in ihrem dunklen Leibchen, dem weißen Vorhemdchen, der schneeigen Haube allerliebste aus und jeder Kromlaiser Jüngling hätte, ohne sich zu besinnen, versichert, daß Genoveba zu jenen Mädchen gehöre, mit welchem er gerne vom Abend bis zum Morgen tanzen würde, ohne ihrer überdrüssig zu werden.

Sie war nicht im Dorfe geboren, sondern in Brest, und hatte, kaum zwei Jahre alt, ihre Eltern verloren. Mutter Goron, eine entfernte Verwandte, nahm sich der Waise an. Sie hatte gerade zu jener Zeit in Brest die Wittwenpension nach ihrem im Hospital verstorbenen Gatten zu beheben und brachte die kleine Genoveba mit nach Kromlair. Sie behandelte die Kleine wie ihr eigenes Kind und erzog sie mit ihrem einzigen Sohn Jan.

„Was für Nachrichten hast du?“ fragte Genoveba, einen Augenblick in ihrer Arbeit innehaltend.

„Gar keine. Tante Luise weiß auch nicht, wo er ist. Er war schon seit einigen Nächten nicht zu Hause und die Arme fängt an, ernstlich besorgt zu sein.“

„Das ist merkwürdig!“

„Er scheint völlig den Verstand verloren zu haben. Ich fange an, zu fürchten, daß er sich in seiner Verzweiflung und seinem Zorn ein Leid angethan hat. Ach, wenn ich nur mit ihm sprechen könnte, Genoveba!“ seufzte Marcelle.

Die Mädchen sprachen natürlich von Rohan, vermieden es aber aus Vorsicht, seinen Namen zu nennen.

„Gildas muß also bald einrücken?“

„Ja, auch Hoël.“

„Deiner Mutter bleiben dann noch immer Alain, Jannick und du. Auch ist Onkel Ewen bei euch. Aber wie schrecklich für eine arme Mutter, die nur ein einziges Kind hat! Wenn der Kaiser Jan genommen hätte, Mutter wäre ganz bestimmt vor Kummer gestorben.“

„Aber Tante Luise bittet zu Gott, daß ihr Sohn mitgehen möge.“

„Dann besitzt sie große Selbstverleugnung. Wenn ich einen einzigen hätte, der in den Krieg ziehen müßte, mein Herz würde darüber brechen.“

„Wenn du wüßtest, wie sie sich grämt! Wenn ich einen Sohn hätte, der seine Mannespflicht aus Furcht nicht ausübte, ich könnte ihn nie mehr lieben. Bedenke doch, Genoveba, wie schrecklich es wäre, wenn den guten Kaiser alle seine Kinder verließen, für die er so viel gethan. Man würde ihn niedermeßeln und was geschähe dann mit Frankreich? Wenn Rohan seine Sinne beisammen hätte, er würde sich nicht verrecken, das kannst du mir glauben.“

„Vielleicht hat er doch Angst, es wäre kein Wunder,“ seufzte Genoveba.

„Wenn du recht hättest, würde ich ihn für immer hassen!“ brauste Marcelle heftig auf. Ihre weißen, festen Zähne schlugen förmlich aneinander. „Ich müßte vor Scham sterben! Was ist ein Mann, wenn er nicht das starke Herz eines Mannes besitzt? Er ist nicht mehr als ein Fisch im Wasser, der ängstlich davonschlüpft, wenn man die Hand nach ihm aus-

streckt. Psui über einen solchen Mann! Nein, nein, Rohan ist tapfer! Aber ich will dir sagen, was ich glaube — Meister Arfoll hat ihn verzaubert, er sieht in seinem Banne!“

Marcelle glaubte wirklich, daß der Wanderlehrer Rohan mit seinen teuflischen Künsten beherrsche.

„Was fällt dir ein! Meister Arfoll ist ein guter Mensch!“ verteidigte ihn Genobevea.

„Darüber kannst du denken, wie du willst, aber ich habe meine eigenen Gedanken. Man sagt, er sei früher einmal Priester gewesen; jetzt ist er kein Freund der Priester, er ist nur mit Vater Kolland befreundet, der jedermanns Freund ist. Er weiß allerlei Mittel für kranke Menschen und Tiere, die wie Zauberkräfte wirken. Man erzählte mir auch einmal drüben in St. Gurlott, daß er ein ‚böses Auge‘ habe.“

Genobevea schauderte, denn auch sie war abergläubisch; wie hätte sie es in der Umgebung, in der sie aufgewachsen war, nicht sein sollen? Als Marcelle sich bekreuzigte, that sie dasselbe, sagte aber mit sanftem Lächeln: „Das glaube ich von Meister Arfoll nicht! Solche Dinge darfst du Mutter Goron nicht erzählen. Er leistete ihr vor Jahren einmal einen großen, sehr großen Dienst und sie hält ihn seither für einen Heiligen, für einen auf Erden wandelnden Engel Gottes! Und er hat auch das Gesicht eines guten Menschen.“

Marcelles Augen blitzten zornig und sie hatte eine böse Entgegnung auf den Lippen, die nur durch das Erscheinen Van Gorons ungesprochen blieb. Er blieb einige Schritte von der Thür entfernt stehen und schien erstaunt, Marcelle zu dieser Stunde und in diesem Wetter zu sehen.

„Willkommen, Zannick!“ rief ihm Marcelle zu. Er trat rasch zu den beiden Mädchen, nickte lächelnd der errötenden Genobevea zu, blickte spähend nach allen Seiten, um sich zu vergewissern, daß kein Lauscher in der Nähe sei, ehe er mit leiser Stimme sagte: „Ich habe Nachrichten, Marcelle! Er befindet sich in unserer Nähe.“

Marcelles Lippen wäre beinahe ein Freudenschrei entschlipft,

wenn Jan nicht warnend ihren Arm berührt hätte: „Pst! Komm ins Zimmer herein, denn es regnet stark und wir müssen uns vor Spionen hüten.“ Erst als sie die Thüre hinter sich geschlossen hatten und Mutter Goron, die gerade mit vollen Backen das Feuer blies, gegenüber standen, fuhr er fort: „Man hat ihn gestern in Bloubol gesehen, ein Mann erkannte ihn und man hätte ihn fast verhaftet. Er schlug einen Gendarmen nieder und das wird seine Sache noch verschlimmern. Es giebt keine Rettung mehr für ihn; man wird seiner nur zu bald habhaft werden. Zuletzt hat man ihn in der Richtung von Traonili gesehen.“

Marcelle rang verzweifelt die Hände: „Mein Gott, mein Gott, er ist wahnsinnig, er ist verloren! Was kann ich für ihn thun?“

„Hast du die Proklamationen gelesen?“ fragte Jan im Flüstertone. „An jeder Straßenecke, vor dem Kirchthor und an eurer Thüre sind welche aufgeklebt. Jedem Hausbewohner ist bei Todesstrafe untersagt, einem Deserteur Obdach zu bieten oder ihm zur Flucht zu verhelfen; ferner heißt es darin, daß jeder Konstribierte, der es unterläßt, sich bei der Behörde zu melden, wie ein Hund niedergeschossen wird — ohne Gnade und Barmherzigkeit.“

Goron war tief bewegt, denn er war der einzige im Dorfe, der sich rühmen konnte, von Rohan „Freund“ genannt zu werden. Die beiden jungen Leute waren sich von Kindheit an sehr zugethan, da ihre Charaktere viele gemeinsame Züge aufwiesen und sie sich auch an Körperkraft miteinander messen konnten. Und wer Goron im stillen beobachtet hätte, wie sein Blick ausleuchtete, als er seinem Bäschen Genoveva freundlich zunicke, hätte sich sagen müssen, daß auch er sein Herz in der gleichen Weise wie Rohan verschenkt habe.

Marcelle erbleichte bis an die Lippen, als sie von den Proklamationen hörte und dabei verschwieg er ihr noch mitleidig das Schauspiel, das er mit eigenen Augen beobachtet hatte. Mit der Pfeife im Munde, von Pipriac, seinen Gendarmen

sowie von Gildas und Hoël gefolgt, war der alte Korporal fluchend von Straße zu Straße gehumpelt, um mit eigenen Händen die Proklamationen anzukleben.

Marcelle gehörte nicht zu den Mädchen, denen das Herz gleich in die Schuhe sinkt; in ihren Adern floß echtes Soldatenblut; aber diese Nachricht überwältigte sie so sehr, daß sie auf einen Augenblick das Bewußtsein verlor. Und in dieser kurzen Zeit durchlebte sie noch einmal den glücklichen Morgen in der Kathedrale von St. Gildas; sie fühlte sich von Rohans kräftigen Armen umschlungen, fühlte seine heißen Küsse und das beseligende Glück, das sie damals durchrieselte; dann wieder sah sie ihren heißgeliebten Rohan mit wildrollenden Augen, den Kaiser verfluchend, wie sie ihn an jenem furchtbaren Abend nach der Konstriktion gesehen. Sie konnte und wollte nicht zugeben, daß Rohan sich aus Feigheit und Furcht versteckte; sie redete sich vielmehr in den Glauben, daß er unter dem Zauber eines bösen Menschen wie Arfoll stehe, der ihn zwingt, so unvernünftig zu handeln.

Als sie die Augen wieder aufschlug, fühlte sie sich so elend und schwach, daß sie sich an den Thürpfosten lehnte und wortlos in den strömenden Regen hinausstarzte. Der herrliche, märchenhafte Traum ihrer jungen Liebe schien durch Thränen und Sorgen weggewischt zu sein.

„Marcelle, liebe Marcelle,“ flüsterte Genoveba liebevoll und streichelte der Freundin die Hand, „gräme dich nicht so, alles wird noch gut werden.“

Marcelle antwortete mit einem schweren Seufzer, ihr bleiches Gesicht, sonst so energisch, drückte die hoffnungsloseste Verzweiflung aus.

„Er kann noch immer begnadigt werden,“ tröstete Goron, „denn der Kaiser braucht dringend solche starke Bursche wie Rohan. Wenn er sich nur melden wollte!“

Marcelle schwieg noch immer; erst nach einer langen Weile küßte sie Genoveba stumm auf beide Wangen, reichte Goron die Hand und sagte mit fester Stimme: „Jetzt muß ich aber

gehen, Mutter wird sonst nicht wissen, wo ich so lange bleibe. Habet Dank und lebet wohl!“

Wie im Traume schritt sie die lange Dorfstraße hinab. Sie sah und hörte nichts, spürte auch den Regen nicht, der sie, trotz des langen schwarzen Wettermantels, den sie trug, bis auf die Haut durchnäßte.

Das Meer erhob sich immer höher und brüllte mit dem Winde um die Wette. Aber in ihrem Herzen tobte ein Sturm, der noch heftiger war als der draußen in der wildaufgeregten Natur.

Vierzehntes Kapitel.

Bei dem Blutpfehl Christi.

Einige Tage nach der ärztlichen Untersuchung der Konstruierten traf die Marschorder in Kromlaix ein. Die Rekruten hatten zuerst nach Traonili, von dort nach Nantes zu gehen, wo sie ihrem Regiment eingereiht werden sollten, um dann direkt an den Rhein zu marschieren! Die Erfahrungen des verflossenen Jahres hatten Napoleon nicht weiser gemacht, er forderte das Schicksal noch einmal heraus, indem er einen neuen Krieg mit einer noch ungeheuereren Seeresmacht begann. Der Verlust von 500 000 Mann, samt Waffen, Munition und Kanonen hatte ihn nicht entmutigt, denn er brauchte nur den Finger zu rühren und die Gefallenen wurden durch Legionen neuer Kampflustigen ersetzt. Mittlerweile aber hatten sich Rußland und Preußen die Hände gereicht; der „Tugendbund“ war ins Leben gerufen worden und ganz Deutschland hatte sich erhoben. Am 16. März erklärte Preußen den Krieg und der Patriotismus der teutonischen Jugend brach wie ein Vulkan hervor. An der Spitze des deutschen Heeres stand Blicher, ein Schüler Friedrichs des Großen. Und als ob dies noch nicht genug wäre, schloß sich auch Schweden den gegen Bonaparte Verbündeten an. Die Franzosen hatten bereits Berlin räumen und sich an die Elbe zurückziehen müssen.

Der Marschbefehl war gekommen, im Hause Derval ging alles drunter und drüber. Die Stimmung war eine sehr trübe. Am Vorabend des Abmarsches versammelte sich eine geschäftige Menge in der Küche des Korporals. Sergeant Pipriac mit seinen vom Schnaps geröteten Auglein, Mikel Grallon und andere Freunde der Zwillinge waren gekommen, um ein Abschiedsgläschen mit den Rekruten zu trinken. Mutter Derval packte unter Thränen und Seufzern oben in ihrer Kammer die Habseligkeiten der Söhne zusammen. Vergebens bemühte sich Marcelle, sie zu trösten. In den meisten Häusern des Dorfes wurden in jener Nacht bittere Thränen vergossen.

Die Zwillinge schienen ihre gute Laune vollständig eingebüßt zu haben, denn sie ließen trotz des ermunternden Zuspruches und des kreisenden Bechers traurig die Köpfe hängen; selbst der alte Korporal war mißmutig, denn er kannte am besten die furchtbaren Zufälle des Krieges und er liebte seine Neffen aufrichtig.

„Eine unangenehme Sache wird euch, meine Jungen, wenigstens erspart bleiben: die harten Worte des Drillmeisters,“ sagte er, wahre Dampfwolken aus seiner Pfeife paffend. „Ihr seid bereits fertige Soldaten. Rechts schaut! links schaut! präsentiert! Vorwärts! Marsch!“ Das alles habt ihr schon in der kleinen Fingerspitze, denn ihr seid von einem alten Hauden gen erzogen worden. Man wird mit euch zufrieden sein und ihr werdet rasch vorwärts kommen. Noch eines will ich euch lehren: wenn ihr mit Kavallerie zusammenstoßen solltet, dürft ihr eure Waffen nicht in der veralteten Weise gebrauchen, sondern so.“ — Dabei suchte er mit seinem Stock in der Luft herum, um seinen Neffen die Handgriffe praktisch zu demonstrieren. „Ihr werdet den Vorteil bald heraus haben.“

„Das kann schon sein,“ brummte Gildas, „wenn nur die Russen und Preußen ihn nicht auch weg haben!“

„Wart', mein Junge, bis du den ersten Pulverdampf gerochen hast, dann kommt dein Mut schon wieder,“ tröstete der Dunkel. „Das beste dabei ist, daß dies sogleich geschehen wird,

denn ihr marschirt direkt auf den Rhein los — mitten in die Komödie hinein!“

„Ich wollte, ich könnte mitgehen!“ seufzte Alain. „Ich hab' halt immer Pech und werd' wohl nie aus diesem verdammten Nest herauskommen!“

„Flunkere doch nicht!“ rief Hoël ärgerlich. „Du warst totenbläß, als man dich zur Urne rief und hättest gern deinen rechten Arm geopfert, wenn du keine Nummer hättest ziehen müssen.“

„Damals wußte ich ja noch nicht, daß ihr mitmarschieren werdet. Allein hätte ich freilich nicht gehen mögen.“

„Sei ruhig, mein Sohn, auch an dich wird die Reihe kommen und auch an dich, Zannick. Und nun will ich euch Rekruten noch einen guten Rat mit auf den Weg geben,“ wandte er sich wieder an die Zwillinge. „Trachtet stets, mit dem Korporal auf gutem Fuße zu stehen, sucht euch ihn zum Freunde zu machen, ebenso den Sergeant; traktiert ihn hie und da mit einem Gläschen Schnaps. Dieser Lockung vermag keiner zu widerstehen. Bergeudet euer Geld nicht bei Marktenderinnen, indem ihr Kameraden traktiert, sondern bewirtet lieber euren Korporal und ihr werdet an ihm einen Freund in der Not haben. Laßt euch von seinem derben, brummigen Wesen nicht abschrecken, benehmt euch ihm gegenüber stets bescheiden und demüthig, das wird ihm gefallen.“

„Ganz recht, Onkel Ewen; ich will sofort auf seine Gesundheit trinken, wer immer er auch sein mag!“ bemerkte Gildas, sein Glas erhebend.

„Ich selbst habe nach eurem Schuhzeug gesehen, mes garz,“ fuhr der Korporal fort, „jeder von euch hat zwei Paar Schuhe, aber keine ganz neuen — sie werden sich wie Samt an eure Füße schmiegen, denn sie sind vom weichsten Leder. Die meisten Rekruten sind lahm, ehe sie Nantes erreichen, weil sie die unerhörte Dummheit begehen, in neuen Schuhen zu marschieren. Anfangs werden euch auch die Tornister lästig sein; ihr müßt sie ganz fest auf die Schulter schnallen und nicht,

wie unerfahrene Rekruten es stets thun, lose über den Rücken herunterhängen lassen. Merkt euch all das und ihr werdet euch viel Unbill ersparen.“

Der alte Korporal erteilte all diese Ratschläge in rührseliger Stimmung; er mußte sich sehr zusammennehmen, um die aufsteigenden Thränen zurückzudrängen. Übrigens war die ganze Gesellschaft sehr traurig. Den jungen Burschen erschienen die Zwillinge wie Opferlämmer, die man zur Schlachtbank führt. Nur Mikel Grallon lachte, war guter Laune und stieß immerfort mit den Rekruten an; aber selbst der Schnaps verfehlte heute seine Wirkung — er vermochte die Herzen nicht froh zu stimmen. Gildas und Hoël wußten, daß oben in ihrem Kämmerchen die Mutter bittere Thränen vergoß und daß auch Marcelle sich grämte; sie sahen klar, daß Onkel Ewen sich mit Gewalt zur Ruhe zwang und Sergeant Pipriac sie in seiner derben Weise bedauerte. Zum erstenmal sollten sie dem „Ruhm“ entgegengehen, aber sie wären viel lieber zu Hause geblieben.

Während die Männer unten in der Küche fleißig das Glas kreisen ließen, plauderten und rauchten, schlich sich Marcelle aus dem Hause und eilte die Straße hinab, die aus dem Dorfe führte.

Es war Vollmond, aber dunkle Wolkenballen flogen auf und verfinsterten sein mildes Licht. Von Zeit zu Zeit gab es leichte Regenschauer und der Mond drängte sich hinter die Wolken. Marcelle lief mehr als sie ging. Sie war in ihrem gewöhnlichen Hauskleide und ohne jede Umhülle. Sie stieg den Hügel empor, eilte an der Kirche, dem Friedhof und der Kalvarie vorbei, bekreuzigte sich rasch und lenkte dann, etwa hundert Schritte weiter, in die Straße ein, die zur offenen Haide führte. Sie spähte ängstlich nach allen Seiten, während sie ihren Weg in der Dunkelheit fortsetzte, der ihr nicht ganz fremd zu sein schien, obgleich sie einigemal, wenn sie zu Kreuzungen kam, unschlüssig stehen blieb.

Sie hatte bereits anderthalb Kilometer zurückgelegt und

lief noch immer so rasch sie ihre Beine tragen mochten über die einsame Haide dahin, die dicht mit grauen Granitsteinen besäet war, als abermals ein heftiger Regenschauer kam und das Mondlicht auslöschte; dabei heulte der Wind ganz unheimlich. Mit heftig klopfendem Herzen tastete sich Marcelle durch die stockfinstere Nacht weiter. Als der Mond endlich wieder in seiner vollen Pracht aus den Wolken brach, fand sie, was sie so sehnsüchtig suchte.

Vom hellsten Mondschein beleuchtet, erhob sich ein ungeheures Granitkreuz mit der lebensgroßen Gestalt des Gekreuzigten, der das Haupt mit der Dornenkrone zum Himmel emporrichtete; die gebrochenen Augen starrten in das silberne Mondlicht. Um das Kreuz herum wucherte allerlei Unkraut — Brennesseln, Disteln, Lösch und Ginsten.

Marcelle zitterte am ganzen Körper, als sie endlich ihr Ziel erreicht hatte. Sie war so erschöpft, daß sie kaum noch die Kraft besaß, sich zum Fuße des Kreuzes zu schleppen, wo ein in der Mitte gesprungenes, blutrotes Granitbecken angebracht war, das der letzte Regenschauer bis zum Rande mit Wasser angefüllt hatte. Im hellen Mondlicht sah es wie frisches Blut aus.

Dieses rote Granitbecken wurde im Volksmunde der „Blutpfuhl Christi“ genannt und galt als sehr heilig — heiliger als der Weihwasserkessel in der Kirche. Das Volk schrieb dem in das Becken fallenden Himmelsthan dieselben Eigenschaften zu, die dem Blute Christi innewohnen — er heilte Kranke, die an seine Wunderkraft glaubten. Noch mehr: wer den Mut besaß, bei Vollmond hierher zu kommen und irgend ein Kleidungsstück oder einen sonstigen Gegenstand, den er am Leibe trug, in das Becken zu tauchen, konnte sicher sein, daß der bewußte Gegenstand die Macht erhielt, von dem Träger jede Gefahr, sogar den Tod fernzuhalten. Nur eine Bedingung war an diesen Zauber geknüpft: das „Eintauchen“ mußte in tiefster Einsamkeit vor sich gehen und kein lebendes Wesen durfte das Geheimnis kennen.

Marcelle kniete nieder, obgleich die Disteln und Messeln ihre Haut verletzten, sprach ein kurzes Gebet und zog dann aus ihrem Nieder zwei Medaillen hervor, die sie mit ihrer rechten Hand vorsichtig in das wassergefüllte Becken gleiten ließ. Vor Ehrfurcht zitternd, schloß sie die Augen und wiederholte das für die Gelegenheit passende Gebet, die Namen Hoël und Gil- das besonders betonend; dann fischte sie mit ihren weißen Fingern die Münzen heraus: „Christus sei mit mir,“ sagte sie laut, indem sie sie wieder in ihr Nieder gleiten ließ.

Es waren ziemlich große Kupfermünzen, die sie vor langer Zeit vom Korporal geschenkt bekommen und sorgfältig aufbewahrt hatte. Jetzt, da ihre Brüder in den Krieg ziehen sollten, wollte sie sie ihnen als schützende Talismane mitgeben, ohne zu verraten, welcher Zauber ihnen innewohne. Jede der Münzen hatte eine Öse, durch die man eine Schnur ziehen konnte, so daß sie um den Hals zu tragen war. Auf der einen Seite befand sich der lorbeergekürnte Kopf Napoleons, auf der anderen das Miniaturbildchen einer Schlacht, mit der Inschrift: Austerlitz.

Raum hatte Marcelle ihr Gebet beendet, als sie aufsprang und eilig den Rückweg antrat. Sie war noch keine hundert Schritte gegangen, als sie hinter sich Tritte hörte. Sie presste die Hand aufs Herz und drehte sich scharf um, doch herrschte wieder eine solche Finsternis, daß sie nichts sehen konnte. Sie begann wie ein gehetztes Wild durch dick und dünn zu laufen, dann blieb sie einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen und siehe da, die Fußtritte waren jetzt dicht hinter ihrem Rücken hörbar. Ein Schauer durchrieselte ihren Körper, aber sie faßte sich Mut und drehte sich noch einmal um. Der Mond lugte für einen einzigen Augenblick aus dem Wolkenschleier hervor, doch lange genug, um ganz deutlich eine übernatürlich hohe Gestalt wahrnehmen zu können.

Ein weniger mutiges Geschöpf wäre unter dem Einfluß der Umgebung und des erregten Seelenzustandes unbedingt in Ohnmacht gefallen. In ganz Kromlaix gab es thatsächlich

kein Weib, ja, kaum einen Mann, der es gewagt haben würde, zu einer solchen Stunde allein den „Blutpsuhl Christi“ aufzuzuchen. Auch Marcelle war im ersten Augenblick wie vom Schreck gelähmt, aber sie faßte sich schnell und ergriff abermals die Flucht. Die unheimliche Gestalt folgte ihr auf dem Fuße, immer näher und näher erschallten die Tritte. Sie lief und lief, bis ihr der Atem stockte und sie nicht mehr weiter konnte, dann blieb sie stehen — entschlossen, dem geisterhaften Verfolger kühn die Stirne zu bieten. Schon fühlte sie seinen heißen Atem, neben ihr stand ein Mann, dessen Antlitz so blaß schien, wie der Mond und ehe sie ihn deutlich sehen konnte, stammelte er kaum vernehmbar: „Marcelle!“

Sie erkannte die Stimme sofort und, o Unberechenbarkeit der Frauennatur, obgleich sie sich seit Tagen danach gesehnt, mit Rohan zusammenzutreffen, erschrak sie jetzt und war keines Wortes fähig. Der Mond trat wieder hell hervor und beleuchtete die Gestalt Rohans vom Kopf bis zu den Füßen. Er war barhaupt und barfuß, das Haar fiel ihm in wilden Strähnen ins Gesicht; sein Anzug war zerrissen. Das zitternde Mädchen glaubte ein Gespenst vor sich zu sehen, selbst seine Stimme klang unnatürlich und heiser.

„Marcelle! Erkennst du mich nicht? Ja, ich bin's, Rohan, und du fürchtest dich vor mir!“

„Ich fürchte mich nicht,“ entgegnete Marcelle, sich fassend, „aber du hast mich erschreckt — ich dachte, du seist ein Geist.“

„Ich hielt mich drüben zwischen dem Fenster verborgen und sah dich zum ‚Blutpsuhl Christi‘ kommen.“

„Du hast mich gesehen?! Dann hast du meinen Zauber gebrochen,“ lautete ihre charakteristische Entgegnung.

„Durchaus nicht!“ versicherte Rohan kühl. „Ich kenne weder dein Vorhaben, noch konnte ich dich sehen, während du knietest. Die Nacht ist zu unfreundlich, als daß du sie auswärts verbringen solltest. Du zitterst ja; schau', daß du nach Hause kommst.“

Er sagte das, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre und er mit einer Fremden spräche.

„Hoël und Gildas ziehen morgen in den Krieg und deshalb bin ich hierher gekommen. Meine Leute werden sich wundern, wo ich so lange bleibe,“ bemerkte sie in demselben kühlen und fremden Ton, den er angeschlagen hatte. Sie machte Miene, zu gehen, er rührte sich nicht. Nachdem sie einige Schritte weiter gegangen war, blieb sie stehen und wandte ihr blaßes Gesicht zurück: „Ich finde es so seltsam, dich hier zu treffen; ich dachte, du seist weit fort . . . Man sucht im Dorfe nach dir. Vor der Hausthüre deiner Mutter steht Tag und Nacht eine Wache, auch vor der unserigen. Gendarmen, an deren Spitze der alte Pipriac steht, suchen dich. An jedem Hause sind Proklamationen angebracht, dein Name steht darauf; man hat eine Belohnung auf deinen Kopf ausgeschrieben . . .“

„Das alles weiß ich,“ erklärte er, noch immer kalt und ruhig. Er stand bewegungslos auf demselben Fleck und blickte zu ihr hinüber, wie auf das Grab seiner verlorenen Liebe. Sie konnte es nicht länger aushalten; ihre erheuchelte Gleichgültigkeit aufgebend, stand sie mit einem Sprung neben ihm, schlang leidenschaftlich die Arme um seinen Hals und rief schluchzend: „Kohan, Kohan, weshalb sprichst du so kalt zu mir? Wir wußten nicht, was plötzlich mit dir geschehen . . . Mein Herz ist vor Leid und Kummer fast gebrochen . . . Gildas und Hoël marschieren morgen direkt an den Rhein . . . Alle Welt ist hinter dir her, o, es ist furchtbar!“

„Und du?“

„Ich, mein Kohan, stand immer an deiner Seite. Sie behaupteten, du fürchtest dich; ich sagte ihnen, daß dies nicht wahr sei. Sie sind alle böse auf mich, weil ich dich verteidige. Küsse mich, mein Kohan! Willst du mich nicht küssen?“ Als seine kalten Lippen die ihrigen schon fast berührten, hauchte sie freudetrunken: „Ah, mein Kohan, ich wußte, daß du Barmherzigkeit annehmen wirst. Es ist noch nicht zu spät, man wird dich begnadigen und du wirst mit den anderen abmarschieren. Komm, komm, laß uns ins Dorf gehen. Gott sei gedankt, daß dem so ist! Onkel Ewen wird die Geschichte vermitteln,

Hoël und Gildas werden dir wieder die Hände reichen, alles wird noch gut werden. O, wie ich glücklich bin, mein Rohan!"

Ihr Gesichtchen strahlte wirklich hoffnungsfreudig; sie drückte ihre heißen weichen Lippen leidenschaftlich auf seinen Mund. Ihre vollen Arme hielten noch immer seinen Hals umklammert, als ob sie ihn für Zeit und Ewigkeit festhalten wollten, ihr Herz pochte an dem seinigen.

"Marcelle, Marcelle!" stöhnte er mit gebrochener Stimme. Es bedurfte übermenschlicher Kraft, um ihrem Lockrufe zu widerstehen.

"Mein Rohan!"

"Begreifst du denn noch immer nicht? Willst du mich nicht verstehen? Mein Gott, ich bin nicht schwankend geworden; ich kann nicht mit dir ins Dorf hinunter gehen, denn ich werde mich lebend niemals ergeben!"

Im Nu hatten sich ihre Arme gesenkt, sie trat einige Schritte zurück und starrete ihn entsetzt an.

"Wozu bist du dann nach Kromlaiz zurückgekommen?"

"Wozu? Um dich zu sehen, um dich noch einmal zu sprechen, ehe es mit mir zu Ende geht!"

Zitternd und weinend nahm Marcelle seine eiskalte Rechte zwischen ihre warmen, weichen Hände: "Ich beschwöre dich bei allem, was dir heilig ist, begleite mich ins Dorf! Ich, deine Marcelle, bitte dich darum; thu's meinertwegen! Es bricht mir das Herz, wenn alle Welt dich einen Feigling nennt, ich kann es nicht länger ertragen! Und willst du es nicht meinertwegen thun, so thu's um deinertwegen. Du kannst den Häschern nicht entrinnen; sie machen Tag und Nacht Jagd auf dich und wenn sie dich erwischen, bist du des Todes! O, mein Rohan, glaube es mir, der Kaiser ist gut; er wird dich, wie ein Vater den verlorenen Sohn, liebevoll aufnehmen — —"

"Und in die Armee stecken!" unterbrach er sie bitter.

"Was weiter? Du wirst, wie Onkel Ewen, ruhmbedeckt aus dem Krieg heimkehren und jedermann wird dich als Helden verehren."

„Und du?“

„Ich? Ich werde dein Weib sein und dich lieben und achten bis übers Grab hinaus — das schwöre ich, mein Rohan!“

„Aber wenn ich auf dem Schlachtfelde bleibe?“

„Dann werde ich dich doppelt lieben und dich betrauern, solange ich lebe. Ich werde Wittventrauer tragen und keinem anderen Manne zum Altar folgen. Du wirst als tapferer Soldat für Kaiser und Vaterland dein Leben auf dem Felde der Ehre ausgehaucht haben und im Himmelreich auf deine treue Marcelle warten. Ich werde dir bald nachkommen und wir werden uns in alle Ewigkeit lieben und küssen. Komm, komm, Geliebter!“

Ihre leidenschaftlichen Bitten und Küsse hätten sicherlich die Energie und die Entschlüsse jedes gewöhnlichen Erdensohnes gebrochen. Wie schön war sie doch in ihrer wilden Erregung! Ein überirdischer Glanz strahlte aus ihren Augen, Worte der Liebe flossen wie Honigseim von ihren Lippen, ihr Busen wogte vor leidenschaftlicher Erregung und Rohan sah das alles; sein Herz pochte zum Zerspringen, das Blut raste in seinen Adern, seine Augen flammten vor verhaltener Leidenschaft und er mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um das zitternde Mädchen nicht an sein Herz zu drücken, aber — er blieb fest: „Marcelle, was du verlangst, ist unmöglich!“

„Rohan, Rohan, habe Erbarmen mit mir schwachem Weibe!“ jammerte sie, daß es einen Stein hätte erweichen können.

Er wandte, seine Zähne klapperten wie im Fieber, er drückte die Hand aufs Herz und sank in die Kniee: „Ich kann nicht mit dir gehen, Marcelle, ein Eid bindet mich! Lebe wohl — auf ewig!“

Sie sah ihm lange forschend in die Augen, als ob sie in seiner Seele lesen wollte. Ein furchtbarer Gedanke blühte ihr durchs Hirn: „Rohan, um der Barmherzigkeit willen! Steh' auf und sag' mir die Wahrheit! Die Leute behaupten, du habest Angst — ist dem wirklich so?“

Rohan sprang, wie von einer Schlange gestochen, auf und maß sie mit spöttischem Blick.

„Sprich, Rohan!“

„Ja, es ist wahr — —“

„Daß du dich fürchtest, daß du ein — —“

„Ja; alles, was die Leute sagen, ist wahr.“ Wenn es Tag gewesen wäre, dann hätte sie das gequälte Lächeln, das um seine stolzen Lippen zuckte, eines Besseren belehrt. „Die Leute haben recht, ich will dem Kaiser nicht dienen, ich will nicht in den Krieg gehen, weil — nun, weil ich mich fürchte. Es wird am besten sein, wenn du endlich einmal begreifen lernst, daß ich niemals Soldat sein werde. Mein Herz lehnt sich dagegen auf und . . . und . . . daß ich vielleicht alles das bin, wofür mich die Menschen halten. Wäre es anders, Marcelle, dann würde mich deine Liebe in Versuchung führen, aber ich besitze den Mut nicht, zu thun, was du von mir verlangst. Wie du zitterst, Mädchen — es ist kalt. Spute dich, damit du nach Hause kommst.“

Sie knickte wie gebrochen zusammen. Kein Wort des Zornes, kein Wort der Verachtung entschlüpfte ihren Lippen, sie weinte nur still vor sich hin und diese Thränen brannten wie Feuertröpfchen in seiner Seele. Sie, die Rohan für den tapfersten, edelsten Menschen auf Erden gehalten hatte, mußte einsehen lernen, daß sie einen Feigling geliebt! O, wie weh das that! Freilich, wenn sie mehr Menschen- und Weltkenntnis besessen hätte, würde sie sich wohl gesagt haben, daß derjenige, der sich selbst mit den bösesten Namen brandmarkt, in den seltensten Fällen diese auch verdient. Aber Marcelle war nur ein einfaches, schlichtes Dorfmädchen und Rohan selbst hatte zugestanden, daß ihn die Dorfleute mit Recht der Feigheit beschuldigten — mußte sie seinen Worten nicht glauben, obgleich sich ihr Herz dagegen auflehnte?

Mit thränenüberströmtem Antlitz schlich sie davon.

„Marcelle, willst du mir nicht noch einmal deine Hand

zum Abschied reichen? Willst du mir nicht Lebewohl sagen?“ stammelte Rohan.

Sie blieb zaghaft stehen, brachte aber kein Wort hervor. Er faßte sie bei beiden Händen und küßte sie sanft auf jede Wange: „Gott mit dir, Marcelle! Du kannst mich nicht begreifen und ich tadle dich darob nicht. Aber ich bitte dich, falls mir etwas Schlimmes zustoßen sollte, nicht mit Zorn und Verachtung meiner zu gedenken. Vielleicht wird Gott so gnädig sein, dich eines Tages zu erleuchten, dann wirst du mich auch verstehen und besser von mir denken. Lebe wohl! Gott schütze dich!“ Seufzend wandte er sich, um zu gehen; sie faßte ihn am Arm und rief leidenschaftlich: „Sie werden dich finden und töten — das wird entsetzlich sein! Wohin gehst du? Wo wirst du dich verstecken?“

„Gott wird meine Schritte lenken, ich stehe in seiner Hand. Ich glaube nicht, daß sie mich finden werden. Bewahre mir deine Liebe!“

Damit war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

Eine Stunde nach jener seltsamen Begegnung beim „Blutpfehl Christi“ schlüpfte Marcelle wieder ungeschen in ihre Kammer. Mutter Derval saß noch immer weinend vor den gepackten Kofferchen ihrer Söhne und wollte sich nicht trösten lassen. Gegen Mitternacht ward es auch in der Küche still. Hoël und Gildas, die vor Tagesanbruch abmarschieren mußten, hatten sich in den Kleidern aufs Bett geworfen und waren sofort in tiefen Schlaf gesunken. Der Korporal legte sich gar nicht zur Ruhe; er saß vor dem Feuerherd mit der erkalteten Pfeife im Munde. Der Abschied von seinen beiden Neffen ging ihm näher, als er gedacht. Er blieb wach, um sie zur rechten Zeit wecken und ein Stück Weges begleiten zu können.

Mittlerweile wanderte Rohan Gwensfern wie ein düsternes Gespenst in der Dunkelheit dahin. Die Unterredung mit Marcelle, die er über alles liebte, hatte ihn wohl tief erschüttert, aber in seinem festen Entschluß nicht wankend gemacht. Die leidenschaftliche Liebe in seinem Herzen kämpfte einen harten

Kampf gegen das kalte Ideal in seiner Seele. Er fühlte noch immer Marcelles heiße Umarmung und sagte sich, daß gar mancher Mann für weniger süße Küsse seiner Seele Seligkeit geopfert haben würde.

Seit zwei Tagen und Nächten hatte er kein Auge geschlossen und so gut wie nichts gegessen. Es regnete noch immer und mit jedem neuen Guß wurde es dunkler und dunkler. Erschöpft und todestraurig schleppte er sich zum Kreuz zurück, warf sich ins feuchte Gras, lehnte den Kopf gegen das Steinbecken, das ihn vor dem Regen schützte und versiel in tiefen Schlaf.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Traum.

Rohan träumte einen seltsamen Traum. Er sah sich an derselben Stelle, auf der er eingeschlafen war, liegen, zu dem Bildnis des Gekreuzigten emporblickend. Um ihn und über ihm herrschte tiefste Finsternis; der Wind heulte, der Regen platschte einformig in das Granitbecken, er aber lag zusammengekauert in dem nassen Ginsten, horchte und beobachtete mit Spannung, er wußte nicht was. Sein Herz klopfte zum Zerspringen, sein Puls raste, denn übernatürliche Laute hatten seine Phantasie erregt.

Er lauschte nur noch aufmerksamer und glaubte ganz deutlich einen leisen menschlichen Seufzer zu vernehmen. Dieser wiederholte sich und siehe da — von Angst und Entsetzen gepackt, bemerkte Rohan, wie die Gestalt am Kreuze den Kopf von einer Seite zur anderen bewegte. Nicht wie im Schmerz, auch nicht bewußt, sondern wie ein Schläfer, der im Begriffe ist, aus langem, tiefem Schlaf zu erwachen.

Rohan blieb das Herz stehen und er hatte das Gefühl, als ob er sterben müsse. Er wollte fliehen, aber die Beine verlagten ihm den Dienst; er wollte schreien, aber die Kehle

war ihm wie zugeschnürt. Einen Augenblick lang verlor er das Bewußtsein. Als er die Augen wieder aufschlug, war das Kreuz leer und Christus stand aufrecht am Fuße desselben.

Wind und Regen hatten aufgehört, der Mond war aus den Wolken getreten; gespensterhaft erhob sich das Kreuz im fahlen Mondlicht, während die Gestalt auf dem Sockel wie weißer Marmor schimmerte. Die Augen waren weit geöffnet und blickten zu dem zusammengekauerten Rohan hinab; Arme und Füße bewegten sich und die Lippen hauchten: „Erhebe dich!“

Der gebannte Körper Rohans gehorchte dem höheren Willen und erhob sich sofort. In demselben Augenblick fühlte Rohan, wie alle Furcht von ihm wich. Er blickte zu dem heiligen Antlitz empor, ohne ein Wort zu sprechen. Und das Antlitz stillte durch seine erhabene Schönheit sofort die Qualen seines Herzens, wie das Mondlicht die bewegten Wellen des Meeres beruhigt. Er wollte sich anbetend und freudetrunken zur Erde werfen, aber Christus sprach: „Folge mir!“

Wie ein Geist, der kaum die Erde berührt, stieg Christus vom Sockel des Kreuzes hinab und schwebte schweigend weiter. Rohan folgte ihm, voll Angst, daß die Vision jeden Augenblick verschwinden könne und es doch nicht wagend, sich ihr ganz zu nähern. Stumm und rasch schwebten sie weiter. Rohan erschien es im Traume, als ob nicht seine Füße ihn trügen, sondern als ob er von unsichtbaren Händen geschoben würde; auch Wälder und Felder schienen sich zu bewegen, wie die vor dem Winde fliehenden Wolken, die Erde entglitt unter seinen Füßen. Rohan folgte bald bewußt, bald unbewußt der göttlichen Gestalt. Von Zeit zu Zeit schienen ihm die Sinne zu verlassen; so oft er aber wieder die Augen aufschlug, sah er die weiße Gestalt vor sich hingleiten; öfter blieb sie auch stehen, drehte sich nach ihm um und winkte ihm, zu folgen.

Im Traume verwandeln sich bekanntlich Sekunden zu Ewigkeiten. Rohan kam es vor, als ob er seinem Begleiter unzählige Stunden hindurch gefolgt wäre. Sie schwebten über einsame Wälder, über vom Mond beschienene Bergspitzen, über

ungeheure glitzernde Flüsse, über einsame melancholische Seen, über in stillen Thälern schlummernde Dörfer, über riesige Städte mit Straßenlabyrinthen. Endlich kamen sie zu einem herrlichen Park mit prächtigen Anlagen. Auf einem freien Platz stand eine Anzahl von Springbrunnen; von da führte ein sorgfältig gepflegter Kiesweg zu einem großen Gebäude mit zahllosen Fenstern, die im Mondschein glitzerten. Ausgedehnte Rasenplätze und farbenprächtige Blumenbeete erfreuten das Auge.

Christus schritt unentwegt weiter, bis zur Thüre des großen Gebäudes, zu der eine schöne Marmortreppe führte. Dort blieb er stehen und erhob seine Hand. Die Thüre sprang auf und er trat, von Rohan gefolgt, ein.

Die endlosen Korridore waren finster wie die Nacht, aber von den Füßen des Heilands strahlte ein mattes Licht aus, so daß alle Dinge ringsum sichtbar waren. Sie durchschritten zahllose Gemächer — viele ungeheuer groß und düster, nur von einzelnen Mondstrahlen bewohnt, andere dunkel und verhängt, in welchen Frauen, Männer oder Kinder schliefen — stille Gänge, geisterhafte Säle mit zahllosen Bildern an den Wänden, Marmorstatuen und Büsten auf Sockeln und in den Nischen. Überall herrschte Totenstille. Nichts rührte, nichts bewegte sich. Und obgleich ihre Schritte in den hohlen Gängen dumpf wiederhallten, weckten sie niemand aus dem Schlaf. Überall öffneten sich die Thüren leise vor ihnen und wie von selbst, aber die Schläfer schliefen ungestört auf ihren Kissen weiter, der einzige vernehmbare Laut war das Säuseln des Windes in den stillen Höfen.

Wieder schwand Rohan das Bewußtsein; als seine Seele ihre Empfindung zurückgewann, sah er sich im Schatten einer verhängten Thüre, vor ihm stand Christus, zu seiner vollen Höhe aufgerichtet und mit seiner marmorweißen Hand den Vorhang zur Seite schiebend. Mit dem Rücken zu ihnen gelehrt, saß ein Mann vor einem Schreibtisch und arbeitete eifrig. Das Gemach schien ein Vorzimmer zu sein, durch dessen offene

Thüre man in ein zweites Zimmer blicken konnte, in welchem ein großes Himmelbett stand. Auf dem Schreibtisch brannte eine Lampe, die ihr volles Licht auf die Arbeit des Mannes warf, während im Zimmer ein dämmeriges Dunkel herrschte.

Kohan lechzte danach, das Antlitz des Mannes zu sehen, aber es blieb über den Tisch gebeugt. Stunden vergingen und der Mann schrieb noch immer. Er war halb entkleidet, wie jemand, der sich zur Ruhe begeben will, aber während die ganze Welt schlief, saß er wach und arbeitete rastlos. Kohans Herz krampfte sich zusammen. Es bedrückte ihm schrecklich, daß gerade dieser eine Mensch thätig war, während die ganze Schöpfung ruhte. Ermüdet schloß er einen Augenblick die Augen; als er sie öffnete, war das Gemach leer, aber die Lampe brannte noch immer. Verwirrt blickte er zu seinem göttlichen Führer empor, dieser deutete auf den Tisch, seine Lippen hauchten das eine Wort: „Lies!“

Kohan durchquerte das Gemach und neigte sich zu dem mit zahllosen Papieren bedeckten Tisch. Sein Auge blieb auf dem obersten Bogen haften, auf dem die Tinte noch kaum getrocknet war. Nur zwei, mit fester, sicherer Hand geschriebene Worte standen darauf: sein eigener Name — „Kohan Gwensfern.“

Während er im Traume das Geschriebene las, beschlich ihn ein entsetzliches Angstgefühl. Er hatte die dunkle Empfindung, als ob dieser sein niedergeschriebener Name für ihn etwas Schlimmes, Furchtbares bedeute — was und warum, wußte er freilich nicht. Er fühlte nur ganz deutlich die schreckliche Macht dieses einen Menschen, der da wachte, während die ganze Welt schlief, und der Namen niederschrieb wie von zum Tode Verurteilten. Von Entsetzen erfaßt, sank Kohan in die Kniee und blickte mit erhobenen Händen, wie Hilfe aus einer ihm unbekanntem Gefahr suchend, zu seinem Führer empor. Aber mit Blitzesschnelle, wie es im Traum zu geschehen pflegt, schwebte Christus ins Nebenzimmer und zog den schweren Bettvorhang zur Seite und siehe da — Kohan sah

klar und deutlich das Antlitz des schlafenden Mannes. Er kroch ganz dicht ans Bett heran und erkannte seinen Peiniger. Weiß wie Marmor, mit gesenkten Augenlidern und festgeschlossenen Lippen, mit dem steinernen Antlitz, das er auf Münzen und Bildern so oft gesehen, ruhte — der große Kaiser! Er schlief so fest, daß man kaum seinen Atem hören konnte. Rohan starrte ihn eine Weile wie gebannt an, dann neigte er sich im Traum über den Schlafenden, weil er glaubte, daß er nicht schlafe, sondern tot sei. Auch die auf der Decke ruhende Hand sah wie von Marmor aus; es war eine zarte weiße Hand, wie die einer Frau und sie war zu einer Faust geballt, wie die eines schlafenden Kindes.

Als Rohan sich wieder aufrichtete, fand er sich allein in dem Gemach. Sein Führer war verschwunden. Draußen im Vorzimmer brannte noch immer die Lampe, aber mit matterem Licht als bisher. Am ganzen Körper zitternd, stand Rohan vor dem Bette des großen Kaisers und vermochte den Blick nicht von dem steinernen Antlitz zu wenden. Solange die übernatürliche Erscheinung Christi an seiner Seite gewilt hatte, hatte er keinerlei Furcht empfunden; jetzt, nachdem sie verschwunden war, erfaßte ihn ein geradezu lähmendes Angstgefühl und eine entsetzliche Hilflosigkeit. Er wollte fliehen, konnte aber kein Glied rühren und mußte immerfort in das schlafende Antlitz des Tyrannen starren. Allein mit dem Herrn seines Lebens zu sein, ihn wie tot vor sich liegen zu sehen — das war mehr als er ertragen konnte. Er kämpfte und kämpfte voll Verzweiflung und Entsetzen gegen dieses lähmende Gefühl und stieß endlich im Traume einen furchtbaren Schrei aus. Der Kaiser rührte sich nicht, aber draußen wurden sofort Stimmen laut, Füßegetrappel näherte sich dem Gemach, er versuchte nochmals zu fliehen, aber seine Füße waren wie festgewurzelt. Während die Vorzimmerthüre aufgerissen wurde, allerlei Hörsinge und Soldaten mit gezückten Schwertern hereinstürmten, fiel er in Ohnmacht und — erwachte.

Er lag noch immer im nassen Grase am Fuße des Kreuzes. Die Dämmerung brach gerade an. Die Luft war empfindlich kalt. Der Steinchristus hing über ihm — mit brechenden Augen und ganz naß vom nächtlichen Regen.

Rohan war halb erstarrt; er reckte und streckte die Glieder und wollte sich gerade erheben, um ein geschützteres Plätzchen aufzusuchen, als Stimmengemurmeln und Füßegetrappel an sein Ohr schlug. Jetzt fiel ihm erst ein, wie nahe von der Landstraße er sich befand. Er warf sich flach in den hohen Ginstern, hielt den Atem an und lag bewegungslos.

Die Stimmen kamen immer näher, Rohan zitterte in seinem Versteck, denn er erkannte ganz deutlich die Stimmen seiner beiden Bettern Hoël und Gildas. Plötzlich ward es eine Weile still; dann hörte er das Kommando des alten Korporals: „Vorwärts! Marsch!“

Die Gesellschaft setzte sich wieder in Bewegung und stimmte ein patriotisches Lied an. Sie marschierte hart an dem Kreuze vorbei, hinunter in den Hohlweg. Rohan rührte sich nicht, bis die Stimmen in weiter Ferne verklangen. Er wußte, daß jetzt die Konfribierten von Kromlax, von Freunden und Verwandten eine Strecke Weges begleitet, zum großen Heer des Kaisers einrückten, um direkt nach dem Rhein zu marschieren.

Sechzehntes Kapitel.

Mitel Grasson.

Rohan Gwensfern war wie vom Erdboden verschwunden. Man fahndete allerorten nach ihm. Viele Meilen in der Runde war in jedem Dorfe sein Name ausgeschrieben; man versprach jedem, der ihn lebend oder tot der Behörde ausliefern würde, ein hohes Blutgeld — vergebens. Seit dem denkwürdigen Abend nach der Konstription war er nicht mehr gesehen worden. Vater Rosland behauptete mit aller Bestimmtheit, daß Rohan einen Selbstmord begangen haben müsse. Nur ein

einziges Wesen in Kromlaix wußte, daß dem nicht so sei, aber Marcelle Derval hütete sich, einer Sterbensseele ihre Begegnung mit Rohan beim Blutpfluß Christi zu verraten. Sie hatte ihre triftigen Gründe dafür.

Dunkel Ewen verpaßte keine Gelegenheit, seinem Zorn und seiner Verachtung kräftigen Ausdruck zu verleihen. Er erklärte alle anderen Konstruierten von Kromlaix für pflichtgetreue, brave Bursche, nur Rohan Ewenfern sei ein Elender und ein Feigling. Marcelle widersprach jetzt nicht mehr, denn hatte Rohan ihr nicht eingestanden, daß er sich aus Furcht verstecke? Hatte sie denn nicht mit eigenen Augen gesehen, daß sein Antlitz von Angst verzerrt war, als sie ihn aufforderte, ihr ins Dorf zu folgen? . . .

Ihr Herz krampfte sich zusammen, wenn sie an diese letzte Unterredung mit Rohan dachte; die Furcht mußte ihm den Verstand vollständig geraubt haben, anders war sein seltsames Benehmen nicht zu erklären. Ihre Liebe hatte sich an seiner herrlichen Männlichkeit, an seiner außergewöhnlichen Kraft und Schönheit, an seiner geistigen Überlegenheit entzündet; seine Geschicklichkeit, sein Mut und seine Herzengüte hatten sie bestrickt; sie hatte in all diesen seinen Tugenden geschwelgt und war, wie jedes schwache Weib, auf seine physische und moralische Kraft, die ihn hoch über seine übrigen Kameraden erhob, stolz gewesen und es kam ihr unbegreiflich vor, daß sogar der schlichterne Hoël und der dumme Gildas ihn an Mut übertroffen haben sollten. War es denkbar, daß seine äußere löwenhafte Erscheinung so wenig im Einklang mit seinen inneren Eigenschaften stehen sollte? War alles, was sie bisher von ihm wußte, nur Schein und Trug? Der letzte Krüppel im Lande würde sich nutziger benommen haben, wenn der Kaiser ihn gerufen hätte! Ach, es wäre tausendmal besser gewesen, wenn er auf der Suche nach Vogeleiern von der steilsten Klippe hinabgestürzt wäre — dann hätte sie ihn als den kühnsten und tapfersten Jüngling der Gegend aufrichtig betrauern dürfen!

So oft diese und ähnliche Gedanken durch ihr erhitztes

Gehirn jagten und sie zwangen, Kohan zu verdammen, regten sich gleichzeitig tief in ihrem Innersten Gewissensbisse, denn bis zu jener verhängnisvollen Begegnung am Kreuze hatte sie noch nie so deutlich empfunden, wie fern ihre Seele und ihre Gedankenwelt derjenigen Kohans stand. Ganze Welten schienen sie zu trennen. Und von jener Stunde an bis zum heutigen Tage regte sich oft eine Stimme in ihrem Herzen, die ihr bald leise, bald gebieterisch sagte: „Du verstehst ihn nicht, wie ihn alle deinesgleichen nicht verstehen! Er steht meilenhoch über euch!“ Etwas in seinen Blicken und Worten hatte sie damals verwirrt und sie seine geistige und moralische Überlegenheit dunkel empfinden lassen. Diese Empfindung wollte sich nicht mehr unterdrücken lassen; sie wuchs und ließ die Liebe nicht einschlafen, ja, sie bekleidete Kohan wieder mit jener physischen Kraft, die das Weib aus dem Volke bei dem Manne ihrer Wahl sucht und anbetet.

Sie stellte sich ihn lieber als schlecht und verrückt vor, als Erzfeind ihrer Anschauungen und der großen kaiserlichen Sache, denn als gewöhnlichen Feigling und Angstmeier. Aber ob Feigling oder Chouan oder beides — er blieb verschollen, und wenn er lebte, woran die meisten zweifelten, so wußte kein Mensch: wo und wie. Die rote Schnapsnase Pipriacs vermochte weder im Dorfe, noch außerhalb desselben seine Spur zu entdecken. Hunderte von Spionen lauerten darauf, das Blutgeld zu verdienen — vergebens. Schließlich verbreitete sich die Privatansicht des guten Curé allgemein und man nahm an, daß Kohan Gwensfern sich entweder von einer hohen Klippe gestürzt habe oder im Meer ertrunken sei. Als bereits viele Wochen verstrichen waren, begann sogar Marcelle das Schlimmste zu befürchten und ihre stillen Vorwürfe verwandelten sich in tiefe Trauer; aber sie konnte sich derselben nicht hingeben, denn sie hatte ihre Mutter zu trösten, die Hausarbeit zu verrichten, zum Brunnen zu gehen — kurz, jede Stunde des Tages war mit Arbeit ausgefüllt. Hätte sie sich ganz ihrem Kummer hingeben können, sie wäre sicherlich zu

Gründe gegangen; so aber fand sie Trost und Ablenkung in ihrer Arbeit. Ihre Wangen wurden wohl von Tag zu Tag bleicher, ihre Augen immer matter, aber ihr Gang blieb fest und sie behielt den Kopf hoch. Nie kam eine Klage über ihre Lippen, sie trug ihren Kummer für sich. Nur wenn sie sich hie und da abends zu Mutter Gwenfern schleichen oder ihren Kopf in den Schoß Genovevas drücken konnte, fand ihre bedrückte Seele durch Thränen Erleichterung.

Zu den Sorgen um ihre Brüder und Mohan gesellte sich noch eine neue. Mikel Grallon, den sie nie recht leiden gemocht und den sie schon lange im Verdacht hatte, ein Auge auf sie geworfen zu haben, trat jetzt als offener Bewerber um ihre Gunst hervor. Nicht, daß er sie selbst mit seiner Werbung belästigte — das hätte gegen die Kromlaiser Etikette verstößen. Diese erforderte, daß der Jüngling, der sich um eine Maid bemüht, zuerst ihren Eltern und Verwandten Höflichkeiten erweise, sich mit ihnen ins Einvernehmen setze, sich über die Vermögensverhältnisse und die Mitgift der Braut informiere und seine eigene Lage bekanntgebe.

Mikel Grallon war ein wohlhabender Mann und gehörte einer wohlhabenden Familie an. Er besaß sein eigenes Boot und war ein äußerst geschickter Fischer; auch gegen seine Person ließ sich absolut nichts einwenden, denn er galt als ein nüchternen, sparsamen und tüchtigen Bursch, war also eine begehrenswerte Partie.

Ein besonders angenehmer Patron war Mikel Grallon dennoch nicht; die schmalen, dünnen Lippen, die kleinen, listigen Augen mit den darüber zusammengewachsenen buschigen Brauen deuteten durchaus nicht auf einen vornehmen Charakter hin; der auf den kurzen, breiten Schultern sitzende Kopf war zu klein, um symmetrisch zu sein. Seine Gesichtszüge glichen eher geschlossenen Blättern als offenen Blüten und trugen nicht den gutmütigen Ausdruck, den der Wind Männern, die viel auf offener See sind, aufzuprägen pflegt. Man bemühte sich vergebens, darin zu lesen, sie bildeten nicht den

Spiegel seiner Seele. Auf seinen Lippen schwebte stets ein verbissenes, geheimnisvolles Lächeln. Bezeichnend für seinen Charakter war die zähe Standhaftigkeit, mit der er ein Ziel verfolgte. Was er sich vornahm, das setzte er früher oder später durch, wenn er sich auch nicht immer sehr lauterer Mittel bediente.

Marcelle schien nicht sonderlich erbaut, als sie seine „Werbung“ wahrnahm. Obgleich diese anfangs nur aus zwei- bis dreimal wöchentlich abgestatteten Abendbesuchen bestand, während welcher er kaum ein Wort mit ihr wechselte, fühlte sie sich beunruhigt. Jedesmal, wenn er in die Küche trat, suchte sie nach einer Ausrede, um sich aus dem Hause entfernen zu können. Gelang ihr das nicht, dann wurde sie stets von einer fieberischen Unruhe erfaßt, denn Michel Grallon wandte den ganzen Abend kein Auge von ihr und verfolgte jede ihrer Bewegungen mit bewundernden Blicken.

Jannick, der Grünchnabel, hatte die Sache bald weg und machte Grallon zur Zielscheibe seines Spottes. Er war nicht einmal durch das Geschenk eines neuen Bandes für seinen Dudelsack zum Schweigen zu bewegen. Es machte ihm unendliches Vergnügen, Marcelle zu necken. Zu seiner Überraschung mußte er aber wahrnehmen, daß sie seine spöttischen Bemerkungen und Anzüglichkeiten nicht wie früher mit schlagfertiger Entrüstung heinzahlte, sondern sie entweder still duldete oder überhaupt nicht beachtete. Eine schwere Last lag auf ihrem Herzen, eine entsetzliche Angst und Verzweiflung. Die Außenwelt schien für sie jedes Interesse verloren zu haben. Sie lauschte nach einer Stimme aus dem Meere oder dem Grabe; selbst in ihrem Schlaf lauschte sie — aber die Stimme ließ sich nicht vernehmen.

Siebzehntes Kapitel.

Korporal Derval reitet sein Steckenpferd.

Eines Abends vergrößerte Vater Kolland den Kreis in der Dervalschen Küche. Die Witwe saß wie gewöhnlich spinnend in einer Ecke, an ihrer Seite Marcelle, mit einer Näharbeit beschäftigt. Vor dem Feuerherd stand ein bequemer altmodischer Lehnstuhl, in welchem sich's der Geistliche gütlich that. Er hatte seine steife Halsbinde gelockert, damit sein Lieblingsgetränk — Kornbranntwein — leichter hinunterrutsche. Main und Jannick — nunmehr die alleinigen Vertreter der „Maktabäer“ — lungerten auf den Bänken herum, während Mikel Grallon sich Marcelle gegenüber aufgepflanzt hatte und keinen Blick von ihr wandte.

Der alte Korporal starnte sinnend ins Feuer und schien die ganze Gesellschaft total vergessen zu haben. Im Geiste verfolgte er den Marsch der „Großen Armee.“ Der kleine Curé paffte eine Weile energisch an seiner kurzen Pfeife und wärmte seine erstarrten Füße, denn es herrschte, trotzdem es Mai war, eine bittere Kälte.

„Korporal Derval! Ihre Gedanken weisen wohl wieder auf dem Kriegsschauplatz und scheinen uns vergessen zu haben?“ bemerkte Vater Kolland lächelnd.

Der Korporal erwachte wie aus einem Traume, runzelte die Stirne und that mehrere kräftige Züge aus seiner Pfeife.

„Finden Sie die Behandlung, die er dem Heiligen Vater zu teil werden ließ, gerechtfertigt?“ fuhr der Geistliche fort.

Die Blicke aller richteten sich gespannt auf den alten Hausdegen; Mutter Derval vermochte einen tiefen Seufzer nicht zu unterdrücken.

„Verzeihen Sie, m'sieu le curé, aber das verstehen Sie nicht,“ entgegnete Derval mit überlegener Miene. „All das ist ein Abkommen zwischen dem Kaiser und dem Papste! Es giebt viele, die da behaupten, der Kaiser habe den Heiligen

Vater in den Kerker gesperrt — bei Wasser und Brot. Das ist Unsinn! Seine Heiligkeit bewohnte einen prächtigen Palast, speiste auf Silber und ward wie ein Heiliger geehrt. Sie befinden sich in einem Irrtum, wenn Sie unseren Kaiser für profan halten; das ist er nicht, er fürchtet Gott. Ich, der es Ihnen sagt, weiß es bestimmt. Habe ich es denn nicht mit meinen eigenen Augen gesehen, mit meinen eigenen Ohren gehört? Der Kaiser ist gottesfürchtig, das sag' ich Ihnen, der ich noch nie eine Unwahrheit gesprochen habe. Er ist von Gott gesandt worden als Geißel für die Feinde Frankreichs.“

Mitel Grasson nickte zustimmend und rief begeistert: „Bravo, Onkel Ewen! Er hat die verfluchten Deutschen und Engländer ordentlich tanzen lassen!“

Ohne Mitels Rede zu beachten, fuhr der Korporal zu dem Pfarrer gewendet fort: „Ah, es ist eine große Sache, einen Menschen wie Napoleon zu kennen, mit ihm gesprochen, ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, wie ich. Ja, ich, der ich hier sitze, ich habe in seine Adleraugen geblickt, wie ich jetzt in Ihre Augen blicke; ich habe seinen Atem gespürt, seine Stimme vernommen, zuerst in Eismone und dann noch zweimal. Ich sehe ihn noch immer und höre seine Stimme so deutlich wie die Ihrige, Vater Holland! Wie oft höre ich sie im Schlafe und springe auf, um nach meiner Kanone zu sehen, sie zu bedienen. Ich glaube, wenn er an mein Grab käme und mich rief, ich würde aus dem ewigen Schlaf erwachen, um ihm zu folgen.“

Die letzten Worte flüsterte er fast schon, seine Lider senkten sich, wie die eines schlafenden Adlers, während er traumverloren in die helle Dorfglut blickte, in der er eine gespensterhafte Armee an seinem geistigen Auge vorbeiziehen sah.

Eine Pause trat ein. Um seine heftige Erregung zu bemänteln, nahm der Korporal eine glühende Dorflohle aus dem Herd und legte sie in seine ausgegangene Pfeife, aus der er dann dichte Dampfwolken in die Luft blies. Niemand wagte die andächtige Stille zu unterbrechen. Endlich fragte der Pfar-

rer: „Wie lange ist es her, seit die kleine Affaire in Cismone stattgefunden hat?“

Die Augen des Alten blitzten auf, ein befriedigtes Lächeln glitt über seine verwitterten Züge. Bedächtig legte er die brennende Pfeife auf den Kaminsims, stöberte mit seinem Stelzfuß das Feuer auf, zog, wie in tiefem Sinnen, die Stirne kraus, rieb sich die schwieligen Hände und entgegnete mit einer Donnerstimme, als ob er ein ganzes Regiment zu kommandieren hätte: „Es war in der Nacht des 17. September im Jahre 1796.“

Wenn diese Worte eine Zauberformel enthalten hätten, würde die Gesellschaft auch nicht ehrfurchtsvoller und verzückter dreingeblickt haben. Wir müssen jedoch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gestehen, daß diese Verflündigung an demselben Orte und mit demselben Pathos von Derval schon wiederholt abgegeben worden war. Aber manche Geschichten klingen eben immer neu und diese gehörte in jene Kategorie. Dunkel Ewen erzählte sie unzähligemal unter demselben Beifallsgemurmel, denselben Ausrufen des Erstaunens und der Ehrfurcht seiner Zuhörer. Alle jene, die ihn zu kennen glaubten und die denkwürdige Begebenheit von Cismone von ihm noch nicht gehört hatten, kannten den Alten eben noch nicht ganz und waren sicherlich nicht würdig, sein volles Vertrauen zu genießen. Sämtliche heute Anwesenden hatten die Geschichte mindestens schon ein Dutzend Mal gehört und lauschten ihr — mit Ausnahme Mikel Grallons, der ziemlich gelangweilt dreinblickte und mit seinen verliebten Augen Marcelle anstarrte — heute mit eben solchem Interesse wie das erste Mal. Mutter Derval hatte zu spinnen, Marcelle zu nähern aufgehört, die beiden Bursche saßen mit offenem Munde da und auch der dicke Geizliche zeigte lebhaftes Interesse.

Der Stolz des Propheten, der ausnahmsweise im eigenen Vaterland anerkannt wird, leuchtete aus den Augen des Beterranen, als er fortfuhr: „Wir verließen Orient am 16. September in frühester Morgendämmerung; nach einem forcierten

Marſch gelangten wir ſpät am Abend in ein Dörfchen, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Wir waren ſo müde, daß uns in jener Nacht nichts hätte wach erhalten können als das Loſungswort, daß der Kaiſer — damals war er noch General, General Bonaparte — in unſerer Mitte weile. Wir fühlten, daß es wahr ſei, denn jeder einzelne ſpürte ſeine Nähe, ja, wir hätten darauf ſchwören können. Sie müſſen wiſſen, Vater Kolland, es verhielt ſich mit ihm ſo wie mit dem Arzt im Lazarett — wenn er kommt, blickt jeder Verwundete freudig auf; wenn er geht, ſinkt jeder ſtöhnend und verzweifelnd in ſein Kiſſen zurück. In jeder Abtheilung fühlt man ſein Nahen, jedes Herz ſchlägt raſcher, wenn er ſich dem Bette nähert, jedes langſamer, wenn er ſich entfernt. So war's auch in unſerem Lager. Unſere Pulſe ſchlugen raſcher, als es hieß: „Der General kommt, der General iſt hier!“

Mutter Derval ſeufzte tief auf. Die Ärmſte dachte aber nicht an den „Großen Kaiſer,“ ſondern an ihre beiden Söhne, die in ſeiner Armee ſtanden. Der Korporal hatte den Seufzer gehört und beeilte ſich, fortzufahren: „Der Mond leuchtete noch am Himmel, als wir wieder aufbrechen mußten. Wir marſchirten in drei Kolonnen und ſtürmten wie ein Wirbelwind auf die überräſchten Öſterreicher ein, die in ſtarker Macht vor Primolano lagen. Das nennt man überrumpeln, Vater Kolland! Wir ſuhren mitten unter ſie hinein! Mittel Grallon, haſt du ſchon ein Boot in Grund und Boden bohren ſehen? Krach — hin iſt es! So machten wir's! Unſere Kavallerie ſchnitt dem Feinde den Rückzug ab, Tauſende legten ihre Waffen nieder. Dieſer Sieg hätte einem gewöhnlichen General genügt; nicht ſo unſerem ‚kleinen Korporal.‘ Vorwärts! lautete ſein Kommando. Wurmsler lag vor Buſſano, Mezarus marſchirte nach Verona und wir mit aufgepflanzten Bajonetten nach Eſimone. Es war ſtockfinſtere Nacht, als wir anlangten, und wir jauchzten, als man uns ‚Halt!‘ gebot, denn wir waren todmüde. In jenen Tagen befaß ich einen guten Kameraden, treu wie Gold; er hieß Jacques Monier

und war an der Rhone geboren. Wir lebten wie Brüder, theilten Speis' und Trank und lagen uns gar manche Nacht in den Armen, um uns gegenseitig zu erwärmen. Nun, in jener Nacht lag Jacques auf dem Bauche, um ein Feuer anzufachen, während ich mich auf den Weg machte, Trinkwasser zu suchen. Als ich nach kurzer Zeit mit meinem gefüllten Blechtopf zurückkam, fand ich Jacques in Positur stehen, mit einem halben Laib Schwarzbrot in der Hand und — was glauben Sie, wen erblickte ich neben ihm? Den General, wie er lebte und lebte. Er war von Kopf bis Fuß mit Rot bespritzt und sah wie ein gemeiner Soldat aus, aber ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Er saß vor dem Feuer und wärmte seine erstarrten Hände, während Jacques ihm das Brot reichte und sagte: „Nehmen Sie das Ganze, mein General!“ Das Gesicht Bonapartes war schneeweiß vor Hunger. Bedenken Sie, was das bedeutet; ich weiß, was Hunger ist!“

Ein allgemeines Gemurmeln des Erstaunens ging durch das kleine Gemach.

„Nehmen Sie das Ganze; ein halber Laib Brot ist ohnehin nicht viel,“ drängte Jacques. „Sie hätten das Lächeln des Generals sehen müssen, Vater Holland. Stillschweigend nahm er das Brot, brach ein Stückchen davon ab und begann daran zu knabbern, während er den Rest Jacques zurückgab. Nun kam ich an die Reihe. Ich trat aus dem Schatten hervor, leerte aus meiner Feldflasche den Rest des Schnapses, den ich aufgespart hatte, in den halb mit frischem Wasser gefüllten Topf und reichte ihn dem General. Hier ist der Topf, ich bewahre ihn als heiliges Andenken an jene denkwürdige Nacht,“ bemerkte Derval, seine Erzählung unterbrechend, ein unscheinbares Blechgeschirr, das an einem Nagel über dem Kamin Sims hing, herunterlangend und es dem Pfarrer reichend, der es aufmerksam von allen Seiten betrachtete.

„Trinken Sie, mein General!“ bat ich salutierend. „Ah, in jenen Tagen gebrach es mir nicht an Mut — das dürfen Sie mir glauben! Als er den Schnaps roch, setzte er das

Geträß an den Mund und trank gierig; dann lächelte er wieder und fragte nach unseren Namen, die wir ihm sagten. Er durchbohrte uns beinahe mit seinen scharfen Blicken, hüllte sich fester in seinen Mantel und verschwand im Dunkel der Nacht. Jetzt lagerten wir — Jacques und ich — uns vor das Feuer, aßen das Brot auf, tranken das Wasser aus und sprachen bis zum Morgengrauen von unserem kleinen Korporal.“

„Bei Gott, das war eine interessante Begegnung!“ bemerkte der Pfarrer. „Der General hat euch doch zweifellos für euren Liebesdienst belohnt?“

„Neun Jahre später hat er sich daran erinnert. Der General vergißt nichts!“

„Neun Jahre später? Das ist eine lange Wartezeit, Dunkel Ewen! Wie hat er Sie belohnt?“

„Wie würden Sie eine Kruste Brot und einen Schluck Wasser mit Schnaps belohnen? So was reicht man ja jedem Bettler vor der Thüre, ohne dafür eine Belohnung zu erwarten! Ein General hat an ganz andere Dinge zu denken; übrigens geschah die ganze Geschichte rasch wie im Traum. Sie müssen aber nicht glauben, daß wir keine Belohnung erhielten“ — — — grollte Derval.

„Erzähle doch, wie die Sache endete; Vater Kolland weiß es ja noch nicht,“ drängte Marcelle.

„Ja, ja, lassen Sie mich den Schluß hören, ich bin schon sehr neugierig darauf,“ rief der Pfarrer.

„Große Veränderungen waren vor sich gegangen, der kleine Korporal war mittlerweile zum Erbklaiser von Frankreich erklärt worden, aber Jacques und ich, wir dienten noch immer als gemeine Soldaten. Wir dachten, der General habe uns längst vergessen, was auch kein Wunder gewesen wäre, wenn man bedenkt, wie sehr er davon in Anspruch genommen war, die Kronen von den Häuptern der Könige zu schlagen. Die Große Armee kampierte vor Boulogne — wir zählten das Jahr 1805 — und wir Grenadiere standen in der Front. Der Krönungstag war zur allgemeinen Verteilung von Verdienst-

kreuzen und Medaillen bestimmt worden. Welch ein Tag! Der Nebel stieg vom Meere auf, wie Rauch aus der Mündung einer Kanone. Auf einer Anhöhe vor der Stadt hatte man einen Thron errichtet — den großen eisernen Stuhl des mächtigen Königs Dagobert — unterhalb des Thrones kampierten die Lager der Großen Armee und zu Füßen des Thrones brausie das unendliche Meer. Nachdem der Kaiser Platz genommen, klang es aus Tausenden von Kehlen: ‚Vive l'Empereur!‘ Man hätte glauben können, daß die Meereswellen mit ihrem Gebrüll die Luft so erschütterten. In demselben Augenblick zerteilte sich der Nebel und die Sonne strahlte in vollster Pracht. Mein Gott, die Banner und Fahnen flatterten, die Bajonette und Schwerter blitzten im Sonnenschein, daß es einen fast blendete. Einen solchen Anblick genießt man nur einmal im Leben. Ich könnte Ihnen die ganze Nacht hindurch von all den Herrlichkeiten erzählen, ohne daß Sie den zehnten Teil all der Wunder jenes Tages erfahren. Jetzt will ich Ihnen nur mitteilen, was mir und Jacques passierte. Wir standen, wie ich bereits erwähnt habe, in der Front, als der Kaiser seine Grenadiere musterte. Als er an uns vorbeischnitt, blieb er plötzlich stehen — so! — nahm eine Prise Schnupftabak aus seiner Westentasche, neigte den Kopf, wie ich Ihnen zeige, auf eine Seite und prüfte unsere Gesichter. Mit einem Mal kam es wie eine Erleuchtung über ihn; er trat ganz dicht an uns heran und sagte — ach, ich wollte, ich könnte seine Stimme wiedergeben: ‚Ich habe weder Eismone, noch den Geschmack des Schwarzbrottes und des Wassers mit Schnaps vergessen;‘ dann wandte er sich lachend an den Marschall Ney, der neben ihm stand und erzählte ihm rasch etwas; auch Ney lachte so herzlich, daß seine weißen Zähne sichtbar wurden und nickte uns freundlich zu. Darauf wandte sich der Kaiser wieder an uns, heftete uns mit eigener Hand das Verdienstkreuz an die Brust und begrüßte uns als seine neuesten Korporale. Ich will Ihnen eingestehen, Vater Koland, daß meine Augen feucht wurden und ich Mühe hatte,

nicht wie ein schwaches Weib aufzuschluchzen; aber ehe wir wieder recht zur Besinnung kamen, war er verschwunden!"

Derval fuhr sich mit dem Ärmel an die Augen, die in Erinnerung an jene Auszeichnung ganz feucht geworden waren und blickte sich über das Feuer, um seine ausgegangene Pfeife zu entzünden, während die Anwesenden in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrten, bis der kleine Curé bemerkte: „Der Kaiser scheint ein gutes Gedächtnis zu haben. Man sagt, daß ein guter Schäfer jedes Schäfchen seiner Herde kenne; aber das ist noch merkwürdiger. Wie viele Jahre waren seit Cis-mone bis zu jener Begegnung verstrichen?“

„Neun!“

„Und in jenen neun Jahren hatte Napoleon zahllose Schlachten geschlagen, zahllose Gesichter gesehen und zahllose große Gedanken ausgeheckt! Er ist doch ein großer, ein bedeutender Mensch! Haben Sie ihn seither nicht wiedergesehen, mein Korporal?“ fragte der Pfarrer ernst.

„Nur noch ein einziges Mal — am ersten Dezember, dem Vorabend der glorreichen Schlacht von Austerlitz!“ entgegnete Derval mit stolz erhobnem Haupte und bemüht, ganz napoleonisch auf seine Zuhörer herabzublicken. Der Pfarrer fuhr zusammen, Mutter Derval blickte verstohlen auf den Stelzfuß ihres Schwagers, Main und Jannic wurden ganz ernst und Michel Grallon blinzelte neugierig zu Marcelle hin, über deren blasses Gesicht ein traurig-stolzes Lächeln huschte.

„Wir lauerten, 70—80 000 Mann, im Dunkel der Nacht, als es plötzlich jemandem einfiel, daß der kleine Korporal gerade vor einem Jahre gekrönt worden war. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde. Im Nu hatten wir Scheiterhaufen von Reisig und Stroh errichtet und Freudenfeuer angezündet. In diesem Augenblick sah ich ihn auf einem schneeweißen Schimmel wie ein Gespenst die Front abreiten, sein Kopf war zwischen die Schultern gesunken, er blickte weder nach rechts noch nach links. Jacques meinte, er sehe wie der weiße Tod aus, der dahinreite, um die Russen zu verschlingen.

Armer Jacques! Am nächsten Tag bekam er seinen ewigen Urlaub und ich meinen Marschallsstab!" schloß Derval, mit halb wehmütigen, halb humoristischen Blicken seinen Stelzfuß streifend.

"Und damals haben Sie Napoleon zum letztenmal gesehen?" forschte der Pfarrer teilnehmend.

Noch ehe der Korporal antworten konnte, wurde die Thüre heftig aufgerissen und Sergeant Pipriac stürmte, von seinen Gendarmen gefolgt, totenbleich und außer Atem in die Küche.

"Krähenseele! was ist denn los?" fuhr ihn Derval an.

"Man könnte glauben, der gute Sergeant habe ein Gespenst gesehen!" bemerkte der Curé, sich von seinem Platze erhebend.

Pipriac starrte erst den Korporal, dann den Pfarrer mit entsetzten Blicken an und brachte nur stoßweise und nach Luft schnappend die Worte hervor: „Zum Teufel, fast ist es so! Seht, wie ich noch vor Entsetzen zittere, ich, Pipriac, der bisher vor keinem Teufel erschrocken ist. Ein Glas Wasser, Mutter Derval, oder ich ersticke!“

Der Korporal humpelte zu einem Schränkchen und goß dort etwas Cognac in ein Glas, das er dem Sergeant reichte: „Trink' das, Kamerad, es ist besser als Wasser und wird dir endlich die Zunge lösen. Was ist geschehen und wen hast du gesehen?“

„Ich will dir sagen, was und wen ich gesehen habe, Alter!“ rief Pipriac, sich den Schweiß mit einem großen baumwollenen Taschentuch, welches das Bildnis des auf seinem Schlachtroß sitzenden Marschalls Ney trug, von der Stirne wischend. „Alle Wetter, deinen sauberen Chouan von einem Messen habe ich gesehen!“

„Kohan?!“ schrie der Korporal mit Donnerstimme, während die beiden Frauen vor Angst und Entsetzen aufsprangen und der Geistliche erbleichte.

„Ja, Kohan Gwensfern, den Malefizkerl — oder seinen Geist, das bleibt sich gleich. Befindet sich jemand in diesem

Gemach, der seine Kleider erkennen würde? Wir haben sie ihm vom Leibe gezogen, wie einem Kal die Haut! Man sagt dem Kal nach, daß er aus seiner Haut schlüpfen kann; nun denn, das kann auch der, von dem ich spreche. Pierre! André! Wer von euch hat den Plunder?"

Die beiden mit ihren Namen angesprochenen Gendarmen traten vor; der eine hatte eine zerfetzte Bauernjacke, der andere einen breitkremigen Bauernhut in der Hand.

„Wenn ein Geist Kleider trägt, so gehören sie ihm. Doch das ist jetzt alles eins, denn er wird sie nie mehr brauchen.“

Die beiden Kleidungsstücke gingen von Hand zu Hand, doch trugen sie keinerlei Merkmale, die darauf hindeuteten, daß sie dem Flüchtling gehörten.

Pipriac sank erschöpft in einen Stuhl und gewann seine Sprache erst wieder, nachdem er sich mit einem zweiten Gläschen Schnaps gestärkt hatte: „Sein Blut komme über sein eigenes Haupt, ich trage keine Schuld an dem Unglück!“

Der strenge Ausdruck, den das Gesicht des Korporals bei Nennung von Rohans Namen angenommen hatte, war gewichen. Er wollte etwas sagen, aber Marcelle trat, blaß bis an die Lippen, zwischen ihn und Pipriac: „Was wollen Sie damit sagen?“ schrie sie auf, „Sie haben ihn doch nicht — —?“ Dabei warf sie einen entsetzten Blick auf die aufgepflanzten Bajonette der Leute.

„Der alte Pipriac ist zwar ein schlechter Kerl, aber so schlecht ist er nicht, meine Liebe! Zum Teufel, war er denn nicht seines Vaters Sohn und war Raoul Gwensern nicht Ben Pipriacs bester Kamerad? Beim Antlitz des Kaisers! ich habe dem Schurken kein Haar gekrümmt!“

„Gott sei Dank! Dann ist er euch entronnen?“ rief der Geistliche.

„Doch nicht! Ich will euch allen, die ihr hier seid, die Geschichte haarklein erzählen. Ihr wißt, wir haben ihn bereits für tot gehalten, da wir vergebens Himmel und Hölle nach ihm durchstöbert hatten. In der ganzen Gegend giebt

es außer dem Meeresgrund kein Plätzchen, das wir nicht durchsucht haben. Ein anderes Geschäft veranlaßte uns heute, trotz des abscheulichen Wetters auszugehen. Auf dem Rückweg von einem kleinen Gehöft, wo wir einen guten Schluck entdeckt hatten, kamen wir an dem großen Stein dort drüben vorbei. Da erblickten wir einen Mann, vom Mondschein beleuchtet, mit dem Rücken uns zugekehrt. Ich erkannte ihn sofort, obgleich ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Als er sich umdrehte und uns anstarrte, war er so blaß, daß ich ihn für seinen Geist hielt — das gestehe ich offen. Der arme Teufel sah so mager und abgezehrt aus, so weiß wie der Tod. Korporal, es war dein Neffe — Rohan Swensfern.“

„Er ist nicht mehr mein Neffe,“ grollte der Veteran, aber seine Stimme zitterte dabei merklich.

„Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, aber im nächsten Augenblick stürzten wir uns auf ihn — ich, André, Pierre und die anderen. André war der einzige, der ihn festhalten konnte, uns andere schüttelte er wie Mäuse ab. Ehe wir uns versahen, war er zwanzig Meter weit gelaufen und hatte André nach sich geschleppt. Zum Teufel! Er sah wie der Löwe von Algier aus, der den Mann wegschleppt! André hatte seine Flinte und seine Mütze fallen lassen und schrie um Hilfe; ihn konnte der Deserteur nicht abschütteln. Wir besetzten unsere Bajonette und stürmten nach.“

Im Eifer der Erzählung war der Sergeant aufgesprungen, alle Anwesenden umstanden ihn im Kreise und lauschten mit gespannter Neugier.

„Nur keine Gewalt!“ kommandierte ich. „Fangt ihn lebendig! Als wir ihn wieder packten, waren wir keine zehn Schritte von dem Rande der großen Klippe entfernt, die wie eine glatte Wand aussieht. Die Flut war gerade hoch und das Wasser unten pechschwarz. Wir sechs kriegten ihn bald unter, aber es bedurfte unserer ganzen Kraft — das kann ich euch versichern. Wir hielten ihn so fest, daß er sich nicht rühren konnte!“

„Bravo!“ schrie Mikel Grasson.

„Du hast leicht ‚Bravo!‘ schreien,“ fuhr der Sergeant wütend auf. „Nicht einmal der Mann mit dem Pferdefuß hätte den Kerl bändigen können! Er lag eine Minute ganz ruhig, dann begann er sich herumzuwälzen. Ihr seid Fischer und habt wohl oft versucht, einen Meeraal festzuhalten, ohne daß es euch gelungen wäre. Nun so ging es uns mit ihm. Ehe wir recht ahnten, was er eigentlich im Sinne hatte, hatte er sich bis an die äußerste Kante der Klippe gekugelt.“

Marcelle schrie entsetzt auf, auch die übrigen Anwesenden überlief eine Gänsehaut.

„Wir waren sechs gegen einen und trotzdem konnten wir ihn von seinem Vorhaben nicht zurückhalten. Ich umklammerte mit meinen beiden Händen seine Jacke, André hielt ihn an den Beinen fest, die anderen an den Armen. Als ich endlich begriff, was er vorhatte, stockte mein Herz, ich riß André das Bajonett aus den Händen, denn ich sah nur einen Ausweg, hielt den Burschen noch immer mit einer Hand fest und schrie ihn an: ‚Tausend Teufel, halt’ still, oder ich erstech dich!‘ Er sah mich fest an, sein Gesicht war leichenbläß, seine Lippen fest aufeinander gepreßt. Ich werde den Blick nie vergessen! Im nächsten Augenblick lag er flach auf dem Bauche, und schlüpfte aus der Jacke. Himmel und Herrgott, ihr hättet das sehen müssen! Ich sag’ euch, der Kerl hat den Teufel im Leibe! Die Erde gab unter der Schwere seines Körpers nach und ehe wir auch nur ein Glied rühren konnten, war er in der Tiefe verschwunden!“

Mutter Derval bekreuzigte sich, stöhnte vor Entsetzen auf und kniete nieder, um das Totengebet zu sprechen; Marcelle stand wie festgewurzelt, kein Laut entrang sich ihrem gequälten Herzen, ihren Augen entquoll keine erlösende Thräne. Der alte Korporal erbleichte und schien von Gewissensbissen gequält, während der Geistliche die Hände rang und aufschrie: „Furchtbar! Er hat sich in den Abgrund gestürzt!“

„Ja, es war ein furchtbarer Augenblick,“ bestätigte Pipriac

zähneklappernd. „Unten war's pechschwarz und wir konnten nichts sehen. Mit angehaltenem Atem lauschten wir, aber wir vernahmen nur ein leichtes Geräusch, wie wenn man ein Ei aufschlägt — dann war es wieder still — — —“

„Hat er etwas gesprochen? Hat er geschrien?“ fragten die Jungen.

„Kein Laut kam während der ganzen Zeit von seinen Lippen. Er ist geradeaus wie ein Stein in die Tiefe gesunken und wenn er seinen Schädel nicht an den Felsen zerschellt hat, dann ist er im Meere ertrunken. Korporal Derval, alter Kamerad, sag' nicht, daß der alte Pipriac ihn in den Tod gejagt hat! Ich wollte ihn retten, so wahr ich vor dir stehe, aber er wollte nicht gerettet werden! In dem Kampf habe ich wohl mit meinem Bajonette seinen rechten Arm gestreift, aber es geschah nur, um ihn kampfunfähig zu machen. Pierre, zeig' mal die Jacke. Siehst du, Korporal, ich habe den ganzen Ärmel aufgeschlitzt, hier ist er ein wenig feucht, wahrscheinlich von seinem Blute — —“

„Herr des Himmels, erbarme dich, mein armer, armer Rohan!“ schrie der Geistliche schreckensbleich auf.

„Warum hat sich der Dummkopf nicht ergeben?“ grollte Pipriac. „Niemand darf mich beschuldigen, ihn getötet zu haben. Er wollte sich aus dem Leben schaffen — und vielleicht auch uns. Trotz alledem thut es mir aufrichtig leid, ihn verwundet zu haben. André, laß mich dein Bajonett sehen.“

Der Gendarm trat vor und reichte seinem Vorgesetzten stumm die verlangte Waffe. Alle Anwesenden, bis auf Mutter Derval, die noch immer vor dem Madonnenbilde betend kniete, scharten sich um den Sergeant. Marcelle hatte sich vorgedrängt und starrte mit weit aufgerissenen Augen, wie gebannt, auf die im Lampenschein glitzernde Klinge.

„Kein Zweifel, das ist Blut! Es ist das letzte, was wir in dieser Welt von Rohan Gwensfern sehen werden!“ bemerkte Pipriac, seinen Zeigefinger an den Lippen neigend und dann

mit demselben über die blanke Klinge fahrend. Er hielt ihn gegen das Licht und alle stimmten darin überein, daß er von Blut feucht sei. Ein Gemurmel des Entsetzens ging durch das Gemach, Marcelle sank, wie vom Blitz getroffen, ohnmächtig zu Boden.

Früh am nächsten Morgen — es war morte mer — versammelten sich unter der großen Klippe, auf deren Gipfel der Menhir emporragte, zahlreiche Dorfbewohner. Ausblickend, gewahrten sie eine steile Wand, an der nur eine Ziege emporzuklettern vermochte. Thatsächlich bewegte sich die uns bereits bekannte Jannedik zwischen dem zerklüfteten Gestein, nach saftigen Grashälmchen suchend. Hie und da blickte sie von ihrer schwindeligen Höhe auf die plaudernde Menge hinab, um dann gemächlich ihren Weg weiter zu verfolgen.

Am Fuße der Klippe lagen losgelöste Erd- und Felsstücke, aber von Kohan Gwens ferns sterblichen Resten vermochte man keine Spur zu entdecken. Die Hochflut freilich stieg beträchtlich über den Fuß der Klippe und war gewöhnlich recht bewegt und tief, so daß man allgemein zu der Überzeugung gelangte, Kohan müsse mit der Ebbe ins Meer gespißt worden sein.

Pipriac und seine Satelliten, von Korporal Derval begleitet, durchsuchten jede Spalte und Nische des Strandess; mit Stöcken und Bajonetten wurden die unglaublichsten Stellen und Winkel durchstöbert, wehklagend und seufzend sah eine Menge von Weibern dieser Suche nach dem Berunglückten zu. Die männliche Jugend des Dorfes, mit Mittel Grallon, Main und Jannick an der Spitze, stand abseits in einer Gruppe und stellte allerlei Vermutungen auf. Einige Fischer waren in ihren Booten aufs Meer hinausgefegelt, um nach dem Leichnam zu fahnden.

Mutig und voll Selbstherrschung, wie Marcelle von Natur war, ließ sie sich nicht abhalten, ebenfalls an der Suche teilzunehmen. Von jenem Augenblick an, da sie ohnmächtig zu Boden gesunken war, hatte sie weder eine Thräne vergossen,

noch auch mit jemandem eine Silbe gesprochen. Es giebt Seelenqualen, mit denen man allein fertig werden muß.

Die allgemeine Meinung ging dahin, daß Rohan zerschmettert worden sein müsse, ehe er ins Meer fiel; sein Körper sei aller Wahrscheinlichkeit nach gesunken und langsam von den Wellen ins offene Meer gespült worden. Es würde einige Tage dauern ehe sein Leichnam sich an die Oberfläche erheben würde, wenn dies überhaupt je der Fall sein werde.

„Unter uns gesagt,“ meinte Pipriac. „Ihm ist wohl, wo er ist! Besser, von den mitleidigen Wellen verschlungen, als erschossen. Man hätte ihn wie einen tollen Hund niedergeschmettert und er wußte das! Pflicht ist Pflicht — da giebt's nichts!“

Mikel Grallon, an den diese Worte gerichtet waren, nickte zustimmend. Der brave Junge war in jeder Beziehung unermüdet, sowohl in den Späherdiensten, die er dem Sergeant leistete, wie auch in den Trostsprüchen, die er Marcelle erteilte. Er wurde nicht müde, ihr zu versichern, daß ihr Vetter seinem Schicksal nicht hätte enttrinnen können. In Anbetracht des schweren Unglücks, das die Familie betroffen, trug er eine allzu fröhliche Miene zur Schau.

Marcelle konnte das Geschwätz der Leute nicht länger ertragen und lenkte ihre Schritte langsam in die Richtung von Tante Luises Hütte. Die Sonne schien ihr ins Gesicht, aber sie beachtete es nicht, wie sie jetzt überhaupt nichts anderes beachtete als ihren namenlosen Schmerz. Sie öffnete leise die Thüre und fand die Witwe an ihrem gewohnten Platz aufrecht vor dem Feuer sitzend und mit ihrem abgehärteten Gesicht thränenlosen Auges in die Glut starrend. Dicht neben ihr stand Jan Goron, der in leisem Tone zu ihr sprach, aber innehielt, als Marcelle eintrat.

Merkwürdigerweise zeigte die Witwe keinerlei Zeichen eines überwältigenden Schmerzes. Die Nachricht von der furchtbaren Katastrophe schien sie nicht niedergeschmettert zu haben; vielleicht war es gerade der ungeheure Schmerz, der sie aufrecht hielt.

Still wie ein Gespenst huschte Marcelle durch das Gemach und setzte sich neben die Tante: „Alle behaupten, es gebe keine Hoffnung mehr, Tante Luise!“ hauchte sie, kaum vernehmbar.

Kein Klagegelaute drang über die Lippen der Wittve. Goron, dessen Haltung eine nervöse Erregung verriet, sah Marcelle scharf an, während er sagte: „Ich war heute Morgen vor Ihnen dort und konnte keine Spur finden. Das ist ein furchtbares Ende!“

Achtzehntes Kapitel.

Das Junifest.

Ein Monat war seit Rohans Absturz von der Klippe verflossen. Man feierte in Kromlaix das beliebte Junifest. Seckenken und Lavendel standen in vollster Blüte, das Korn begann in Halme zu schießen, die Wiese hinter der Klippe duftete von Thymian. Das Himmelszelt bildete einen goldenen Dom, das Meer leuchtete wie ein Riesenspiegel, die Erde schien ein lebendes Wesen mit lebhaft pochendem Herzen. Wohin das Auge blickte, überall herrschte Farbe, Duft und Glanz. In dieser Jahreszeit zu leben, war eitel Lust und Wonne, namentlich für die liebe Jugend, die sich im Paradiese wähnte.

Auf der Wiese hinter den Klippen befand sich eine grüne Schlucht. In dieser standen die Ruinen eines Dolmens und zu diesem Dolmen pilgerten alljährlich an dem bestimmten Junimorgen unter Gesang und Musik alle Jungfrauen, Jünglinge und Kinder aus Kromlaix, gleich den glücklichen Schäfern im goldenen Zeitalter von Arkadien. Die verheirateten Leute waren von diesem Feste der Jugend streng ausgeschlossen. Jeder Bursch, der irgend ein Instrument spielen konnte, mußte zur allgemeinen Belustigung seine Kunst ausüben. Main Derval blies eine nagelneue Flöte, die er sich erst kürzlich in St. Gurlott angeschafft, Jannick seinen Dudelsack; außer ihnen gab es noch mindestens ein halbes Duzend Dudelsack- und unzählige Holz- und Blechpfeifenbläser. Die schönste Musik aber

machten die hoch in den Lüften schwebenden Lerchen, die ihre lautesten und süßesten Weisen trillerten und sich bemühten, die Musikanten zu übertönen. Um die Ruinen des Dolmens herum saßen in allen Farben des Regenbogens gekleidete Mädchen und Bursche; andere wieder suchten Primeln und Margueriten oder balgten sich scherzend und singend im Grase. Auf den Hüten der Bursche prangten Kornähren, während jedes Mädchen eine Flachsbülbe im Nieder stecken hatte.

Aus der Richtung von Kronlaix näherte sich eine seltsame Prozession, wie die alten Griechen sie wohl oft gesehen haben mochten. Eine Schar festlich gekleideter, mit Blumen bekränzter Kinder hüpfte singend, tanzend und Blumen streuend einher, hinter ihnen kamen gravitätischen Schrittes eine Anzahl von Burschen, die einen großen hölzernen Lehnstuhl trugen, auf welchem Genoveva thronte, Flachsbülben und allerlei Feldblumen im Schoße. Neben ihr trottete, lachend und scherzend und seinen derben Stock schwingend, Vater Kolland.

Merkwürdigerweise störte seine prosaische Gestalt den idyllischen und antiken Charakter des malerischen Bildes gar nicht. Er stimmte mit aller Kraft seiner Lungen in den Rundgesang ein, denn er war kein Spielverderber und besaß noch genug griechischen Geist, um für den Moment seine Lussur vergessen und mit den Vergnügten vergnügt sein zu können.

Es war ein vielleicht noch nie dagewesener Fall, daß sich Vater Kolland oder ein anderer Seelsorger an diesem „Feste der Jugend“ beteiligt hätte, das heidnischen Ursprunges war und selbst in den Nachbarorten mit Mißvergnügen betrachtet wurde, namentlich von den Priestern. Und obgleich Kolland nicht bigott genug war, um seinen Schäfchen ein unschuldiges Vergnügen zu mißgönnen, hatte er noch nie selber daran teilgenommen. Sein unerwartetes Erscheinen erregte daher einiges Erstaunen.

Die Bursche stellten den improvisierten Thron dicht vor dem Druidenstein nieder, während Kolland sich mit einem seidenen Taschentuch den Schweiß von der Stirne wischte. San

Goron, der einer der Sesseltträger war, hob Genobeba mit seinen starken Armen von ihrem Sitze herab und ließ sie auf einer von einigen Mädchen besetzten Anhöhe niedergleiten. Die lebhaften Augen Genobebas blitzten vor Stolz und Freude. Sie erzählte ihren Genossinnen etwas, das auch deren Heiterkeit erregte, denn sie brachen in schallendes Gelächter aus und klatschten vergnügt in die Hände.

In diesem Augenblick erhob Vater Kolland seine Rechte. Sofort hörte die Musik zu spielen auf, das Gelächter und Geschnatter verstummte. Aller Blicke wandten sich dem Geistlichen zu, dessen Antlitz sehr ernst geworden war: „Jünglinge und Mädchen,“ begann er im bretonischen Dialekt, „wißt ihr, was mich hierher gebracht hat? Ihr könnt es nicht erraten, deshalb will ich es euch sagen — es ist einfach und traurig genug. Ihr thut wohl daran, fröhlich zu sein, meine Kinder, denn ihr seid jung und die Ernte verspricht gut zu werden; aber es ist ebenso recht und billig, der Toten zu gedenken.“ Der Pfarrer bekreuzigte sich und alle folgten seinem Beispiel. „Seit eurer letzten Zusammenkunft an dieser Stelle haben sich sehr traurige Dinge ereignet; viele eurer Kameraden hat die Konfiskation in ein fremdes Land entführt, wo große Gefahren ihrer lauern, einige sind mittlerweile gestorben, wieder andere aus Krankenlager gefesselt, aber von all diesen will ich nicht sprechen, meine Kinder, sondern von dem armen Jungen, der im vergangenen Jahr euer ‚Patron‘ gewesen ist und der jetzt weiß Gott wo weilt. Wir wollen hoffen, daß er zu den Füßen des heiligen Gildas und der gebenedeiten Jungfrau sitzt!“

Wieder machten alle, selbst die Kinder, das Kreuzeszeichen; einige blickten traurig drein, andere gleichgültig, mehrere Mädchen schluchzten laut auf und auch den Brüdern Derval traten Thränen in die Augen, denn alle wußten, daß der Geistliche von Rohan Owensern sprach. Es war Sitte, daß das junge Volk unter sich jedes Jahr einen anderen „König“ und eine andere „Königin“ wählte, die beim Junifest die Spiele leiten und über die frohe Schar herrschen mußten. Im vergangenen

Jahr hatte man Rohan zum König oder „Patron,“ wie es im Volksdialekt hieß, und Marcelle zur Königin oder „Patronin“ ernannt.

„Ich will den Heimgegangenen weder loben, noch tadeln; er war vielleicht thöricht, vielleicht im Unrecht, aber es war entschieden eine Freude, den kräftigen Burschen anzusehen. Jetzt ist er tot — Gott sei seiner armen Seele gnädig — vergesse ihn, der euch ein lustiger, guter Kamerad gewesen, nicht ganz; gedenket seiner und auch der armen, kleinen Marcelle, die vergangenes Jahr seine Patronin war und jetzt zu traurig und gebrochen ist, um sich an dem heutigen Feste zu beteiligen.“

Aller Blicke wandten sich jetzt vom Pfarrer ab nach der entgegengesetzten Richtung, wo sich zu seinem grenzenlosen Erstaunen Marcelle von ihrem Sitze erhob, um sich ihm zu nähern. Sie trug zwar keine ausgesprochene Trauer, doch statt der schneeweißen Haube eine safranfarbige und statt der bunten Kleidung einen schlichten, dunkeln Rock.

„Ich bin hier, Vater Kolland,“ sagte sie mit einem traurigen Lächeln, das dem Geistlichen ins Herz schnitt.

„Gesegnet seien die Heiligen!“ rief er. „Es ist klug von dir, meine Tochter, deinen Kummer zu unterdrücken und mutig die Freude mit den anderen zu teilen!“ Im Innern schalt er Marcelle gefühllos und es hätte ihn mehr gefreut, wenn sie dem Feste ferngeblieben wäre.

„Ich wollte zuerst nicht kommen,“ fuhr Marcelle entschuldigend fort, „aber Genoveva bat mich so sehr darum, daß ich ihr endlich zusagte. Ich bin nur Genoveva und Jan zuliebe gekommen, und ich weiß, was der Wunsch meines Veters Rohan, der an keinem Feste mehr teilnehmen wird, gewesen wäre. Er hätte Zannick Goron zum Patron gewählt und Genoveva zur Patronin und das wollte auch ich thun.“

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, dann brach die Mehrzahl der Anwesenden in Beifallsrufe und Händeklatschen aus, während die Minderheit „Nein! Nein!“ rief. Die An-

gelegenheit war erledigt und deshalb hatte Goron Genoveva an den Druidenstein begleitet.

„Der Segen Gottes sei mit dir, Marcelle, denn du hast ein gutes Herz, auch Genoveva ist ein Mädchen, wie man es unter Tausenden nicht findet. Ihr Bursche und Mädchen, ich gratuliere euch zu euerer heutigen Königin!“ rief der Pfarrer begeistert, erhob dann abermals seine Rechte, die Musik verstummte und alle knieten im Grase nieder, um den Segen des Priesters zu empfangen. Im nächsten Moment erhoben sich alle und Vater Kolland trottete gemächlich ins Dorf zurück. Die Dudelsäcke und Holzpfeifen ertönten wieder, die Mädchen und Jungens sangen und schnatterten um die Wette und die Lustbarkeit erreichte ihren Höhepunkt, als der „Patron“ mit der „Patronin“ die Gavotte eröffneten und damit das Signal zum allgemeinen Tanz gab. Es war eine Lust, zu sehen, wie sich die Paare schwangen, wie die Röcke flogen und die Füße kaum mehr die Erde berührten.

„Marcelle, willst du denn gar nicht tanzen?“ Sie stand seitwärts und sah dem bewegten Treiben wie im Traume zu.

„Nein, Michel Grallon, heute tanze ich nicht.“

„Das ist schade,“ entgegnete er ruhig, denn er war schlau genug, seine Enttäuschung nicht merken zu lassen. „Nur eine Tour — komm doch!“

„Ich danke, ich gehe heim!“

„Jetzt, wo das eigentliche Vergnügen erst begonnen hat? Willst du nicht wenigstens den Zauber am Liebesstein erproben, ehe du gehst?“

An jenem Tage pflegte jedes verliebte Mädchen ihre Flachsblüte und jeder Bursch seine Kornähre auf den Dolmen niederzulegen; welkten die Blüten ehe eine Woche verstrich, so galt dies als Zeichen der Treulosigkeit des betreffenden Partners.

„Ich habe, wie du siehst, gar keine Flachsblüte und mag den Zauber auch nicht erproben — es ist ein Unsinn! Ich gehe.“

In der That schlich sie sich von der Gesellschaft weg und eilte wunden Herzens heimwärts, vergebens bemüht, Michel

Grallon abzuschütteln, der laut auf sie einsprach: „Du wirst keinen Finger ins kalte Wasser zu tauchen brauchen, nicht einmal selbst zum Brunnen gehen müssen. Ich werde dich öfter nach Brest mitnehmen zu meinem Onkel, der dort eine kleine Schenke hat und werde dir Schuhe und Kleider aus Nantes kommen lassen. Und wenn uns der liebe Gott mit Kindern segnen sollte, wollen wir einen der Knaben Priester werden lassen.“

Der höchste Ehrgeiz jeder Bretagner Mutter gipfelt darin, einen ihrer Söhne dem Dienste Gottes zu weihen; daher fühlte sich Marcelle durch dieses Versprechen des stürmischen Werbers nicht verletzt. Sie erklärte ihm nur mit aller Bestimmtheit, nie heiraten zu wollen.

„Unfinn! Der gute Korporal und auch deine Mutter wünschen, daß du mein Weib wirst und ich nehme dich ohne jede Mitgift, denn ich will nur dich haben und bin reich genug dazu, um mir diesen Herzenswunsch erfüllen zu können . . . Du solltest dir doch einmal den Schrank voll Limmen ansehen, den meine Mutter für die junge Herrin des Hauses vorbereitet hat. Es ist weich wie Seide, weiß wie Schnee und duftig wie Lavendel.“

„Ich habe dir schon zwanzigmal gesagt, daß ich dich nicht mag,“ unterbrach ihn Marcelle zornig. „Wenn du dich noch einmal unterstehst, so mit mir zu sprechen, werde ich dich hassen, Michel Grallon!“

Der Bursch zuckte zusammen, eine böse Falte lag zwischen seinen Brauen und wilder Haß leuchtete aus seinen Katzenaugen. Er verlor für den Moment jede Selbstbeherrschung und rief: „Ah, ich weiß, weshalb du mich so schlecht behandelst! Du denkst noch immer an den Chouan von einem Better!“

„Wenn er ein Chouan war, so bist du ein noch schlimmerer,“ entgegnete sie mit flammenden Blicken. „Er ist tot, seine Seele weilt bei Gott und es ist schändlich von dir, von einem Toten Schlechtes zu sagen.“

„Zürne mir nicht, Marcelle, ich meinte es wirklich nicht so

schlecht," suchte er seinen Schnitzer gut zu machen. „Kohan Owensern war ein guter Kerl, aber sieh' mal: er ist tot und dann wart ihr verwandt; wer weiß, ob der Bischof seine Einwilligung gegeben hätte! Auch war Kohan ein blutarmer Teufel, mein kleiner Finger ist reicher an Silber als sein ganzer Riesenkörper es gewesen wäre und ich liebe dich, mein Herz verlangt nach dir und ich lebe — — —“

„Spare dir die Mühe, Mittel!“ schnitt Marcelle ihm das Wort ab. „Geh' zum Festplatz zurück und wähle dir eine Würdigere. Ich würde nur einen Mann heiraten und der liegt tot auf dem Meeresgrunde.“

In der Nacht ereignete sich etwas so Merkwürdiges, daß die Abergläubischen in Kromlaix jahrelang davon sprachen. Einige Fischer kamen spät am Abend vom Hummernfang zurück und da es ziemlich windstill war, ließen sie die Boote unter dem Schatten der mächtigen Klippen dahingleiten. Gerade als sie am Thore des Heiligen Gildas vorbeisegelten, wurden ihre Augen von einem hellen Schein, der aus der „Kathedrale“ drang, geblendet. Wie wir bereits erwähnt haben, hielt man diese für verzaubert und kein Kromlaixer hätte es gewagt, um diese Stunde den vermeintlich von Geistern und Gespenstern heimgesuchten Ort zu betreten. Es war die Zeit der Hochflut und die Kathedrale schien mit flüssigem Malachit gepflastert zu sein.

Die Fischer richteten ihre Blicke erstaunt durchs Thor, stießen aber gleichzeitig einen Schreckensruf aus, betrenzigten sich und beteten laut das Vaterunser, denn die riesige Kathedrale war plötzlich hell erleuchtet und hoch oben auf dem moosbedeckten Altar stand eine, eine brennende Fackel schwingende Riesengestalt. Alle Fischer, welche die seltsame Erscheinung gesehen hatten, waren, als sie später ihre Eindrücke austauschten, darüber einig, daß es der heilige Gildas gewesen sei.

Die Vision war nur einen Augenblick sichtbar gewesen, aber ehe sie verschwand, sahen die braven Fischer eine entsetz-

liche Erscheinung. Zu den Füßen des Heiligen kauerte eine dunkle Gestalt, von der nur der Kopf deutlich erkennbar war und diesen zierten gräßliche Hörner und ein Paar aus den Höhlen hervortretende Augen, die entsetzt zu dem heiligen Gildas emporblickten. Ehe sich's die Fischer recht versahen, war die Kathedrale wieder in tiefes Dunkel gehüllt. Lautlose Stille herrschte ringsum, selbst das Meer schien den Atem anzuhalten. Ihrer Sinne kaum mächtig und vor Angst zitternd, ruderten die Fischer in wahnsinniger Hast aus dem Bereiche des furchtbaren Spukes. Sie hatten genug gesehen: nicht nur den gefürchteten Heiligen, sondern zu seinen Füßen auch noch die Umrisse des Bösen, der wahrscheinlich wegen seiner an der Menschheit verübten Schandthaten von dem Heiligen gezwungen wurde, Buße zu thun.

Neunzehntes Kapitel.

Mikel Grasson macht eine Entdeckung.

Am nächsten Tage sprach ganz Kromlair von der wunderbaren Erscheinung in der Kathedrale des heiligen Gildas. Niemand bezweifelte auch nur einen Augenblick die Glaubwürdigkeit der Augenzeugen und jedermann war gerne bereit, an übernatürliche Dinge zu glauben, die die abergläubigste Phantasie befriedigen mußten. Die Erscheinung des Heiligen hatten Leute schon zu verschiedentlichen Malen gesehen, aber selbst die ältesten Dorfbewohner vermochten sich nicht zu erinnern, je davon gehört zu haben, daß er in Gesellschaft des „Gehörnten“ gesehen worden wäre. Erfolg ermutigt bekanntlich selbst die schüchternsten Geschichtenerzähler — was Wunder, wenn die Augenzeugen ihrer abergläubischen Einbildungskraft freien Lauf ließen: „Der Teufel hatte zwei riesige Augen — so groß und so leuchtend wie eine Bootslampe,“ erzählte ein greiser Fischer, „und er blickte zu dem Heiligen empor. Jeder Sterbliche wäre unter diesen Flammenblicken zerschmolzen, der

Heilige aber hob die Fackel hoch empor und zwang den Teufel, das christliche Glaubensbekenntnis abzulegen.“

„Woher weißt du das, Vater Evran? Hast du es gehört?“ fragte einer aus der Menge.

„Frag' doch Penmarch, frag' Gwesken, frag' den alten Christian! Ich für meine Person bin überzeugt, daß Meister Robert die Vitanei hersagte. Eines ist sicher — hier stand der gesegnete Heilige und dort kniete der ‚Schwarze‘ und jedermann weiß, daß das die Buße ist, die der Heilige ihm auferlegt, so oft er ihn auf geweihtem Boden erwischt.“

„Hielt er wirklich eine brennende Fackel in der Hand?“ fragte Nikel Grallon mit ungläubiger Miene.

„Ja, sie leuchtete hell wie ein Komet und blendete uns alle mit ihrem Schein.“

„Hast du den Heiligen auch deutlich gesehen?“

„Nikel Grallon, glaubst du denn, daß ich blind bin? Da stand er, du hättest gemeint, daß es ein Engel vom Himmel sei. Gwesken behauptet sogar, daß er Flügel gehabt habe. Ich für meine Person habe sie nicht gesehen, aber ich will dir sagen, was ich klar und deutlich gesehen habe — den Pferdefuß, er war schrecklich anzusehen — — —“

Eine lange Pause entstand, die von Grallon unterbrochen wurde: „Wie, wenn es doch ein Mensch gewesen wäre?“

„Ein Mensch?!“ rief der Fischer, den Sprecher verblüfft anstarrend. „Ein Mensch, hoch oben auf dem Altar der Kathedrale und das mitten in der Nacht? Ein Mensch, so hoch wie eine Tanne, wie heller Mondenschein leuchtend und mit Flügeln versehen?! Ein Mensch, der den Gottseibeiuns das Glaubensbekenntnis lehrt! Nikel Grallon, du bist wohl verrückt!“

Alle Anwesenden tadelten die Ungläubigkeit Grallons, einige erklärten ihn sogar für einen Gotteslästerer. Weniger abergläubisch als die meisten anderen Dorfbewohner und stets geneigt, den Dingen, die die anderen aufs Wort glaubten, auf den Grund zu gehen, wurde er von den meisten für unver-

schämt und aufdringlich gehalten. Trotz alledem galt er als gläubiger Mensch und er wollte diesen Ruf nicht verlieren.

„Ich will damit nichts gesagt haben. Wunder geschehen ja manchmal und die Kathedrale ist ein furchtbarer Ort. Aber ist es nicht merkwürdig, daß der Heilige eine Fackel geschwungen hat?“

„Was findest du merkwürdiges daran? War es denn nicht stockfinstere Nacht, kein Mond, kein Stern am Himmel und unten die gurgelnde Hochflut? Wie hätte denn der Heilige ohne Licht seinen Weg gefunden? Merkwürdig — wirklich! Ich hätte es merkwürdig gefunden, wenn der Gesegnete wie ein gewöhnlicher Sterblicher mit dem Gottseibeius verhandelt hätte!“

Diese ausgiebige Antwort brachte Grallon endlich zum Schweigen, dem es plötzlich einfiel, daß er einen groben Schnitzer begangen habe. Die gleiche Ansicht teilten im stillen alle Anwesenden. Als er sich nach kurzem Gruße dem Dorfe zuwandte, bemerkte die alte Teerjacket: „Mikel Grallon war früher ein ganz vernünftiger Mensch, aber seitdem er verliebt ist, spricht und handelt er wie ein Thor!“

Mikel Grallon war aber in Wirklichkeit kein Thor, sondern nur argwöhnisch. Er glaubte an nichts, was er nicht mit eigenen Augen sah — die Kirchendogmen ausgenommen. Er hätte, wäre er selbst Zeuge der Vision in der Kathedrale gewesen, wahrscheinlich das Entsetzen seiner Kameraden geteilt und ebensosehr übertrieben wie diese; da er aber die Geschichte bei hellem Tageslicht hörte, stiegen ihm allerlei berechtigte Zweifel über die Glaubwürdigkeit derselben auf und er kam schließlich zu einer ganz überraschenden Schlußfolgerung, die er aber wohlweislich geheim hielt. Seine ganze freie Zeit war mit der Werbung um Marcelle Derval in Anspruch genommen und er hatte nicht übertrieben, als er ihr sagte, daß die Familienhäupter ihn begünstigten. Durch unzählige kleine Aufmerksamkeiten und nicht zum mindesten durch die Geduld, mit der er den Tiraden des alten Haudegens von einem Kor-

poral tauschte, hatte er dessen Herz erobert. Die weit nüchternere Frau Derval erblickte in Mikel einen beachtenswerten Freier von guter Familie, der leicht imstande war, eine Frau zu erhalten und sich die Achtung eines ehrsamten Mädchens zu erringen. In Main und Jannick fand er tüchtige Bundesgenossen, wenigstens solange er sie mit kleinen Geschenken bestach. Er konnte sich also mit Recht für den erklärten Günstling der Familie Derval halten.

Wäre Marcelle ein Mädchen gewöhnlichen Schlages gewesen, nachgiebiger und weniger starkköpfig, dann hätte sich Grallon, der Landessitte entsprechend, für so gut als verlobt erklären können; aber die Hauptbeteiligte wollte von der Werbung durchaus nichts hören und ihre Angehörigen wußten, daß sie, wenn sie ihr Ziel erreichen wollten, keine strengen Maßregeln ergreifen durften. Der Sitte gemäß hätte Marcelle ohne jede Widerrede den ihr von ihren Angehörigen erwählten Gatten nehmen müssen; aber sie war eben nicht aus gewöhnlichem Holze geschnitzt und wollte ihren Gatten selbst wählen.

Seitdem sie die Überzeugung gewonnen, daß Rohan nicht mehr unter den Lebenden weile, war ihre heftige Liebe für ihn von neuem erwacht. Sie schwelgte allnächtlich unter bitteren Thränen in alten, süßen Erinnerungen und vergaß seine Empörung gegen den Kaiser, ja, den Kaiser selbst, und lebte nur ihrem Schmerz. „Ich habe ihn gemordet! Ich allein, denn hätte ich nicht die verhängnisvolle Nummer für ihn gezogen, er würde wahrscheinlich noch leben und glücklich sein!“ klagte sie sich immer wieder selbst an. „Das wenigste, was ich jetzt für ihn thun kann, ist, mich als seine Witwe zu betrachten!“ Und in diesem Sinne sprach sie auch zu ihrer Mutter: „Sag dem ganzen Dorfe, daß ich meinen Better Rohan geliebt habe und daß ich ihn bis zu meinem Tode immer lieben werde!“

Mit der Zeit kam dieser Ausspruch auch dem verliebten Mikel zu Ohren. Er zog sich zum allgemeinen Erstaunen zartfühlend in den Hintergrund zurück und hörte auf, Mar-

celle mit seinen Aufmerksamkeiten zu verfolgen. Dieses Benehmen war für einen als so standhaft und hartnäckig bekannten Menschen so merkwürdig, daß selbst der Korporal ihn eines Tages sagte: „Krähenseele! Hast du denn gar keine Courage? Sie sieht dich viel zu wenig — Mädchenherzen müssen im Sturm erobert werden! Aber du scheinst von dem Geist einer Fliege beseelt zu sein, mein Sohn!“

„Es nützt nichts, Onkel Ewen, sie denkt zu viel an den Toten,“ entgegnete Mittel seufzend.

Korporal Derval blickte finster drein und blieb die Antwort schuldig. Er wußte ganz gut, auf wen Mittel anspielte und da er in der letzten Zeit voll Mitleid und Zärtlichkeit an seinen unglücklichen Neffen dachte und auch von Gewissensbissen gequält wurde, zu hart gegen ihn verfahren zu sein, vermied er es lieber, von dem Gegenstand zu sprechen. Unter anderen Umständen wäre er über Marcelles Widerstand fuchs- teufelswild geworden und er hätte ihr schon den Herrn gezeigt; so aber sagte er sich, daß die losgelassenen Bluthunde der Konstriktion den armen Rohan zu Tode geheßt haben, der in Wirklichkeit ein prächtiger Junge gewesen sei und Marcelles Liebe verdient habe — es sei am besten, zu schweigen.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß der Korporal seit dem Absturz Rohans eine große Unruhe an den Tag legte. Er, der dem Kanonendonner standgehalten hatte, ohne mit einer Wimper zu zucken, zitterte, wenn die großen, traurigen Augen Marcelles sich vorwurfsvoll auf ihn richteten. Er fühlte sich schuldig und war froh, wenn ihm jemand Gesellschaft leistete; er hätte auch mit Mittel Grallon vorlieb genommen; aber dieser blieb bald nach dem denkwürdigen Ereignis in der Kathedrale ganz aus. Wer den Burschen genau beobachtet hätte, würde gesagt haben, daß er das Opfer eines folternden Kummers sei. Er begann ein stilles, geheimnisvolles Wesen zur Schau zu tragen, sprach wenig, suchte die tiefste Einsamkeit auf und verbrachte seine Tage in planlosem Herumstreifen auf den Klippen, seine Nächte zur See. Von seinen Streifzügen auf den

Klippen brachte er weder Seegrass, noch Meerfenchel, vom Meere keine Fische mit heim. Von Natur ein arbeitsamer, thätiger Mensch, wurde er plötzlich träge.

An einem regnerischen Tage fand er sich bei der heiligen Triffinesleiter plötzlich einer alten, auf einen Stoc gestützten Frau gegenüber, die ein Körbchen auf dem Arme trug. Sie leuchte vom Aufstieg. Als sie seiner ansichtig wurde, wich jeder Blutstropfen aus ihrem vergrämten Antlit und ihre Lippen färbten sich ganz blau.

„Ei, Mutter Gwenfern! Ihr seid das letzte Weib, welches ich in diesem Hundewetter hier zu finden gedacht hätte! Darf ich Euch den Korb abnehmen? Ihr scheint erschöpft zu sein.“

Als er den Arm ausstreckte, um ihr die Bürde abzunehmen, wich sie zitternd vor ihm zurück.

„Um des Himmels willen, Mütterchen, Eure Zähne klappern ja wie im Fieber! Wie konntet Ihr in diesem strömenden Regen daran denken, auszugehen? Macht, daß Ihr so bald als möglich in die trockene Stube kommt! Euer Mantel ist ja ganz durchnäßt, Ihr werdet Euch den Tod holen!“

Während er mit erheucheltem Mitleid sprach, durchbohrte er mit scharfen, spähenden Blicken die zitternde Alte, die sich vergeblich bemühte, ihre Fassung zu gewinnen; endlich fand sie ihre Sprache wieder: „Ich bin ausgegangen, um Schnecken zu suchen, die nur bei feuchtem Wetter auf den Strand kriechen. Ich wollte mir ein Süppchen kochen; aber du hast ganz recht, Mikel, der Weg ist lang, ich hätte nicht so weit gehen sollen.“

„Alte Beine sollten sich nicht mehr so übermüden! In Eurem Alter müßtet Ihr hübsch ruhen. Die Nachbarn finden es alle merkwürdig — — —“

„Was finden sie merkwürdig?“ unterbrach sie ihn scharf.

„Bis vor kurzem seid Ihr stets nur vor dem warmen Herd geseßen, oder Ihr habt Euch im Hause beschäftigt; selbst an Feiertagen überschrittet Ihr nur selten Eure Schwelle, so daß wir dachten, Ihr seid leidend und Euch immer bedauerten.“

Seitdem Ihr aber Euren Sohn verloren habt — er ruhe in Frieden, Amen! — scheint Ihr keine Ruhe mehr zu haben, Ihr seid immer unterwegs.“

„Das ist wahr, seither bin ich rastlos!“ gab die Alte zu. „Ja, seit sie meinen einzigen Sohn ermordet haben, finde ich nirgends mehr Ruhe!“

„Aber in solchem Wetter auszugehen!“

„Wer an einem gebrochenen Herzen leidet, dem kann weder Wind noch Regen mehr etwas anhaben. Guten Tag, Mikel Grallon!“

Grallon wartete, bis die Frau in der Richtung des Dorfes verschwunden war. Ein eigentümlich schlauer und verbissener Zug lagerte um seinen Mund, als er dann ruhig die Treppe hinabstieg, rasch den Strand entlang eilte und ganz dicht an das verwunschene Thor des Heiligen Gildas herantrat. Die Flut stand noch zu hoch, um ein Eintreten zu gestatten. Er wagte sich bis an die äußerste Wasserkante und versank in tiefes Sinnen; plötzlich kreuzte ein Gedanke sein Hirn und er bückte sich, um den mit grobem Kies bedeckten Meeresstrand aufmerksam zu untersuchen.

Gar bald entdeckte er menschliche Fußspuren an Stellen, wo die zurücktretende Flut den Singel feucht und dunkel gelassen hatte. Kein Zweifel, es waren die deutlichen Spuren von derben Holzschuhen und siehe da — jetzt entdeckte er auch solche eines kräftigen nackten Männerfußes. Mit der Sorgfalt eines Naturforschers maß er dieselben nach allen Richtungen; selbst der unsterbliche Robinson Crusoe konnte die Fußspuren auf der einsamen Insel nicht mit lebhafterem Interesse studiert haben, als es jetzt Mikel that. Ein befriedigtes Lächeln schwebte um seinen Mund, als er sich endlich erhob; aber es war ein böses, grausames Lächeln, das Lächeln eines Großinquisitors, der ein Opfer peinigen will.

Von dieser Stunde an wurde sein Benehmen noch sonderbarer. Er vernachlässigte die Mahlzeiten und verlor den Schlaf. Mutter Gwensferns bescheidene Hütte übte eine solche Anziehungs-

kraft auf ihn aus, daß man ihn zu allen Tages- und Nachtzeiten in der Nähe derselben finden konnte. So kam es, daß die alte Frau, so oft sie ihre Schwelle übertreten wollte, Mikel begegnete, der ihr unter tausend Ausreden seine Begleitung ausdrängte, so daß sie sich, um seiner Gesellschaft zu entgehen, oft gezwungen fühlte, ins Haus zurückzukehren. Wenn er einmal der Ruhe pflegte, wachten zwei andere Augen für ihn. Er benahm sich wie jemand, der eine verborgene Mine vorbereitet und er verstand es, sein Geheimnis vor jedermann zu hüten. So oft er Marcelle begegnete, verwandelte sich seine geheimnisvolle listige Miene in eine mitleidige.

Kurz nach seiner ersten Begegnung mit Mutter Gwenfern an der Triffinesleiter hatte Mikel Grallon ein anderes Abenteuer, das ihm zu denken gab und ereignisreiche Folgen nach sich zog. Als er eines Abends nicht weit von jener Stelle, an welcher der Kampf zwischen Rohan und den Gendarmen stattgefunden hatte, herumlungerte, huschte eine Gestalt dicht an ihm vorbei bis an den äußersten Rand der Klippen. Es war schon ziemlich spät und der Mond noch nicht aufgegangen; im Zwielicht des Sommerabends konnte er ganz deutlich das ihm zugewandte Gesicht sehen. Die Gestalt bewegte sich nach Gespensterart rücklings. Einen Augenblick stockte Mikel der Atem, denn er war abergläubisch; er faßte sich jedoch rasch und sprang dem vermeintlichen Gespenst nach, um es zu fassen. Zu spät, der Abgrund schien es verschlungen zu haben. Auch jetzt huschte ein grausames Lächeln über Mikels Gesicht. Von nun an hatte er schon gar keine Ruhe mehr und er verbrachte fast seine ganze Zeit zwischen den Klippen. Selbst auf die Kunde von dem Anlangen der Makrelen veränderte er seine seltsame Lebensweise nicht und statt, wie gewöhnlich, den Oberbefehl über sein Boot zu übernehmen, setzte er einen anderen an seine Stelle und nahm mit einem Anteil an dem Fang vorlieb. Er sah aus wie jemand, der stets auf der Lauer liegt, wie ein Schmuggler, der darauf gefaßt ist, überrascht zu werden oder — selbst zu überraschen.

Das letztere sollte denn auch bald der Fall sein. Als nämlich seine Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt waren, begab sich Mikel ruhig in die Küche des Korporals, wo die Familie gerade beim Mittagessen saß und sagte nach der üblichen Begrüßung mit gedämpfter Stimme: „Ich bringe Nachrichten! Rohan Gwensfern lebt und verbirgt sich in der Kathedrale des Heiligen Gildas!“

Wenn plötzlich zu seinen Füßen eine Bombe geplatzt wäre, würde der Korporal nicht entsetzter gewesen sein. Keuchend sank er in seinen Stuhl zurück und starrte Mikel wild an. Mutter Derval, in der letzten Zeit an unangenehme Überraschungen gewöhnt, ließ nur stöhnend die Arme sinken, während Marcelle, wie stets, ihre Geistesgegenwart bewahrte, zur Thüre sprang, diese nicht nur schloß, sondern auch noch den Schlüssel umdrehte und dann totenbleich zum Tisch zurückkehrte. Ihre großen, klugen Augen auf Mikel richtend, murmelte sie: „Sprich leise! Um der Barmherzigkeit willen, sprich leise.“

„Er lebt und ich habe ihn durch Zufall entdeckt,“ fuhr Grallon heiser fort. „Es ist wahr, daß ich schon lange den Verdacht hegte, aber jetzt weiß ich's mit Bestimmtheit.“

„Heilige Mutter Gottes, schütze uns! Rohan lebt!“ jammerte die Witwe fassungslos.

Der Korporal hatte sich mittlerweile von seiner Erstarrung soweit erholt, daß er keuchen konnte: „Mikel Grallon, bist du betrunken oder kommst du nüchtern, um uns mit einer Püge aus der Fassung zu bringen? Krähenseele, nimm dich in acht! Wehe dir, wenn du erst meinen Zorn kennen lernst, Bursche!“

„Sprich leiser!“ flehte Marcelle. „Bedenke doch, Dunkel, wenn irgend ein Nachbar es hörte!“

„Ich schwöre bei den Gebeinen des Heiligen Gildas, daß Rohan lebt! Ich kenne sein Versteck und ich habe ihn mit meinen leibhaftigen Augen gesehen,“ versicherte Grallon mit geheimer Schadenfreude.

„Vielleicht seinen Geist,“ stöhnte die Witwe. „Er ist eines

gewaltsamen Todes gestorben und seine arme Seele findet keine Ruhe.“

„Ich gehöre nicht zu jenen, die Gespenster zu sehen pflegen und kenne den Unterschied zwischen einem Geist der Luft und einem Menschen von Fleisch und Blut. Was ich Euch sage, Mutter Derval, ist so wahr wie das Evangelium. Rohan verbirgt sich in der Kathedrale des Heiligen Gildas.“

„In der großen Kathedrale?“ fragte der Korporal, noch immer ungläubig.

„Ja, dort oder in der nächsten Nähe, dessen bin ich sicher. Ich bin dreimal seiner Spur gefolgt und dreimal ist er in der Kathedrale verschwunden. Ich war immer allein, so daß ich ihm nicht zu nahe kommen wollte, denn er ist ja ein Ver zweifelter. Einmal hätte ich ihn beinahe gefaßt, aber er kletterte wie eine Ziege über die steilsten Abhänge, so daß ich ihm nicht folgen konnte.“

Onkel Ewen war von dieser Hiobspost ganz fassungslos; die Nachricht von dem Absturz seines Neffen war im Vergleich zu dieser, daß er noch lebe, angenehm; denn wenn er wirklich lebte, mußte man ihn ja noch immer als Deserteur verfolgen, als Hochverräter verachten und, wenn man ihn faßte, erschiefen. Ewen war einfach von Entsetzen gelähmt. Wie oft hatte er sich in der letzten Zeit im stillen schwere Gewissensbisse über seine übermäßige Härte und Strenge gegen Rohan gemacht und zärtlich des Toten gedacht! Wie oft war er sich, wenn niemand es sehen konnte, mit dem Armel über die feuchten Augen gefahren, denn der arme garz war ihm ebenso ans Herz gewachsen wie seine Buben, und jetzt sollte er vergebens getrauert und bereut haben! Und das Familiengespenst sollte von neuem seinen Spuk beginnen — das war doch rein zum Verstand verlieren! Diese Schmach!

Marcelle allein wuchs mit den Verhältnissen. Sie gehörte zu jenen seltenen Frauen, die mehr fühlen als denken und deren Gefühl die Gestalt raschen Handelns annimmt. Ihre Augen waren so fest und fragend auf Grallon gerichtet, daß

er zu zittern und sich ganz unbehaglich zu fühlen begann. Sie schien damit beschäftigt, die Seele dieses Menschen zu erforschen, und als sie dieses nicht gerade schwierige Problem gelöst zu haben glaubte, fragte sie entschlossen: „Witel Grallon, sag' die Wahrheit, hast du dies auch anderen Leuten erzählt?“

Er verneinte in sichtlich Verwirrung.

„Wenn du es nicht gethan hast, liegt sein Leben in deiner Hand. Wenn er durch deine Schuld entdeckt wird, komme sein Blut über dein Haupt und der Herr im Himmel strafe dich!“

„Andere können ihn ja ebensogut gesehen haben wie ich. Ja, ich hörte Pipriac erst dieser Tage sagen, daß er einen Verdacht habe. Du darfst nicht mir die Schuld beimessen, wenn man ihn findet, denn andere Leute haben auch Augen wie ich. Seit jener Vision in der Kathedrale sind sie auf der Lauer, denn es ist jetzt klar erwiesen, daß es nicht der Heilige gewesen, sondern ein gewöhnlicher Sterblicher — Rohan Gwensfern.“

All das sagte er mit zu Boden gesenkten Blicken und so schuldbehafteter Miene, daß Marcelle sich kein zu günstiges Urtheil über die Rolle, die er spielte, bildete. Sie sah ihn wieder so forschend an, daß er sich im stillen die bittersten Vorwürfe machte, persönlich die Nachricht überbracht zu haben. Er hatte aber einen furchtbaren Zornausbruch des alten Derval erwartet und sich vorgenommen, die Rolle des tröstenden und mitleidenden Familienfreundes zu spielen. Statt dessen betrachteten ihn alle voll Mißtrauen und Entsetzen und machten ihn für die Folgen verantwortlich, weil er sich durch sein unsicheres Benehmen verraten hatte.

„Das ist geradezu unglaublich!“ rief Derval. „Sich zwischen den Klippen zu verstecken! Der Kerl muß ja dort verhungern!“

„Das sollte man meinen; aber ich habe Mutter Gwensfern öfter mit einem Körbchen auf dem Arm die Richtung einschlagen gesehen. Und dann ist Rohan nicht wie ein anderer Mensch; er ist gewöhnt, tagelang unter den Wasser-

vögeln und Kobben zu leben. Die nächste Frage ist, was hat nun zu geschehen?" schloß Mittel mit lauerndem Blick.

Der Korporal schwieg, Marcelle jedoch zog aus ihrem Nieder ein schwarzes Ebenholzkreuz heraus, hielt es Mittel hin und fragte mit fest auf ihn gerichteten Blicken: „Kannst du bei diesem geheiligten Kreuz schwören, daß du das Geheimnis niemandem verraten hast?“

„Ich habe die Entdeckung heute Morgen gemacht, wenn hätte ich es verraten können?“ erklärte er verlezt. „Wenn du es wirklich wünschst, Marcelle, bin ich bereit zu schwören.“

Die Vorsehung kam ihm zu Hilfe, so daß er davor bewahrt blieb, einen Meineid zu leisten, denn ehe Marcelle zu antworten vermochte, wurde von außen auf die Klinke gedrückt und als diese nicht nachgab, ertönten laute Schläge an der Thüre.

„Zum Teufel, öffnet sofort!“

Sogar der Korporal erbleichte, während Mutter Derval vor ihrem Spinnrad niedersank und Marcelle die Hand auf ihr wild pochendes Herz drückte. „Heilige Jungfrau, wer kann das sein?“ lispelte sie, schreckensbleich.

„Wahrscheinlich einer Eurer Nachbarn,“ beruhigte Mittel, dem das Herz aber nicht weniger in die Schuhe gesunken war als den anderen Anwesenden.

„Öffnet! Ich komme im Namen des Kaisers!“

Marcelle drehte den Schlüssel um, die Thüre flog auf und Pipriac stürmte mit all seinen Gendarmen ins Gemach. Seine Schnapsnase leuchtete förmlich vor Aufregung, seine Augen sprühten, seine kurzen Beinchen zitterten.

„Alle Teufel!“ brüllte er zornig. „Weshalb ist denn bei helllichem Tag die Thüre versperrt? Was geht hier vor, möchte ich wissen? Wo ist der Korporal?“

„Hier!“ rief der Alte, sich in Positur stellend, mit bebender Stimme.

„Ich bringe dir seltsame Nachrichten, die dich aus der Haut fahren lassen werden, Kamerad! Ich darf mich nicht

lange aufhalten, aber da ich gerade vorbeikam, wollte ich sie dir selber melden, ehe du sie aus anderem Munde vernimmst.“ Dabei streifte er Nikel mit einem verächtlichen Blick, den Marcelle auffing. „Guten Tag, Mutter Derval! Habe ich Euch erschreckt? Du hier, Nikel Grallon? Du mußt uns begleiten, ich habe Wichtiges mit dir zu besprechen, mein braves Bürschchen!“

„Was giebt's, Kamerad?“ brachte der Korporal heiser hervor. Die Stimme schien ihm versagen zu wollen.

„Was es giebt? Nun denn, die Toten erstehen auf! Hahaha! Was sagst du dazu? Die Wunder hören nicht auf und du, mein Alter, wirst nicht wissen, ob du dich freuen oder grämen sollst. Dein Nefse, der Deserteur, ist nicht verunglückt! Corbleu, er hat eine Katzennatur — er lebt und wir sind ihm auf der Spur.“

Während der ganzen Zeit hatte Marcelle kein Auge von Grallon gewandt, der unter ihrem Inquisitorenblick immer verlegener und unsicherer wurde. Jetzt trat sie ganz dicht an den Sergeant heran und fragte voller Spannung: „Woher wissen Sie, daß er lebt? Haben Sie ihn mit eigenen Augen gesehen?“

„Nein, aber andere wollen ihn gesehen haben und haben uns die Meldung gemacht. Verflucht, Mädel, du durchbohrst mich ja mit deinen Blicken! Und wie blaß du bist, armes Ding!“

„Man hat Ihnen also Meldung gemacht?“ fuhr sie unbeirrt fort.

„Ja doch! Ist das so merkwürdig? Ehrliche Schurken giebt es genug —“ wieder streifte sein Blick Nikel; „ein solcher hat den armen Teufel in seinem Versteck aufgestöbert und es uns gemeldet. Wer es war, wirst du von mir nicht erfahren, aber wenn es der Böse selbst gewesen wäre, so bekäme er seine Belohnung. Grollet dem alten Pipriac nicht, daß er seine Pflicht erfüllt, die ihm schwer genug wird; aber jetzt darf ich nicht länger weilen. Das Bajonett aufgepflanzt,

ihr Bursche und vorwärts — marsch! Auch du, Grallon, mußt uns begleiten. Wo sind Alain und Zannick?“

„Auf dem Fischfang,“ stotterte Mutter Derval.

Die Gendarmen marschierten hinaus. Auch Grallon wollte die Schwelle überschreiten, aber Marcelle hielt ihn zurück. Er blieb stehen, wagte aber nicht, seinen schuldbewußten Blick vom Boden zu erheben. Der Korporal war in den Stuhl zurückgefunken und hielt sich den Kopf mit beiden Händen, wie in einer Erstarrung.

„Mikel Grallon, ich habe dich durchschaut!“ sagte Marcelle, mit flammenden Blicken. „Du kannst mich nicht mehr hintergehen. Du bist der ehrliche Schurke — ein Elender, nicht wert, daß dich die Sonne bescheint. Tag und Nacht bist du auf der Lauer gelegen und hast ihn wie ein Wild zu Tode gehehzt. Wenn man ihn findet, wirßt du das Blutgeld einheimfen. Ja, du hast ihn verraten und du hattest noch das Gesicht, herzukommen und Dunkel mit einer Lüge zu hintergehen, damit deine Schlechtigkeit nicht an den Tag komme. Pfui über dich! Möge Gott dich strafen, wie du es verdienst!“

„Das ist falsch!“ rief Mikel auffahrend.

„Du bist falsch! Du warst falsch gegen meinen Dunkel, falsch gegen meinen armen Better, falsch gegen mich! Ich habe dich stets gehaßt, aber jetzt verachte ich dich auch! Wisse, wenn ich ein Mann wäre, Mikel Grallon, du würdest diese Schwelle nicht mehr lebend überschreiten! Leider bin ich nur ein schwaches Weib und kann nichts anderes sagen als: wage es nie wieder, mir unter die Augen zu treten, elender Verräter!“

Marcelles Worte trafen ihn wie Peitschenhiebe; unter ihren verachtungsvollen Blicken entfernte er sich wie ein geschlagener Hund. Nur in seinen listigen Augen loderte ein unheimliches Feuer. Der Zorn und die Empörung hatten Marcelle aufrecht erhalten; kaum hatte sich aber die Thüre hinter Mikel geschlossen, als sie mit einem wilden Schrei, zum zweitenmal in ihrem Leben, bewußtlos zu Boden sank.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Menschenjagd.

Draußen zwischen den Klippen, auf halbem Wege zwischen dem Gipfel des Abgrundes und dem wellenbespülten Felsgestein am Strande, sitzt ein Mann so still und bewegungslos, daß man ihn für einen Teil des Felsens halten könnte.

Es ist einer jener schwülen Sommernachmittage, an denen der Horizont von seinem eigenen Atem umwölkt ist. Kein Lüftchen regt sich, man hört meilenweit das Brausen des Meeres. In dem schrillen Schrei der blaurückigen Möwe, die bedächtig über den Wasserrand segelt, liegt etwas Ergreifendes. Der Mann sitzt in einer kleinen Nische; ein schwindeliger Pfad führt zu den Felsen hinunter, aber der über seinem Haupte hängende Abgrund ist vollständig unzugänglich. Kaum hundert Schritte entfernt, erhebt sich die vom Himmelszelt überdachte, große natürliche Kathedrale. Von seinem Sitze aus sieht er den durch die Flut gebildeten smaragdnen Boden derselben. Über der Kathedrale flattern gleich Schmetterlingen, ein leises Getreisch ausstößend, zahllose Möwen. Die Sonne hat sich versteckt, aber der matte Purpur, der den westlichen Horizont begrenzt, deutet darauf hin, daß sie im Sinken ist. Weit draußen, auf dem offenen Ocean, gleiten Fischerboote wie dunkle Punkte auf der glasigen Fläche dahin. Es ist ein heißer, dunstiger Tag.

Seit vielen Stunden lauert der Mann in seiner Nische, lauschend und wartend. Plötzlich bewegt er sich und wirft das Haupt zurück wie ein aufgeschrecktes Wild, seine ängstlichen, gierigen Augen blicken zu der schwindeligen Klippe über seinem Haupte empor. Hoch oben flattert etwas, entweder eine flinke weiße Möwe oder ein Taschentuch. Kaum hat er es erblickt, als er sich kerzengerade erhebt, Zeigefinger und Daumen an die Zähne legt und einen schrillen Pfiff ausstößt. Wer ihn in diesem Augenblick gesehen hätte, würde tiefes Mitleid mit

dem Armsten empfunden haben, denn er ist barhaupt, der Bart lang und verwildert, das den Elementen ausgesetzte Antlitz gebräunt, die Kleidung zerfetzt — sie besteht übrigens nur aus den landesüblichen kurzen Beinkleidern und einem bunten Hemd, das kaum mehr diesen Namen verdient. Er sieht eher einem gehezten wilden Tier aus der Urzeit ähnlich als einem ruhigen, friedlichen Bürger.

Ausblickend, sieht er vom Gipfel des Felsens Etwas rasch an einem Seil heruntergleiten, er streckt gierig die Arme danach aus und hält bald ein kleines Körbchen in den zitternden Händen, dem er ein Stück Schwarzbrot, ein Stück gewöhnlichen Käse und ein kleines Fläschchen Branntwein entnimmt. All dies legt er neben sich auf das Gestein und zieht das Seil sanft wieder an. Im Nu steigt das Körbchen in die Höhe, er aber macht sich eilig daran, seinen lebhaft knurrenden Magen zu befriedigen. Nachdem er sein kärgliches Mahl beendet, bindet er die Reste sorgfältig in ein Tuch, das er bis dahin um den Hals geschlungen hatte. Der Branntwein bildet sein *bonne-bouche*, denn er schlürft nur tropfenweise davon, als ob jeder Tropfen kostbar wäre; thatsächlich ist er es auch, denn er erweckt neues Leben in dem halbverhungerten Körper. Nachdem er eine kleine Ration bedächtig hinuntergeschlürft hat, verbirgt er seine kostbaren Schätze auf der Brust. Er scheint es durchaus nicht eilig zu haben, denn er hält nun seine *Siesta* und läßt seine neubelebten Blicke ruhig über die abendlich beleuchtete Landschaft schweifen. Ein träumerischer Ausdruck liegt in seinen sanften Augen, der im krassen Widerspruch zu den verängstigten, abgekehrten Linien seines Gesichtes steht.

Plötzlich springt er wie ein erschreckter Hase von seinem Sitze auf. Aufrecht stehend, horcht er mit angehaltenem Atem in die Höhe; Laute, erschreckender als Meeresgebrüll, dringen an sein Ohr — menschliche Stimmen! Namenloses Entsetzen spiegelt sich auf seinen Zügen. Er springt und klettert wie ein Gemsbock den halbsprecherischen Pfad zum Strande hinab. Ein von oben dringender Schrei veranlaßt ihn, einen Augen-

blick stillzustehen und hinaufzublicken. Über dem Abhang starren einige menschliche Gesichter zu ihm hinab. Er wankt und alles dreht sich im Kreise mit ihm herum, doch faßt er sich rasch wieder und gleitet ruhig weiter. Er weiß nun, daß ihn seine Verfolger entdeckt haben und seine Spur unbarmherzig weiter verfolgen werden. — — —

Sergeant Pipriac und seine Gendarmen hatten, nachdem sie das Haus Dervals verlassen, sofort den Weg zu dem großen Menhir eingeschlagen und waren von dort über das grüne Plateau auf die Felspitze gelangt. Mikel Grallon schritt, in ein lebhaftes Gespräch vertieft, an der Seite des Führers, während eine aufgeregte Gruppe von Dorfbewohnern — Männer, Weiber und Kinder — hinter ihnen hertröteten. Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie mit der alten Swenzfern zusammentrafen, die, ein Körbchen auf dem Arm, erschöpft und bleich des Weges kam. Ohne viel Federlesens erklärte ihr Pipriac den Zweck seines Streifzuges: „Aha, haben wir dich endlich erwischt, Mutter Luise? Alle Teufel, den alten Pipriac hintergeht man nicht so leicht, obgleich du mich für blind und dumm gehalten hast! Was hast du in dem Körbchen? Heraus mit der Sprache! Woher kommst du? Zum Henker, bleib' stehen und antworte! Wo hält sich dein sauberer Sohn versteckt? Der Kaiser ist um seine Gesundheit besorgt.“

Die alte Frau erbleichte, ihre Lippen färbten sich blau; sie hielt den scharfen Blicken des Sergeanten tapfer stand, aber kein Wort drang aus ihrer Kehle.

„Du scheinst stumm geworden zu sein, Mütterchen! Nun, wir werden Mittel finden, deine Zunge zu lösen. Pass' auf, es wird deine Schuld sein, wenn du den alten Pipriac dazu zwingst, streng mit dir zu verfahren, denn du warst nicht ehrlich mit ihm und hast ihn zum Narren gehalten. Geschichten wie diese können nicht in aller Ewigkeit geheim bleiben; der Kaiser hat eine lange Nase und riecht die Spur von Deferteuren. Verflucht! Hofftest du altes Weib, den Kaiser auf

die Dauer betrügen zu können?“ schrie er mit erheucheltem Zorn.

Pipriac war trotz seiner scheinbaren Grausamkeit und Brutalität kein schlechter Mensch; er hätte viel darum gegeben, nicht auf Mohan Jagd machen zu müssen, und es ärgerte ihn, der alten Frau, die er von Herzen bedauerte, begegnet zu sein. Er sprach in so barschem Ton mit ihr nur um sein Mitleid zu verbergen und untersuchte brummend das leere Körbchen, welches er ihr mit einer komischen Grimasse zurückgab. Sie ließ alles stumm über sich ergehen, nur ihre matten grauen Augen drückten übermenschliche Qualen aus und ließen vermuten, was dieses starke Mutterherz litt.

Als Pipriac an der Spitze seiner Mannschaft weiter marschierte und einige mitleidige Frauen aus dem Dorfe sich ihr angeschlossen, um sie nach Hause zu begleiten, kam noch immer kein Wort über ihre Lippen. Sie hatte Wichtigeres zu thun — sie betete inbrünstig zu Gott, der ihren Sohn bisher so gnädig beschützt hatte, ihn auch in dieser Stunde der höchsten Gefahr nicht zu verlassen.

Die meisten der Nachzügler blieben zurück, als der Weg beschwerlich wurde, nur Grallon und einige junge Bursche, nicht gerade Freunde Mohans, begleiteten Pipriac und seine Leute bis zum Rande des Abgrundes. Sie waren ihrer im ganzen zwanzig und alle, mit Ausnahme Michel Grallons, hielten Mohan für einen verweichlichten Feigling, wenn er nicht, wie Pipriac mit aller Bestimmtheit behauptete, ein gefährlicher Irresinniger war, der für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden konnte.

Niemals hatten die gigantischen Klippen und Felsen so furchtbar und drohend ausgesehen wie an jenem schwülen, von keinem Lüftchen bewegten Tage. Die unheimliche Ruhe in der Natur erhöhte noch den Eindruck der Trostlosigkeit und Einsamkeit. Wie von einem Erdbeben zerrissen und von dem ewig nagenden Salzwasser in phantastische Formen gestaltet, hoben sich die Felsen und Riffe gespensterhaft von dem bleigrauen

Himmel ab, so daß die Leute, die über das Plateau hinweg-eilten und hie und da einen Blick in die schwindelerregende Tiefe warfen, ein ungeheures Gräbermeer zu sehen vermeinten mit moosbewachsenen, seltsamen, in allen Farben schillernden Granitgrabsteinen, über denen eine Legion weißer und silbergrauer Möwen kreiste.

So oft Pipriac hinabblicken wollte, erfaßte ihn ein heftiger Schwindel und er zog sich mit einer Verwünschung zurück. Mittel Grallon, an diesen Anblick gewöhnt, faßte die Sache schon kühler an, aber auch er hütete sich wohlweislich, sich dem Abgrunde zu sehr zu nähern, dessen Rand an manchen Stellen geradezu lebensgefährlich war, denn das Gestein bröckelte sich unter dem eisglatten Rasen leicht ab.

Plötzlich blieb Mittel stehen und gebot Halt. Sie hatten eine Stelle erreicht, wo die Klippe in eine Art Vorgebirge verlief: „Die Kathedrale befindet sich direkt unter unseren Füßen, ich will mich einmal vorneigen und sehen, ob ich etwas erspähen kann!“

Gesagt, gethan! Er warf sich auf den Bauch und kroch vorsichtig auf allen vieren, bis sein Gesicht über den Rand hinweglugen konnte. In dieser Lage verblieb er so lange, daß Pipriac die Geduld verlor und ihn ärgerlich anschnauzte, was es denn da unten zu sehen gebe. Mittel wandte ihm sein käseweiß gewordenes Gesicht zu und winkte ihn herbei. Sofort warfen Pipriac und drei der Gendarmen ihre Flinten zu Boden, nahmen ihre Dreimaster ab und krochen ebenfalls auf allen vieren der Stelle zu.

„Ist er das?“ brummte Pipriac.

„Seht doch!“ rief Grallon erregt.

Im Nu hingen vier Köpfe über dem Abgrund und vier Paare Augen starrten entsetzt, mit dem Ausdruck der höchsten Ver- und Bewunderung, in die bodenlose Tiefe. Das war der Augenblick, in welchem Rohan Swenfern, von den zu ihm hinabdringenden menschlichen Stimmen aufgeschreckt, von seinem gefährlichen Sitze aufsprang und in die Höhe blickte. Er

sah, von oben gesehen, wie ein Zwerg aus, der an Stellen einherschritt, die selbst einer Fliege keinen festen Halt zu bieten schienen, geschweige denn einem menschlichen Fuße. Den vier Lauernenden oben entrang sich unwillkürlich ein Schreckensruf, als Rohan zu wanken begann, ehe er ruhig seinen Weg fortsetzte.

„Der Bursch hat den Teufel im Leibe! Kein Sterblicher könnte ihm das nachmachen, ohne sich das Hirn an dem Gestein zu zerschellen!“ leuchte der Sergeant, sich den Angstschweiß von der Stirne wischend.

„Das war ein furchtbarer Anblick!“ rief der Gendarm Pierre.

„Kein Mensch wird es wagen, ihm zu folgen,“ bemerkte André.

„Unfinn!“ schrie Mittel Grallon. „Er kennt eben die Wege besser als ein anderer und klettert wie eine Ziege — das ist alles! Nun wißt ihr auch, warum er sich damals nicht das Genick gebrochen hat, als ihr ihn für verunglückt ausgabt. Na, jetzt werdet ihr ihn wohl bald beim Kragen haben und seinen Schlichen ein Ende bereiten.“

„Wir verlieren mit diesem unnützen Geschwätz kostbare Zeit,“ meinte Pipriac, Mittel keinen besonders freundlichen Blick zuwerfend. Der Spion fing an, ihm geradezu verhaßt zu werden. „Wir müssen uns beeilen, die Triffinesleiter zu erreichen. Vier von euch, Nicole, Jan, Bertram und Hoël, werden hier oben bleiben und aufmerksam Wache halten. Aber merkt euch, es darf kein Blut fließen! Trachtet, falls er heraufklettern sollte, ihn lebend zu erwischen.“

„Wenn er aber Widerstand leistet?“ fragte einer der Männer.

„Zum Teufel, ihr seid vier gegen einen Wehrlosen. Ihr anderen, vorwärts! marsch! Komm, Grallon!“

Sie waren noch keine hundert Schritt gegangen, als der Sergeant einen Schrei ausstieß und zurückfuhr, denn aus einer Einbuchtung war plötzlich ein lebendes Wesen herausgesprungen und stand jetzt am äußersten Felsrande, die Gesellschaft mit erschrockenen Blicken anstarrend. Es war Jannedit.

„Herr Gott, bin ich erschrocken!“ leuchte Pipriac. „Und das vor einer dummen Ziege!“

„Sie gehört der Mutter des Deserteurs,“ bemerkte Grallon, „und ist ein abscheuliches Ding, nicht einmal der Gottseibeiuns kann pffiffiger sein. Ich hatte schon wiederholt die Absicht, ihr mit meinem Messer den Garau zu machen, wenn ich sah, wie Kohan Gwensfern das dumme Vieh liebte, als ob es ein Christenmensch gewesen wäre.“

Jannedit hatte sich gar bald von ihrer Überraschung erholt und trabte ruhig an der Gruppe vorbei. Einen Moment schien sie willens, den sie mit ihren Bajonetten stoßenden Gendarmen die Kraft ihrer Hörner zu zeigen, aber sie besann sich eines Bessern, als sie die Übermacht sah, schüttelte nur zornig das Haupt und ging ihres Weges. Es war bereits ziemlich dunkel geworden, als die Leute, die Triffinesleiter hinabklettern, endlich den Strand erreichten. Sie fanden unter Grallons Führung keine Spur von dem Flüchtling. In seinem Eifer versuchte Mittel sogar, den halsbrecherischen Weg emporklimmen, den Kohan vor ihren Augen hinabgestiegen war; aber es blieb bei dem Versuch, denn er wagte es kaum, vierzig bis fünfzig Fuß hoch zu klettern und fand es dann angezeigt, sich den Gendarmen wieder auf festem Boden anzuschließen.

„Wenn man eine Fliege wäre, könnte man ihm vielleicht folgen; er wandelt ja auf Wegen, die vor ihm sicherlich noch kein menschlicher Fuß betreten!“ knurrte der Sergeant.

„Er kann auf keinen Fall weit sein,“ versicherte Mittel, „denn hinter der Kathedrale führt nicht einmal ein Pfad, den eine Ziege erklettern könnte. Wir müssen ihn in der Kathedrale selbst suchen, zum Glück verläuft sich die Flut soeben.“

Es dauerte aber doch noch eine gute Stunde, ehe sie das Thor halbwegs trockenen Fußes zu passiren vermochten. In der ungeheuern Kathedrale umging sie tiefe Finsternis, nur einige verfrühte Sterne blitzten vom Firmament hinab. Selbst Pipriac, der weder von Natur noch durch Erziehung abergläubisch war, überließ ein geheimes Gruseln. Die lautlose

Stille, die nur durch das über den Moosvorhang rieselnde Wasser und durch das zeitweilige furchtsame Gekreisch der Seevögel unterbrochen wurde, wirkte geradezu lähmend auf die Sinne. Die Königin der Nacht hatte ihre Herrschaft angetreten, man vermochte keinen Schritt weit zu sehen. Dicht an die Wand geschmiegt, saßen in Reih und Glied die schwarze Scharben, die, von den ungewohnten Fußstritten aufgeschreckt, im Dunkeln aufschlatterten.

Die Leute sprachen im Flüsterton und krochen nur vorsichtig weiter.

„Wenn wir doch eine Fackel mitgebracht hätten!“ jammerte Pierre.

„Man könnte glauben, daß der Teufel in dieser verdammten Finsternis sein Spiel treibt,“ brummte Pipriac giftig. Am liebsten wäre er Grallon an den Hals gefahren. Dieser bekreuzigte sich und lispelte: „Gott schütze uns vor dem Bösen! Doch horcht, was war das?“

Eine Taubenschar flatterte aus irgend einer dunkeln Grotte hoch in die Kluft.

„Das ist wirklich ein verwünschter Ort, man sieht ja seine eigene Nase nicht! Man könnte ebensogut in dem großen Ocean eine verlorene Nadel suchen! Wenn Gott mich als Ziege oder Eule erschaffen hätte, dann könnte ich dieses Werk zu Ende führen, so aber ist's verlorene Zeit! Wir wollen trachten, je eher, je lieber wieder mit heilen Gliedern herauszukommen,“ brummte Pipriac. „Rehrt euch!“

Der Rückzug wurde in aller Stille angetreten und erst als alle wieder den Strand erreicht hatten und festen Boden unter sich fühlten, atmeten sie erleichtert auf. Michel Grallon beharrte standhaft bei seiner Ansicht, daß Rohan in der Nähe sein und daß man die ganze Nacht Wache halten müsse, damit der schlaue Fuchs nicht wieder entwijsche.

Pipriac schnaubte innerlich vor Wut, denn er hätte sich am liebsten mit seinen Leuten sofort zurückgezogen, um der Nachtruhe zu pflegen und die Nachforschungen erst am Mor-

gen fortzusetzen. Trotz seiner Pflichttreue hätte er dem Deserteur auch ganz gerne die Möglichkeit einer zweiten Flucht geboten, aber etwas in den Augen Grallons lehrte ihn, vor diesem Menschen auf der Hut zu sein, der Rohan mit solcher Standhaftigkeit verfolgte. Er würde sich wahrscheinlich kein Gewissen daraus machen, Pipriac höheren Ortes wegen Pflichtver säumnis anzuzeigen. Es wurde also beschlossen, sowohl die Kathedrale wie auch die umliegenden Klippen während der Nacht streng zu bewachen. Wutschnaubend verteilte der Sergeant seine Mannschaft, dann zündete er sein Pfeisichen an und begab sich selbst auf seinen Posten. Aber die Nacht verstrich ohne jedes weitere Ereignis. Infolge des sich erhebenden heftigen Seewindes und der darauffolgenden kalten Regengüsse verloren die Gendarmen die Geduld; die Dorfleute — bis auf Grallon — hatten sich ohnehin schon längst zurückgezogen und die Schultern gezuckt über das, was sie eine vergebliche Wildgansjagd nannten.

Nach dem Rücktritt der Flut führte Mittel die Häsher in die Kathedrale zurück, die jetzt ganz hell und freundlich aussah, so daß sie alle Nischen und Spalten in den roten Granitwänden mit ihren aufgepflanzten Bajonetten durchstöbern konnten, ohne jedoch eine menschliche Seele zu finden. Mit jedem neuen Schritt verschlimmerte sich die Laune Pipriacs und seiner Mannschaft.

„Tous les diables!“ brüllte er endlich wütend, „man kann hierher kommen, um Krebse zu fangen, aber ich kann kein Versteck entdecken, das geeignet wäre, mehr als einen Vogel zu beherbergen! Und deshalb seine Nachtruhe und seinen Morgentrank zu opfern! Man sieht es ja an diesen Granitwänden klar und deutlich, daß die Hochflut fast über Manneshöhe den verfluchten Raum erfüllt; und was die Nischen und Spalten betrifft, nun, nur eine Eidechse könnte hinaufstriecken, denn die Wände sind ja glatt und schlüpfrig wie Gras. Bei den Gebeinen des heiligen Gildas, hier ist kein Deserteur versteckt! Gehen wir!“

„Halt!“ schrie Mittel außer sich.

„Himmelsakrament, was nun?“ fuhr Pipriac zornig auf.

„Ihr habt noch nicht überall gesucht.“

„Du bist ein Efel! Wo sollen wir denn noch suchen? Vielleicht in deiner verdammten Gurgel?“ schrie der Sergeant wütend.

„Nein; aber dort oben — im Trou,“ entgegnete Mittel gleichmütig.

Während Pipriac ärgerlich in die trichterartige Öffnung starrte, von der Rohan zu Anfang der Erzählung Marcelle berichtet hatte, daß sich dort hoch oben eine bequeme Grotte befände, flog eine Taubenschar hinein, flatterte aber sofort wieder hinaus.

„Habt ihr das gesehen?“ wandte sich Mittel an die Leute.

„Was denn, du kluger Fischer?“ brummte Pipriac.

„Die wilden Tauben! Sie flogen in den Trichter, flatterten aber sofort wieder hinaus.“

„Was weiter?“

„Die Grotte muß also bewohnt sein.“

Pipriac stieß einen derben Fluch aus und seine Leute sahen einander verblüfft an, während Grallon selbstgefällig schnunzelte.

„Aber das ist rein unmöglich!“ rief der Alte endlich. „Die Wände sind glatt und flach wie meine Hand und das Moos ist so schlüpfrig, daß kein Mensch hinaufklettern könnte, und was den Zugang von oben betrifft, sperr' doch deine listigen Spionsaugen auf und sieh', wie zerklüftet das Gestein ist. Wenn er dort oben ist, nun, dann ist er ein Teufel und wenn er ein Teufel ist, mag ich nichts mit ihm zu schaffen haben. Basta!“

Auf den ersten Blick schien es wirklich unglaublich, daß ein menschliches Wesen von oben oder unten in die Grotte — wenn es dort oben eine Grotte gab — gelangen konnte, ohne eine Leiter oder ein Seil zu Hilfe zu nehmen. Aber der mit der Örtlichkeit besser vertraute Grallon erklärte, daß ein Auf-

stieg, obgleich im höchsten Grade beschwerlich und gefährlich, für einen geübten Turner nicht unmöglich sei. In der entferntesten Ecke der Kathedrale, in nächster Nähe des sogenannten Altars, sei die Wand hart und trocken und weise hie und da kleine Vorsprünge auf, die für Hände und Füße des Aufsteigenden als Halt dienen könnten.

„Ich sage euch, ihr Leute, die Sache ist möglich! Man braucht nur Füße und Hände gegen diese Vorsprünge zu stemmen — — —“

„Wohlan, ich sehe, daß du ein waghalsiger Bursch bist,“ unterbrach ihn der Sergeant, „und die Sache gründlich weg hast. Zeige uns, wie man's macht und, bei der Seele des Kaisers, wir folgen dir nach!“

„Ich sage Ihnen, Sergeant, er ist oben,“ beharrte der erschrockene Fischer.

„Und ich wiederhole dir, daß wir dir folgen wollen, wenn du uns den Weg zeigst. Zum Teufel, du glaubst doch nicht, daß der alte Pipriac ein Hasenfuß ist? Vorwärts, mein sauberes Bürschchen, vorwärts! . . . Was, du willst nicht? Na, das wundert mich nicht, denn ich sagte ja schon, daß nur der Teufel das Kunststück fertig bringen kann, dort hinauf zu gelangen. Nichtsdestoweniger,“ fuhr er, zu seinen Leuten gewendet, mit Donnerstimme fort, „wollen wir versuchen, den Vogel zu überraschen. Pierre, du bist ein trefflicherer Schütze, nimm dir dort den Kamin zum Ziel. Feuer!“

Der Gendarm erhob seine Flinte und richtete sie auf das schwarze Loch hoch oben. In der nächsten Minute wiederhallte der Schuß tausendfach von den schroffen Granitwänden, zahllose Möwen und Tauben flatterten, von dem furchtbaren Getöse erschreckt, über den Köpfen der Anwesenden. Einen Moment hatte es den Anschein, als ob all diese Steinkolosse zusammenstürzen und die zwerghaften Gestalten unten zermalmen wollten.

„Noch einmal!“ kommandierte der Sergeant.

Das Getöse wiederholte sich, erneute Legionen von See-

vögeln flatterten erschreckt umher, aber kein anderes Zeichen ward sichtbar.

„Genug der Komödie!“ schrie Pipriac, ganz rot vor Verdruß. „Man hätte glauben können, daß der Himmel einstürzt. Ich sage, er ist nicht oben. Gehen wir!“

Die hinaufstarrenden Gendarmen stießen in diesem Augenblick einen Schrei der Überraschung aus, denn in der Öffnung des Kamins erschien ein unförmlicher Kopf, aus welchem zwei große leuchtende Augen verwundert in die Tiefe starrten. Nach genauer Beobachtung stellte es sich jedoch heraus, daß es kein menschlicher Kopf, sondern der einer Ziege sei, und zwar der der braven Sannedik, die, auf ihre beiden Vorderfüße gestemmt, zu fragen schien, was denn der ungewohnte Lärm da unten zu bedeuten habe. Grallon knirschte vor Wut und stieß die bösesten Verwünschungen gegen das arme Tier aus; Pierre riß sein Gewehr von der Schulter und zielte auf Sannedik, deren letztes Stündlein geschlagen zu haben schien; aber Pipriac schrie den Gendarmen an, die Ziege der armen Wittve zu schonen; dann wandte er sich voll Hohn an Grallon: „Also das ist dein Deserteur? Eine armselige Ziege mit Bart und Hörnern! Zum Teufel, sieh' doch, sogar das Tier lacht dich aus, ich sehe ganz deutlich die weißen Zähne blitzen.“

„Wenn die Bestie dort oben ist, kann auch ihr Besitzer nicht weit entfernt sein,“ antwortete der Fischer zornig. „Wenn ich doch nur eine Leiter hätte, dann würdet ihr alle schon sehen — — — Ich wollte mein Boot, meine Netze, alles, was ich besitze, darauf verwetten, daß der Kerl sich dort oben versteckt; aber er ist zu feige, sich zu zeigen. Was thäte die Ziege oben in dem dunkeln Loch, wenn ihr Herr nicht dort wäre? Ich bin nicht vergebens Tag und Nacht auf der Lauer gelegen und weiß bestimmt, daß er oben ist. Wenn er uns diesmal entwischt, ist es nicht meine Schuld, sondern die Ihrige, Sergeant Pipriac!“

Dieser hielt es nicht der Mühe wert, dem fanatischen Fischer zu antworten, sondern kommandierte zum Rückzug. Er und

seine Leute hatten fast den Ausgang erreicht, als plötzlich von oben eine feste, klare Stimme sagte: „Ja, Mikel Grallon, ich bin hier!“

Alle blickten vor Überraschung starr in die Höhe. In der Mündung des Trichters, des Kamins oder der Grotte — man nenne es, wie man wolle — stand, kerzengerade aufgerichtet, mit verwildertem Haar und Bart, zeretzter Kleidung, abgezehrt und halb verhungert, der Mann, nach dem sie sahn deten. Seine hohe Gestalt hob sich in dem hellen Sonnenschein scharf von dem dunkeln Hintergrunde ab, so daß man ganz deutlich die sich in seinen Zügen ausprägende seelische und physische Dual sehen konnte. Aber aus seinen Augen flammte noch eine andere Leidenschaft — der plötzlich erwachte Haß und die tiefste Verachtung. Und diese, wie heiße Kohlen glühenden Augen bohrten sich in diejenigen Mikel Grallons. Im ersten Augenblick schien es, als ob Rohan sich auf den Spion stürzen wolle, doch wäre das von dieser ungeheueren Höhe sein sicherer Tod gewesen. Er besann sich daher eines Besseren und blieb keuchend und zornsprühend in der schwarzen Mündung stehen, während Grallon unter den Flammenblicken sich vor Angst und Entsetzen in sich selbst verkroch. Pipriac und seine Leute starren die Vision wie betäubt an und waren unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Heilige Jungfrau, das ist er wirklich!“ keuchte endlich der alte Haudegen, nach Atem schnappend; dann rief er mit festerer Stimme hinauf: „Also dort oben bist du, mon garz?“

Rohan antwortete nicht und hielt seine Augen andauernd fest auf Mikel gerichtet.

„Wir haben lange auf dich gewartet und freuen uns, dich endlich zu Hause zu finden. Was thust du dort oben, so hoch in der Luft? Diable, es scheint, als ob du wie ein Vogel fliegen könntest! Sei gescheit, mein Junge, komm herunter und ergieb dich — im Namen des Kaisers fordere ich dich dazu auf!“

So parlamentierte Pipriac mit verlegener Miene. Die Gen-

darmen stellten sich in Positur, erhoben ihre Flinten, bereit, auf das Kommando ihres Führers loszufeuern. Es war eine sehr aufregende Scene; aber Rohan strich sich das wirre Haar aus den Augen, lächelte und rührte sich nicht von seinem exponierten Platz.

„Hörst du mich, Rohan?“ fuhr Pipriac erregter fort. „Ich werde, wenn du dich noch lange besinnst, nicht viel Worte mehr machen. Du hast das Spiel verloren, wir haben deine letzte Karte abgetrumpft und du kannst nur wenig dabei gewinnen, wenn du darauf beharrst, wie ein Vogel in seinem Neste dort oben zu bleiben. Ergieb dich, Rohan Gwensern, ergieb dich, damit wir nicht noch mehr unnütze Zeit verlieren!“

„Was wollt ihr von mir?“ fragte Rohan mit hoher Stimme.

„Was wir wollen?! . . . Hört ihn doch nur! . . . Zum Teufel, haben wir denn zu unserem Vergnügen Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um dich zu sünden? Das ist wirklich ein kostbarer Spaß, zu fragen, was wir von ihm wollen! Der Kerl macht sich über uns noch lustig! Im Namen des Kaisers, ergieb dich!“ schrie der jähzornige Pipriac. Wie auf Kommando erhoben alle Gendarmen die Flinten und riefen: „Ergieb dich oder wir schießen!“

„Ihr vergeudet vergebens eure Zeit, lebend werdet ihr mich nicht erwischen,“ lautete die feste, klare Antwort von oben.

„Unsin! Komm herab oder —“ hier blickte der Führer hilflos auf die steilen, glatten Granitwände — „oder wir kommen hinauf, um dich zu holen.“

„Kommet!“ entgegnete Rohan lachend.

Pipriac war ein Mensch, der unter seiner rauhen Hülle ein warmes Herz verbarg, aber eines vermochte er nicht zu extragen: sich lächerlich zu machen, und er hatte das unbestimmte Gefühl, als spiele er jetzt eine lächerliche Rolle. Das machte ihn nervös und suchstevenswild. Ein Gemisch der widersprechendsten Gefühle beherrschte ihn. Es verdroß ihn,

den Deserteur entdeckt zu haben, denn er bedauerte Rohan aufrichtig — war er doch der einzige Sohn seines besten Freundes! Dann sagte er sich, daß er während des ganzen Streifzuges mit Nachsicht und Milde verfahren sei, so daß er sich beinahe dem Verdacht ausgesetzt habe, nicht genug eifrig gewesen zu sein; ein bitterer Groll gegen Grallon sitieg in ihm auf, der ihn mit seinen Spiondiensten in diese Patsche gehetzt, ihm seine Nachtruhe geraubt und, was das Schlimmste von allem war, ihn um sein gewohntes Frühstück gebracht hatte. Seine Lippen lechzten förmlich nach einem guten Tropfen; dazu kam das herausfordernde Benehmen Rohans. Was Wunder, wenn ihn der Sähzorn übermannte und er, den Hahn seiner Flinte spannend, wutschnaubend hinaufrief: „Ich gebe dir eine Minute Bedenkzeit; wenn du dich bis dahin nicht ergiebst, schieße ich! Sei kein Narr; ich meine, was ich sage und werde dich niederknallen, als ob du eine Krähe wärst!“

Rohan rührte sich nicht. Er blickte mit überlegenem Lächeln auf seine Peiniger hinab. Wie er so da stand, mit gekreuzten Armen und zurückgeworfenem Haupte, bildete er eine gute Zielscheibe für die auf ihn gerichtete Flinte.

„Ich frage dich noch einmal im Namen des Kaisers, bist du bereit?“

„Ich werde mich niemals ergeben,“ lautete die bestimmte Antwort.

Noch ehe die Worte recht verhallt waren, krachte ein Schuß. Der Pulverdampf verzog sich und Rohan stand unverletzt und in derselben Haltung auf seinem Platze, als ob nichts geschehen wäre. Ob nun Pipriac absichtlich falsch gezielt oder ob die Kugel zufällig ihr Ziel verfehlt hatte, wer kann das genau wissen? Aber kaum sahen die Gendarmen, daß Rohan unverletzt geblieben, als sie wie ein Mann ihre Flinten erhoben und auf ihn richteten: „Salt!“ brüllte der Sergeant. „Wer feuert, ehe ich kommandiere, wird es büßen,“ und zu Rohan gewendet: „Du lebst noch? Vielleicht nimmst du doch Vermunft an und kommst ruhig herunter! Hör' mal, ich kann

dir nichts versprechen, aber ich werde für dich thun, was ich kann! Auf jeden Fall bist du verloren, wenn du dich weigerst, freiwillig herunterzukommen, denn du kannst uns nicht ent-rinnen, die Kathedrale ist von allen Seiten von unseren Leuten umzingelt. Ich gebe dir noch eine Minute Bedenkzeit — — —“

„Ich werde nie Soldat werden!“

„Dazu ist es ohnehin zu spät,“ bemerkte Grallon spöttisch, sich an Pipriac wendend. „Nun, ist er nicht ein Feigling?“

Jedes Wort drang klar und deutlich zu Rohan hinauf. Wieder schien es, als ob er sich auf seinen Feind stürzen wollte, aber er beherrschte sich mit fast übermenschlicher Willenskraft und richtete seine Antwort an den Sergeanten und seine Mannschaft: „Ihr vergeudet vergeblich eure Zeit. Vielleicht bin ich wirklich ein Feigling, wie der ehrenwerte Mikel Grallon behauptet; aber eins ist sicher: ich werde nie in den Krieg ziehen und mich nie lebend ergeben.“

„Lebend oder tot — du entrinnt uns nicht!“

„Vielleicht doch!“

„Sei vernünftig und glaub' dem alten Pipriac, du bist von allen Seiten umzingelt.“

„Wenn ich umzingelt bin, so seid ihr es auch!“ rief Rohan und begleitete seine Worte mit einem bitteren Lachen, das sich aus einem verzweifeltsten Herzen rang.

Wie von einer Viper gestochen, drehten sich alle um und siehe da — durchs Thor des heiligen Gildas wälzte sich schäumend und gurgelnd die Flut in die Kathedrale — noch einige Minuten und der Rückzug war abgeschnitten. Grallon stürzte, ohne sich weiter um Rohan zu kümmern, dem Ausgang zu. Pipriac, bei kleinen Provokationen leicht aus dem Häuschen geratend, verlor, wenn es sich um wirkliche Gefahren handelte, nie die Geistesgegenwart. Er wandte sich wieder ruhig der Grotte zu, aber Rohan war verschwunden.

„Zum Teufel, weg ist er! Macht nichts, wir wollen ihn zum Abschied mit einer Salbe bedenken. Feuert!“

Die Kathedrale wiederhallte von dem furchtbaren Flinten-
 geknatter; noch ehe der Pulverdampf verbraucht war, suchten
 die Gendarmen ihr Heil in der Flucht, denn die Kathedrale
 füllte sich immer höher mit der smaragdgrünen Flüssigkeit. Es
 war die höchste Zeit, denn sie mußten brusthoch im Wasser
 waten, ehe sie das trockene Plätzchen dicht an der Leiter des
 heiligen Triffine erreichen konnten, wo sie eine Schar neu-
 gieriger Männer, Weiber und Kinder erwartete. Unter diesen
 befanden sich auch die Brüder Derval und Marcelle. Sie hatte
 dem Drange ihres Herzens nicht widerstehen können und war,
 fast willenlos, wie im Traume, der Menge gefolgt. Mit
 Grauen hatte sie das Steigen der Flut beobachtet und als
 gar aus dem Innern der Kathedrale das donnerähnliche Ge-
 töse erklang, kauerte sie zu Tode erschrocken nieder. Was
 mochten die Schüsse zu bedeuten haben? Hatte man „ihn“
 entdeckt und verteidigte er sein Leben oder schossen sie ihn un-
 barmherzig nieder? Sie bedeckte ihr entsetztes Gesicht mit bei-
 den Händen und lauschte mit angehaltenem Atem, bis sie
 endlich das Plätschern des Wassers zum Aufblicken veranlaßte.
 Sie sprang, als sie die Gendarmen durch die Flut waten sah,
 erregt auf und beobachtete gespannt ihre Gesichter. Fluchend
 und pustend bahnte sich Pipriac einen Weg durch die kreischende
 und Fragen stellende Menge, aber weder er, noch seine Leute
 ließen ein Wort von dem Vorgefallenen verlauten. Nikel Gra-
 llon folgte ihnen auf dem Fuße und fühlte sich am Arm fest-
 gehalten. Argerlich wollte er den Zudringlichen abschütteln,
 erkannte aber, sich umwendend, Marcelle: „Sprich, Grallon,
 was ist geschehen? Hat man ihn gefunden? Ist er erschossen
 worden?“ keuchte sie in einem Atem hervor, bemüht, ihm mit
 ihren brennenden Augen auf den Grund der Seele zu blicken.

„Nichts von alledem! Er ist geborgen, drüben in der Kathe-
 drale des heiligen Gildas.“

„In der Kathedrale?“

„Ja, oben im Trou!“

Obgleich die Worte an Marcelle gerichtet waren, wurden

sie doch auch von den neugierigen Gaffern vernommen, die Kuße der Verwunderung und des Entsetzens aussießen. Marcelle, die den Arm Grallons krampfhaft umklammert gehalten hatte, ließ ihn jetzt los, so daß er seinen Weg fortsetzen und sich wieder den Gendarmen anschließen konnte, die in einiger Entfernung in eine Beratung vertieft standen.

Wie eine Quelle, die plötzlich ihr unterirdisches Gefängnis durchbricht, so brach sich die langunterdrückte Liebe Marcelles Bahn und sprudelte mit überwältigender Macht aus der Tiefe ihres Herzens empor. Sie vergaß alles um sich herum, nur das eine nicht, daß Rohan lebte und daß er sein Leben gegen eine große Übermacht zu verteidigen hatte. Sie dachte im Augenblick nicht einmal daran, daß er sich gegen den Kaiser auflehne und sich weigerte, Soldat zu sein. Ihr Herz war nur von dem einen bejeligenden Gefühl erfüllt — er lebt! Noch vor wenigen Stunden hatte sie sich wie ein Schatten ihres früheren Ichs bewegt. Ihre Seele war von einem unaussprechlichen Schmerz erfüllt, etwas in ihr gestorben. Nun war es wieder zu neuem Leben erwacht. Sie, die stillergeben und wie erstarrt ihren Kummer getragen, schüttelte sich wie ein Baum im Sturme, als der erste Hoffnungsstrahl die Eiskruste ihres Herzens aufthaute.

Nicht ohne Stolz dachte sie jetzt an die Kraft ihres Liebsten, der sich bisher so tapfer verteidigt hatte. Ohne Waffen, in nächster Nähe des Feindes und es war ihm doch gelungen, zu entkommen! Irgend ein Zauber mußte ihn schützen — vielleicht liebte ihn der allgütige Gott doch und erbarmte sich seiner Not . . .

Die Nachricht, daß Rohan Gwensfern sich in dem schwarzen Loch der vom heiligen Gildas verfluchten Kathedrale versteckte, daß er seit vielen Wochen dort oben, von allen Menschen abgeschnitten, ein einsames Dasein friste, verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Dorfe. Alle Welt glaubte, daß der schreckliche Ort von Gespenstern und Geistern heimgesucht sei, die allnächtlich dort ihr Unwesen trieben. Selbst die beherztesten

Männer von Kromlax hatten es noch nie gewagt, die Kathedrale zur Nachtzeit zu betreten. Wer den Mut besaß, Nacht um Nacht dort zuzubringen, mußte entweder mit dem Bösen einen Bund geschlossen haben oder unter dem besonderen Schutze Gottes und aller Heiligen stehen.

Die Meinungen waren geteilt. Einige Schwarzzeher behaupteten steif und fest, Rohan müsse sich dem Teufel mit Haut und Haar verschrieben haben und dieser wache nun in dem „Teufelsnest“ oben über seinem Leben. Die Mehrheit aber neigte der Ansicht zu, daß Rohan unter dem Schutze eines guten Geistes — des heiligen Gildas selbst — stehe, denn es herrschte eine starke kaiserfeindliche Gegenströmung, die in unverkennbarem Mitleid mit dem Deserteur und in der Meinung, daß er unter göttlichem Schutze stehe, zum Ausdruck kam.

Pipriac entschloß sich nach kurzer Beratung mit seinen Untergebenen, sofort einen Boten nach St. Gurlott mit der Bitte um Verstärkung der Mannschaft zu entsenden. Die überschwennte Kathedrale wurde von allen Seiten umlagert, so daß eine Flucht aus dem „schwarzen Loch“ unmöglich schien.

„Er ist in der Falle,“ knurrte Pipriac, „und nur Gott oder der Teufel kann ihn retten.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Belagerung.

Während seine Verfolger Kriegsrat hielten, lag Rohan ruhig in seinem Versteck und dachte nicht an Flucht. Sie und da horchte er auf, aber der einzige Laut, den er vernahm, war das Gurgeln der Flut, die allmählich die ungeheure Kathedrale überschwennte. Einige Stunden lang wenigstens war er sicher geborgen. Denn solange die Flut anhielt, drohte ihm weder von unten noch von oben Gefahr.

Er lag in einer großen natürlichen Grotte, welche ins Herz eines Granitfelsens eingehauen schien und durch die in die Mündung des „schwarzen Loches“ oder Trichters dringenden Lichtstrahlen spärlich beleuchtet wurde. Große elliptische, mit seltsamem Moos bewachsene Bogen wölbten sich über seinem Haupte, während zu beiden Seiten die ebenfalls mit Moos bedeckten Wände in allen Farben des Regenbogens glitzerten — ähnlich dem von uns bereits beschriebenen Vorhang des „Altars.“ Die Grotte war geräumig und kühl wie die Gruft einer von Menschenhand erbauten Kathedrale; da und dort rieselten ganze Wasserströme von den Wänden herab und bildeten auf dem Boden tiefschwarze Pfützen. Die Luft war feucht und kalt und hätte einem weniger abgehärteten Menschen verhängnisvoll werden können. Rohan aber sog sie mit dem Behagen eines kühnen Tieres ein. In der trockensten Ecke der Grotte befand sich sein aus einer hohen Schicht Seegrass bestehendes weiches Lager, auf welchem er seit vielen, vielen Nächten der Ruhe pflegte. Mochte draußen auch Sturm und Wetter toben, er schlief hier ruhig und fest. Über seinem Lager hing ein Voglerhaken und ein winziges Öllämpchen, auf dem Boden lagen ein Paar Holzschuhe und daneben ein Stück Schwarzbrot.

In dieser abgeschlossenen Einsamkeit, oft in vollständigster Dunkelheit, hatte Rohan, wie gesagt, bereits viele Wochen zugebracht. Hätten nicht die ewigen Seelenqualen, die Angst vor dem Entdecktwerden seinen mächtigen Organismus erschüttert, das Einsiedlerleben am Busen der Natur würde ihm nichts angehabt haben und er wäre der alte, riesenstarke Rohan geblieben. Aber selbst die kraftvollsten Tiere magern ab und verlieren an Kraft und Ansehen, wenn sie in steter Angst vor Verfolgung leben. Was Wunder, wenn Rohan der Schatten seines ehemaligen Selbst geworden war — ein magerer, verwilderter, argwöhnischer Mensch, aus dessen großen, angstgefüllten Augen ein unerträglicher Seelenschmerz sprach. Er hatte sich, um das Maß voll zu machen, bei seinem letzten Gang

über den gefährlichen Klippenweg auch noch einen Fuß arg verstaucht, so daß er augenblicklich beim besten Willen nicht hätte entfliehen können.

Der Schlaukopf Mikel hatte ganz richtig vermutet, daß Mutter Gwensfern den Flüchtling heimlich mit Lebensmitteln versah. Zwei- bis dreimal wöchentlich trat die gebrochene alte Frau den beschwerlichen Weg an, auf welchem Mikel sie überrascht hatte. Ohne ihre Hilfe hätte Rohan notwendigerweise verhungern müssen, denn selbst der kräftigste Körper kann auf die Dauer nicht ausschließlich von Schellfischen und Hauttang, wie sie der Flüchtling nächtllicherweise aus dem Meere fischte, und von Vogeleiern leben.

Gegenwärtig war er nicht allein in der Grotte. Die Ziege Jannedik leistete ihm willkommene Gesellschaft und rieb von Zeit zu Zeit zärtlich ihren Kopf an seinen Knien, als ob sie ihn trösten und ihrer Zuneigung versichern wollte. Das brave Tier hatte ganz zufällig auf einem ihrer gewohnheitsmäßigen Streifzüge über die Klippen das Versteck ihres Herrn entdeckt. Als sie es einmal kannte, wiederholte sie ihre Besuche und nun verging kein Tag, an dem sie nicht, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit, gekommen wäre. Ihr Kommen und Gehen bildete für Rohan stets ein aufregendes Ereignis. Erstens fühlte er sich in ihrer Gesellschaft nicht gar so entsetzlich verlassen und unglücklich, und dann vermittelte sie, zwischen ihrem langen Haar verborgen, Botschaften an seine Mutter.

Seit der Flucht der Gendarmen aus der Kathedrale mochte ungefähr eine Stunde verstrichen sein. Rohan erhob sich von seinem Lager und spähte aus der Mündung des „schwarzen Loches“ aufmerksam in die Tiefe. Die Flut hatte ihren Höhepunkt erreicht. Ein vereinzelter Seehund schwamm unruhig im Kreise herum, vergebens einen Landungsplatz suchend. Sonst unterbrach kein Laut die unheimliche Stille. Rohan kam es vor, als ob er zwischen Himmel und Wasser schwebte. Ihn ward recht schwer ums Herz. Wie lange würde er dieses Leben

noch fortsetzen können — jetzt, da die Bluthunde auf seiner Spur waren?!

Bislang war es ihm gelungen, dem „Unwiderstehlichen,“ wie die Leute Napoleon nannten, Trotz zu bieten. Ganz allein hatte er dem Kaiser den Fehdehandschuh hingeworfen und sich gegen ihn aufgelehnt. Er hatte der Erde zugerufen: „Verstecke mich!“ und dem Meere: „Schütze mich!“ — nicht vergebens. Freilich hatte er in diesem aufreibenden Kampfe schon viel gelitten, wie eben alle Empörer für ihre Überzeugung leiden und dulden müssen. Aber er hatte der mahnenden Stimme seines Gewissens gehorcht, die er für die Stimme Gottes hielt und war fest entschlossen, dies auch fürder zu thun.

In den Stunden der höchsten Drangsal gewährte ihm der Gedanke an Marcelle Trost und Dual zugleich: Dual, weil er ihre Liebe verloren zu haben glaubte und fürchtete, daß auch sie ihn für einen Abtrünnigen, einen Verräther, einen Feigling halten könne; Trost, weil er stets daran dachte, was ihm das prächtige Mädchen gewesen, das ihm Nacht für Nacht als tröstender Engel in seinen Träumen erschien. Manche einsame Stunde hatte er unten in der Kathedrale an derselben Stelle verbracht, wo er Marcelle an jenem denkwürdigen Tage den „Altar“ gezeigt; er hatte im Geiste die kleinsten Einzelheiten jener beseligenden Stunden noch einmal durchlebt. Er sah sie, wie sie als kleines Kind Hand in Hand mit ihm die Wiesen und Fluren durchstreifte, ihn dann als Jungfrau auf seinen Streifzügen zwischen den Klippen begleitete und ihm zufah, wie er die Vogelnester nach Eiern durchsuchte oder ihr von den gefährlichsten Höhen Blumen brachte. Diese glücklichen Erinnerungen ließen ihm die düstere Gegenwart erträglich erscheinen.

Auch darüber war er sich ganz klar, daß er die Geliebte für immer verloren habe, seit er in die Reihe der Esau getreten war, die sich gegen die althergebrachte ungerechte Weltordnung auf Kosten ihres Familienglücks, des seelischen und leiblichen Friedens und der Ehre auflehnen.

Mit jedem Tag, mit jeder Stunde, die er grübelnd verbrachte, wuchs sein Haß gegen den Krieg und sein Widerstand schien ihm immer gerechtfertigter. In der Dunkelheit der einsamen Grotte hatte er sich von den blutigen Schlachtfeldern Phantome vorgezaubert, die geeignet waren, die tiefste Hölle zu bevölkern. Mit seinem fast ins Unendliche gesteigerten Feingefühl und Scharfsinn nahm alles, was er gelesen und gehört, greifbare Formen und Gestalten an. Er sah Brüder ihre Brüder erschlagen, Menschen in Menschenblut waten; an den blutroten Granitwänden, die ihn umgaben, tauchten vor seinem geistigen Auge die Umrisse der allzu furchtbaren Wirklichkeit klar auf und erfüllten ihn mit Entsetzen. Der Blutgeruch, den man in Schlachthäusern und auf Schlachtfeldern so deutlich spürt, stieg ihm in die Nase. Er hörte das Gewimmer der Verwundeten, das Jammern der Witwen und Waisen, sah all die Brandstätten, den grenzenlosen Jammer und die Not, welche die Kriegsfurie im Gefolge hat. Mit der lebhaften Phantasie eines Poeten oder dem Seherblick eines Propheten sah und hörte er all diese Greuel. Jeder Mensch trägt seine eigene Hölle in der Brust und dies war Rohans Inferno . . .

Plötzlich schreckte ihn Geräusch von seinem Lager auf; er erhob sich und blickte aus dem „Trou“ in die Tiefe. Die Flut war bereits so weit zurückgetreten, daß man den feuchten Kiesboden durchschimmern sah. Der Himmel hatte sich umwölkt, der Regen schlug erbarmungslos auf die Granitwände herab, so daß es aussah, als ob Blut hinabrieselte. Rohan fühlte gar nicht, daß er bis auf die Haut durchnäßt wurde — er schien wasserdicht zu sein. Träumerischen Blickes beobachtete er die sich verlaufende Flut, dabei dem Brüllen des Meeres, dem Plätschern des Regens und dem Heulen des Windes lauschend. Nach geraumer Zeit schlugen auch andere Laute an sein Ohr — das Gemurmel menschlicher Stimmen. Sie kamen immer näher und Rohan zog sich vor seinen Verfolgern in das sichere Versteck zurück.

Pipriac näherte sich mit seinen Gendarmen, mit Mittel Grallon und einem ganzen Schwarm von Dorfleuten dem Belagerungsorte. Der aufgeregte Alte versuchte die Gaffer unter Flüchen und Verwünschungen hinauszujagen. Vergebens; da sie in bedeutender Übermacht und von Neugier erfüllt waren, ließen sie sich nicht hinausweisen, sondern folgten den Häschern auf dem Fuße. Plaudernd und gestikulierend näherten sie sich dem „schwarzen Loch.“

Aus dem Dunkel seiner Grotte konnte Rohan, ohne gesehen zu werden, das malerische Bild beobachten. Wie Zwerge krochen zuerst die Gendarmen mit ihren aufgepflanzten Bajonetten und hinter ihnen her die buntgekleidete, aufgeregte Menge bis dicht an den „Altar“ hinan. Plötzlich stockte Rohan der Atem und er erbleichte, denn etwas abseits von den Dorfleuten stand Marcelle und blickte aufwärts. Er konnte ganz deutlich ihr bleiches, abgehärmtes, von der Trauerhaube umrahmtes Gesichtchen erkennen. Was hatte sie hergebracht? Sollte sie sich mit seinen Verfolgern verbunden haben? War sie gekommen, um sich an seinem Unglück, an seiner Erniedrigung, vielleicht gar an seinem Tode zu ergötzen? Ein qualvoller Schmerz erfüllte sein Herz. Von diesem Gefühl überwältigt, vergaß er alles andere und starnte nur wie ein zu Tode geheiztes Wild in die auf ihn gerichteten brennenden Augen.

Und jetzt, o Pipriac, an die Arbeit! Ihr seid viele gegen einen! Der Kaiser wartet schon mit Ungeduld darauf, ein Exempel zu statuieren und mit dem Empörer abzurechnen! Treibe doch den Fuchs aus seinem Bau, o Pipriac! Er verdient keine Schonung; aber erwiße ihn lebend, damit er tüchtig bestraft werden könne. Wozu vergeudest du und deine Schergen unnütz mit Gassen die Zeit? Glaubt ihr, daß euch der Deserteur wie eine gebratene Taube in den Mund fliegen werde?

Eine Weile starrt Pipriac ratlos in die schwindelerregende Höhe; dann macht er seinen Leuten, in erster Linie aber Graf-

lon, den Vorschlag, wenigstens den Versuch zu wagen, in den Trichter hinaufzuklettern. Aber alle lehnen diese Zumutung entrüstet ab, so daß der wutschnaubende Sergeant keinen anderen Ausweg findet und zur Überredungskunst seine Zuflucht nimmt: „Zum Teufel, verfluchter Deserteur, bist du oben? Hörst du mich? Sieh ein Lebenszeichen von dir!“

Keine andere Antwort als das von den Klippen wiederhallende Echo!

„Sinnelsakrament, wenn der Kerl uns wieder entwischt ist!“

„Das ist unmöglich; wenn er kein Geist ist, muß er noch oben sein,“ erklärte Miké.

„Und wer zum Teufel sagt dir denn, daß er kein Geist ist?“ fuhr Pipriac den Fischer an. „Du bist ein Esel, geh' mir aus den Augen! Wenn wir wenigstens eine Leiter hätten!“ Dann brüllte er wieder mit der ganzen Kraft seiner Lunge hinaus: „Deserteur! Nummer Eins! Rohan Gwensern!“

Kein Ton, kein Laut kommt von oben. Die Dorfleute wechseln spöttische Blicke, Marcelle betet inbrünstig. Pipriac speit Feuer und Flammen! Ihn, den Vertreter des Kaisers, wagt ein einfacher unbewaffneter Fischer, der wie ein Fuchs in seinem Bau kauert, ein elender Deserteur, ein Chouan, ein Feigling, der sich vor dem Kanonendonner fürchtet, an der Nase herumzuführen! Für den Sohn seines Freundes wohnt nicht ein Funke von Mitleid mehr in seinem Herzen. Gnade seiner Seele, wenn er jetzt in seine Hände gerät! Mit blutunterlaufenen Augen, heißer vor Zorn und Wut, kommandiert er seinen Leuten: „Donnerwetter noch einmal! Seid ihr alle nichts als elende Waschlappen? Hat keiner den Mut einer Fliege? André, Pierre, Bertram, Hoël, wagt keiner hinaufzuklettern? Wären nicht meine Beine so klapperig und mein Kopf so schwindelig, ich wollte euch schon zeigen, was der alte Pipriac kann! Ihr Schurken, ihr feigen Memmen!“

Durch diese Worte angefeuert, streift Pierre seine Schuhe ab, nimmt das Bajonett zwischen die Zähne und versucht, hinaufzuklettern. Die Wand ist wohl steil und schlüpferig, aber

sie bietet doch einige Vorsprünge für Hände und Füße. Von allen Anwesenden neugierig beobachtet, gelingt es Pierre, langsam emporzuklimmen, doch gar bald gleitet sein Fuß ab und er fällt mit einem Schrei zu Boden. Zum Glück war er noch nicht hoch gekommen, so daß er nur eine leichte Quetschung davontrug. Jetzt meldet sich André, ein dunkeläugiger, entschlossen aussehender Kerl mit sehnigen Händen und Beinen. Das Bajonett im Munde, klettert er, geschickt wie eine Katze, empor. Er hat schon die größere Hälfte des Weges zurückgelegt, da ertönt plötzlich aus dem Munde eines Zuschauers ein erschrockener Warnungsruf. Alles starrt in die Höhe, auch André. Gerade über seinem Kopfe sieht man zwei ausgestreckte Hände und diese Hände schwingen ein riesiges Felsstück — ein leichenblaßes, aber zum Außersten entschlossenes Antlitz neigt sich hinab — das Antlitz Rohan Owenferns.

Jetzt wäre es leicht, den Deserteur niederzuknallen — aber was geschähe mit André? Der in der Luft schwebende Stein würde ihn zu Brei zermalmen. Er wartet diese Möglichkeit gar nicht ab, sondern trachtet, so rasch als möglich wieder festen Boden zu erreichen. Noch ehe dies der Fall, sind Arme und Gesicht oben im Trichter verschwunden. Pipriac flucht und zetert. Salve auf Salve wird hinaufgeschossen, ohne das gewünschte Ziel zu treffen. Die an den Felswänden abprallenden Kugeln fallen mit dumpfem Geräusch zur Erde. Die Klippen wiederhallen von dem Flintengeknatter. Die Kathedrale ist von dem unzufriedenen Gemurre der Dorfleute und den Verwünschungen der Gendarmen erfüllt. Dann werden wieder einige vergebliche Kletterversuche gemacht, Schüsse hinaufgeschossen — kurz: eine regelrechte Belagerung ist im Zuge, wird aber mit Sonnenuntergang von der neuerlich in die Kathedrale dringenden Flut unterbrochen. Den ganzen Tag hatte es — kleine Unterbrechungen ausgenommen — geregnet; Zuschauer und Gendarmen sind bis auf die Haut durchnäßt. Mit Eintritt der Flut ziehen sich die Belagerer und auch die Dorfbewohner schleunigst aus der Kathedrale zurück. Eine Frauen-

gestalt jedoch zögert, schleicht bis dicht an den „Altar“ hinan, richtet ihre brennenden Augen nach oben und ruft angstvoll: „Kohan! Bist du oben, Kohan?“

Keine Antwort! Sehnsüchtig streckt sie die Arme empor. Heiße Thränen rieseln ihre bleichen Wangen hinab.

„Um der Barmherzigkeit willen, gieb mir ein Lebenszeichen! Ich bin's, Marcelle!“

Wieder keine Antwort. Traurig wendet nun auch sie ihre Schritte dem Ausgange zu, sie muß schon knietief durchs Wasser waten.

Kohan liegt mit klopfendem Herzen auf seinem Lager. Wohl hat er die flehende Stimme gehört, das bleiche, verzweifelte Antlitz gesehen, aber nicht gewagt, zu antworten. Marcelles süßes Gesicht hat seine Seele noch tiefer erschüttert als die grimmiigen, entschlossenen Gesichter seiner Verfolger. Die Aufregungen des Tages machten ihn auch gegen sein Liebchen mißtrauisch. Konnte er denn wissen, ob sie sich nicht an die Seite seiner Feinde gestellt? In dumpfer Verzweiflung blickte er ihr nach; als sie seinen Blicken entschwunden, rang sich ein markerschütterndes Schluchzen aus seiner gepreßten Brust. Das waren nicht Thränen des Kummers, nicht Thränen des Selbstbedauerns, sondern heiße Thränen der sehnsüchtigen, verzweifelnden Liebe. Marcelles Anblick hatte ihm alles in Erinnerung gerufen, was er zu verlieren im Begriffe stand: seine Liebe, sein Eheglück, seine über alles geschätzte, ungebundene Freiheit, ja selbst sein Leben. „Marcelle, Marcelle!“ schrie er verzweifelt auf; das Echo in der Grotte wiederholte diesen süßen Namen und Kohan fiel gebrochen auf sein Lager zurück.

Er blieb die ganze Nacht hindurch unbehelligt, aber er mußte nur zu gut, daß die Kathedrale von allen Seiten bewacht war. Er hätte sich übrigens in keinem Falle aus seinem Versteck gerührt, das ihm den sichersten Zufluchtsort bot, auch wenn sein angeschwollener Fuß ihm keine solchen Schmerzen bereitet hätte wie er sie jetzt empfand. Dumpf vor sich hinbrütend, ohne Licht zu machen, ruhte er stundenlang auf

seinem Lager. Er hörte, wie die Wildtauben ihre Nester aufsuchten, sah, wie die Fledermäuse zur Grotte hinein- und herausflatterten, fühlte, wie allerlei Getier über seinen Körper kroch, aber er rührte sich nicht. Erst um Mitternacht, als der Mond mit seinen kalten Strahlen die Kathedrale überflutete und die Flut sich gänzlich verlaufen hatte, erhob er sich schwerfällig, um Vorbereitungen für seine belagerte Feste zu treffen. Auf dem Boden der Grotte lagen unzählige größere und kleinere losgelöste Felsstücke, diese schleppte er sorgfältig zur Öffnung des „Trichters,“ um damit nötigenfalls seinen Feinden einen Denktzettel zu geben. Es war keine leichte Arbeit, denn manche der Steine waren so schwer, daß sie genügt hätten, um einem Ochsen das Lebenslicht auszublafen. Er gönnte sich erst Ruhe, als die Öffnung ganz verbarriadiert war; dann warf er sich erschöpft, mit blutenden Händen auf seine Spreu und versank in einen tiefen Schlaf, aus dem er spät am Morgen durch lebhaftes Stimmengewirr erweckt wurde. Erschrocken sprang er auf und horchte: eine befehlshaberische Stimme rief ihn beim Namen. Bis zur Öffnung des „schwarzen Loches“ kriechend, von dem Steinhaufen teilweise geschützt, blickte er vorsichtig in die Tiefe und sah unten eine Menge uniformierter und bewaffneter Leute, die einen stattlichen ältlichen Herrn umringten, in welchem er den Bürgermeister von St. Gurlott erkannte.

Der Bürgermeister hielt ein Papier in Händen und rief noch einmal den Namen des Deserteurs. Nach kurzer Überlegung entgegnete Rohan mit fester, klarer Stimme: „Hier!“

„Ruhe, ihr Leute! Rohan Gwensern, hörst du mich?“ fragte der Bürgermeister.

„Ja!“

„Kennst du mich?“

„Ja!“

„Nun denn! Zu Anfang des Sommers wurde dein Name aus der Urne der Konstruierten gezogen und stand als erster auf der Liste. Elender, man hat dich endlich entdeckt, wie man

jeden entdeckt, der in der Stunde der Not feige sein Vaterland verläßt. Du kannst uns nicht entkommen. Weshalb ergiebst du dich also nicht? Im Namen des Kaisers fordere ich dich auf, nicht länger Widerstand zu leisten!"

Keine Antwort.

„Hörst du mich? Bist du noch immer widerspenstig? Hast du kein Wort zu deinen Gunsten zu sagen?“

Nach kurzer Pause entgegnete die Stimme aus der Grotte: „Doch — eines!“

„Sprich!“

„Was geschieht mit mir, wenn ich mich ergebe?“

„Du wirst, als warnendes Beispiel für andere, erschossen werden.“

„Und wenn ich mich nicht ergebe?“

„Wird man dich wie einen tollen Hund niederknallen. Für Deserteur gibt es nur eine Strafe — eine Kugel! Begreifst du?“

„Ja, ich begreife.“

„Und wirst dich, um dir weitere Mühe zu ersparen, ergeben?“

„So lange als ich noch einen Atemzug in der Brust habe, werde ich das nicht thun!“

Der Bürgermeister faltete das Papier zusammen und übergab es Pipriac mit einer Miene, die ausdrücken sollte: „Ich habe meine Pflicht erfüllt und wasche meine Hände in Unschuld!“ Darauf folgte eine lange Beratung mit den Gendarmen und zum Schluß erklärte der Bürgermeister stirnrunzelnd: „Das übrige liegt in eurer Hand. Ihr seid viele gegen einen! Wie Sie es anstellen, ihn lebend oder tot zu erwischen, das ist Ihre Sache, Sergeant Pipriac!“

„Das ist leicht gesagt!“ knurrte Pipriac. „Aber es wird mehr als ein Menschenleben kosten, den Kerl in seinem Loch zu überumpeln, denn ohne Leiter kann immer nur ein Mann und das nur mit äußerster Lebensgefahr heraufklettern.“

„Ganz egal, wir müssen ein Exempel statuieren! Der

Kerl muß unter allen Umständen gefaßt werden! Giebt es denn keine Leitern im Dorfe?“ bemerkte der Bürgermeister, ein grünnig aussehender Herr, mit grausamen grauen Augen und energischem Mund.

„Ah, m'sieu,“ gab Pipriac scharf zurück, „belieben Sie doch Ihre Augen zum ‚Trox‘ hinauf zu richten; es müßte das die Himmelsleiter sein, die dort hinaufreichte, und dann — —“

In diesem Augenblick näherte sich Michel Grallon, mit dem Hut in der Hand, dem Bürgermeister, als ob er etwas sagen wollte.

„Wer ist dieser Mensch?“ fragte der Bürgermeister hochmüthig.

„Das ist der Spion, der uns zuerst Nachrichten gab,“ erklärte Pipriac verächtlich.

„Zurück, Bursche, was willst du?“

„Verzeihung, m'sieu le maire,“ flüsterte Michel, vortretend, statt zurückzuweichen. „Wenn alle Versuche, des Deserteurs habhaft zu werden, fehlschlagen sollten, giebt es ein letztes Mittel.“

„Und das wäre?“

„Ihn auszuhungern!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Hunger und Kälte.

Man mußte, wenn man Rohan Gwensfern wirklich dem Hungertode preisgeben wollte, wie der ehrenwerte Grallon es angedeutet, ihm von allen Seiten die Lebensmittel abschneiden. Das that denn auch der erboste Pipriac. Die Klippen wurden von nun an noch aufmerksamer bewacht als bisher. Es handelte sich nur noch um die Frage, ob die belagerte Festung, das heißt die Grotte, im Sturm genommen werden oder ob man geduldig warten sollte, bis der Deserteur kapitulieren oder vor Hunger umkommen werde. Als Mann der That plädierte

Pipriac für einen sofortigen Angriff und entsandte auch insfolgedessen einige seiner Leute ins Dorf, um Leitern herbeizuholen. Da sie jedoch mit leeren Händen zurückkehrten, mußte die Belagerung fortgesetzt werden. Niemand sollte dem alten Pipriac nachsagen können, daß ein Bauer ihm auf die Dauer habe Troß bieten können.

Vorläufig blieb ihm jedoch nichts übrig, als nach St. Gurlott um Leitern zu schicken, die man, wenn schon zu keinem anderen Zwecke, dazu gebrauchen würde, um die Leiche des Deserteurs aus dem verfluchten Loch oben zu holen. Die Rückkehr der Abgesandten wartete er mit der Miene eines Generals ab, der, von seiner Armee umringt, eine Festung belagert.

Das ist jedoch nur bildlich gesprochen, denn insolge der wechselnden Ebbe und Flut eignete sich die Kathedrale durchaus nicht zum Hauptquartier. Auch mußte ja Pipriac von Zeit zu Zeit die auf Posten stehende Wache inspizieren und ihr seine Befehle erteilen. Volle vierundzwanzig Stunden versfrichen, ohne daß der Gefangene ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte, trotzdem man kein Mittel unversucht ließ, ihn dazu zu bewegen. Drohungen, wiederholt abgefeuerte Salven, Ermahnungen blieben erfolglos. Um ganz sicher zu gehen und ihm jede Verbindung mit der Außenwelt abzuschneiden, verweigerte Pipriac den Dorfleuten das Betreten der Kathedrale. Marcelle mußte schon zweimal mit Hilfe der Bajonettespizen weggejagt werden, da die Gendarmen vermuteten, daß sie in der Absicht komme, dem Belagerten Proviant zuzustecken.

Am Morgen des zweiten Tages erhob sich ein heftiger Wind, das Meer war sehr bewegt; gegen Mittag hatte sich der Wind in einen Sturm verwandelt und ehe die Nacht hereinbrach, erhoben sich die Wellen haushoch. Ein wahrer Wolkenbruch ergoß sich, den ein Orkan begleitete. Zwei Tage und zwei Nächte wütete dieses Unwetter immer heftiger sowohl zu Lande als auch zur See. Die Gendarmen verließen ihren Posten nicht und wechselten fluchend und brummend in regelmäßigen Zwischenräumen ab.

In dem Aufzuge dieser stürmischen Nächte hätte Mohan vielleicht flüchten können; aber er versuchte es gar nicht, denn wo in aller Welt sollte er ein nur annähernd sicheres Versteck finden? Vom Dunkel der Nacht geschützt, wagte er zweimal den gefährlichen Ausstieg in jene Nische, wo er damals von Grallon und den anderen Häschern entdeckt worden war. Das erste Mal vergebens; das zweite Mal ließ dieselbe unerschrockene Hand dasselbe Proviantkörbchen, Schwarzbrot und kräftigen Käse enthaltend, hinabgleiten, so daß er die nächsten Tage vor dem Hungertode geschützt war.

Auf den Sturm folgte eine Reihe ruhiger Tage und heller Mondscheinnächte. Die Belagerer versuchten gar nicht mehr, zu ihm zu gelangen; sie schienen thatsächlich die Absicht zu haben, ihn auszuhungern. In der fünften Nacht machten sie eine wichtige Entdeckung. Als die am obersten Felsen patrouillierende Wache ihre Runde antrat, bemerkte sie eine dunkle, fast auf dem Boden kriechende Gestalt sich langsam fortbewegen. So oft der Mond aus den Wolken trat, lag sie ganz flach auf dem Boden; kaum hatte er sich aber wieder verkrochen, da erhob sich die Gestalt und lief, so rasch sie laufen konnte. Einer der beherzteren Gendarmen folgte ihr auf allen vieren. Er blieb stehen, wenn sie sich niederklauerte und lief ihr nach, wenn sie lief. Endlich überwand er mit größter Willenskraft seine abergläubische Furcht, faßte sich ein Herz, nachdem er sich zuvor bekreuzigt, sprang vor, hielt die Gestalt an und fand, daß sie aus Fleisch und Blut sei.

Auf seinen Pfiff eilten Kameraden mit Blendlaternen herbei und siehe da: sie leuchteten in das Antlitz der Mutter Gwensfern, die am ganzen Leibe bebend vor ihnen stand. Sie konfiszierten ein Körbchen mit Lebensmitteln und ein dickes Hanffeil. Es schnitt den Leuten ins Herz, die Alte jammern zu hören und ihr verstörtes Gesicht zu sehen. Einige hätten sie auch am liebsten unbehelligt laufen lassen, aber die brutaleren wollten nichts davon wissen und trieben die Arme mit ihren Bajonettspitzen in ihre Hütte zurück, die von dieser

Stunde an von Spionen umzingelt wurde. Kein Mensch konnte mehr das Dorf verlassen und sich unbeobachtet den Klippen nähern. — — — — —

„Er wird Hungers sterben!“

„Er wird nicht sterben, Mutter!“

„Jede Hoffnung ist verloren, ihm helfen zu können. Fluch über Pipriac und die ganze Häscherbande!“

„Laß uns beten, Mutter, daß Gott uns aus der Not helfe!“

„Wie kann ich beten, da Gott uns verlassen hat! Gott und der Kaiser sind gegen uns. Mein armes Kind muß sterben, muß Hungers sterben!“

Die alte Gwenfern und Marcelle saßen allein in der Hütte. Sie hielten sich innig umschlungen und weinten bitterlich, denn der letzte Versuch der armen Mutter, ihrem Sohne Lebensmittel zuzuschmuggeln, war gescheitert und schon der Gedanke, daß er nun vergebens auf Hilfe warte, zerriß ihr das kummervolle Herz. Was sie ihm bisher zuführen gekonnt, hatte kaum genügt, Leib und Seele zusammenzuhalten — was sollte nun aus ihm werden? Seit mehr als dreißig Stunden hatte er keinen Bissen Brot zu sehen bekommen; dazu die Finsternis, die Kälte und die vollständige Einsamkeit in der Grotte; es war rein um den Verstand zu verlieren!

Die Angst und die Aufregungen der letzten Monate waren an der armen Frau nicht spurlos vorbeigegangen. Noch viel hagerer und abgezehrter als sonst, ein Skelett, das nur durch die aufopferndste Mutterliebe aufrecht erhalten wurde, beobachtete sie den Lauf der Dinge. Die sich immer häufiger bläufärbenden Lippen deuteten auf ein rasch fortschreitendes Herzleiden. In jenen einsamen Stunden bildete Marcelle, die mit kindlicher Liebe und mehr als kindlicher Pflicht ihr treu zur Seite stand, ihren einzigen Trost.

Es ist Zeit, daß wir wieder nach unserem Flüchtling sehen. Die grausame letzte Versuchung, die den stärksten Willen zu brechen vermag, ist an ihn herangetreten: Hunger, quälender Hunger nagt in seinem Magen. Vergangene Nacht hat er die letzte Brotkruste gegessen und heute war ihm kein neuer Proviant zugesteckt worden. Unten am Strande gab es wohl Schellfische genug, aber er wagte es nicht, ihn aufzufuchen. Er mußte wie eine Ratte in der Falle aushalten. Wenn er wenigstens noch etwas Hauttang zum Knabbern gehabt hätte, aber auch das nicht — nichts als das kalte Wasser, welches von den Wänden herabrieselte. Was Wunder, wenn er mit wilder Verzweiflung seine Blicke übers weite Meer schweifen ließ, wo eine Reihe von Fischerbooten wie eine ungeheure schwarze Seeschlange dahinglitt? Wie freudig hatte er sich vor nicht zu langer Zeit dem Fischzug angeschlossen und nun war all das verloren, die Welt für ihn ein verschlossenes Paradies! Ach, wie gerne wollte er sein Kreuz tragen, wenn er nur seinen nagenden Hunger stillen könnte! Bald wurde ihm vor Schwäche schwarz vor den Augen, dann wieder kroch er zur Mündung des „schwarzen Loches“ und starrete verzweiflungsvoll in die Tiefe, als ob ihm von dort Rettung kommen sollte.

„Kohan! Kohan!“

Herr im Himmel, ist's ein Traum, ist's Wirklichkeit? Etwas Schwarzes gleitet dort unten. Es ist zu finstern, um es deutlich zu erkennen, aber was er jetzt hört, das sind Ruderschläge, sie kommen immer näher.

„Kohan! Kohan! lebst du, bist du oben?“

Das ist Wirklichkeit, das ist Marcelles süße Stimme! Ja, ein winziges Boot hält dicht unter dem Altar und hebt sich, von der auf- und niedersteigenden Flut getragen, in rhythmischen Bewegungen. Eine männliche und eine weibliche Gestalt sitzen darin. Die weibliche erhebt sich und flüstert: „Kohan, um der Barmherzigkeit willen, gib doch ein Lebenszeichen, wenn du oben bist! Ich bin's, Marcelle. Aber sprich leise, denn wir werden bewacht.“

„Wer ist mit dir im Boote?“

„Jan Goron; wir sind, von der Dunkelheit begünstigt, durch die Pforte d'Ingal gerudert, haben jedoch keine Minute zu verlieren. Wir bringen dir Lebensmittel.“

Kohans Augen blitzen freudig auf und er macht sich sofort an den Abstieg, aber plötzlich hört er ein verdächtiges Geräusch. Zwischen Himmel und Wasser schwebend, horcht er aufmerksam auf. Ja, vom Thore her vernimmt er deutliche Ruderschläge. Er klettert wieder schleunigst in sein Versteck zurück und ruft hinab: „Rettet euch, so rasch ihr könnt, die Feinde kommen! Seht, dort dicht unter dem Altar ist noch ein trockenes Fleckchen, dorthin legt den Proviant; sobald die Luft rein ist, hol' ich ihn. Um des Himmels willen, macht, daß ihr fortkommt! Rudere nur dicht im Schatten der Wände, Jan! So könnt ihr den Bluthunden entweichen!“

Marcelle neigt sich rasch aus dem Boote und wirft das Körbchen auf das trockene Fleckchen, erhebt die Arme sehnsüchtig zu Kohan empor, als ob sie ihn umarmen wollte, während Jan das Boot geschickt wendet und, der Weisung folgend, im Schatten der Wände aus der Kathedrale hinausrudert. Kaum haben sie das Thor hinter sich, als eine rauhe Stimme sie anruft: „Hallo, wer da?!“

Im nächsten Augenblick ist ein Boot der Rüstwache hinter ihnen her und zwingt Jans Boot, stillezustehen. Bajonette blitzen im Dunkel auf und die bekannte rauhe Stimme Pipriacs läßt sich vernehmen: „Alle Teufel, das ist ja ein Weib! Die Laternen her, damit wir erkennen, wer zur nächtlichen Zeit Mondscheinfahrten unternimmt.“ Man leuchtet Marcelle ins Gesicht und auch Gorons Anwesenheit wird fluchend zur Kenntnis genommen.

„Himmel und Hölle, das schmeckt nach Verrat!“ wettet Pipriac. „Was zum Teufel sucht ihr in der Geisterstunde an dem verwunschenen Orte? Wißt ihr, was euch bevorsteht, wenn man euch dabei erwischt, dem Deserteur Vorschub zu leisten? Der Tod, der sichere Tod, auch dir, Marcelle Derval,

obgleich du ein Mädchen, ja noch ein halbes Kind bist! In solchem Falle giebt es keinen Pardon! Pflicht ist Pflicht!"

„Mein Gott, es wird doch noch in Kromlaix Fischersleuten erlaubt sein, aufs Meer hinauszurudern?“ entgegnet Marcelle mit der unschuldigsten Miene von der Welt, wemgleich ihr Herz unter dem Nieder vor Schreck zu zerspringen drohte.

„Das kannst du den Fischen weismachen, aber nicht dem alten Pipriac! Durchsucht das Boot, Gendarmen!“

André steigt, mit der Laterne in der Hand, von dem großen Boot in das kleine, durchsucht es sorgfältig, findet aber nichts. Es ist charakteristisch für den alten Handegen Pipriac, daß er, wenn er flucht und wettet, am wenigsten gefährlich ist. Wehe, wenn er seinen Zorn verbeißt! Bei dieser Gelegenheit flucht und wettet er ganz schrecklich, als André im Boote nichts findet. Auf die Frage, ob er Marcelle und Goron verhaften solle, schüttelt Pipriac wie ein gereizter Löwe sein Haupt und brüllt: „Gottes Fluch treffe sie, laßt das Gesindel laufen! Künftig müssen wir aber besser aufpassen. Jan Goron, ich warne dich vor weiteren Mondscheinpartien! Du, Marcelle, stammst aus einer mir befreundeten Familie. Es thäte mir leid, wenn ich dich in Gefahr sähe. Der alte Pipriac hat euch beide nicht gesehen — macht, daß ihr ihm aus den Augen kommt, so rasch als möglich, und laßt es euch gesagt sein, wenn er euch noch einmal zur nächtlichen Stunde an verdächtigen Orte treffen sollte, giebt's keinen Pardon! Vorwärts, marsch!“

Goron läßt es sich gesagt sein und rudert schnell wie der Blitz aus der Schweite des Sergeant, der heute Gnade vor Recht ergehen ließ. Dicht vor der Hütte Mutter Gwensfens, in der kleinen Bucht, zieht er das Boot ans Land. Pipriac läßt sein Boot durchs Thor des heiligen Gildas in die Kathedrale rudern; da aber hier Totenstille herrscht und die Flut noch im Steigen ist, befiehlt er, umzukehren, denn auch ihm ist dieser Ort zur Nachtzeit nicht recht geheuer. Raun ist der Ruderschlag in weiter Ferne verklungen, als Rohan mit Katzen-

geschicklichkeit den Abstieg unternimmt, sich den Proviant sichert und rascher als er hinuntergeklettert wieder hinaufklimmt, sich in seine Grotte zurückzieht, um seinen bittersten Feind, den Magen, zu beruhigen. Mit Hilfe seiner Freunde ist er wieder auf einige Zeit vor dem Hungertode gerettet.

Bierzehn Tage dauert bereits die Belagerung und der Deserteur macht noch immer keine Miene, sich zu ergeben. Das ist geradezu unbegreiflich, unerklärlich, denn der Zugang zur Grotte ist von allen Seiten abgeschnitten. Mutter Gwenfern, Marcelle und das Haus des Fischers Goron werden strengstens bewacht, keine Fliege kann Rohan Nachricht bringen. Wenn er sich nicht gelegentlich in der Mündung des „schwarzen Loches“ zeigte, würde man ihn bereits für tot halten. Aber er lebt und ist auf seiner Hut. Die Geduld seiner Verfolger hat die äußerste Grenze erreicht. In Pipriac gewinnt der Gedanke, daß er es mit einem Geiste zu thun habe, immer festere Gestalt, denn kein irdisches Wesen könnte auf die Dauer dem Kaiser und den Hütern des Gesetzes so kräftig Widerstand leisten und sich so der Unbill des Wetters, dem Hunger und der vollständigen Einsamkeit aussetzen. Ein Mensch von Fleisch und Blut müßte schon längst den Verstand verloren oder sich ergeben haben. Auf welche Art der Deserteur sein Leben fristete, gehörte mit zu den ungelösten Rätseln, denn daß ihn niemand aus dem Dorfe mit Lebensmitteln versah, das war sicher. Um zu leben, mußte er essen, es konnte ihn also nur ein geheimnisvoller Engel oder ein Abgesandter des Höllenfürsten mit Proviant versehen, oder er war ein überirdisches Wesen, das der Nahrung nicht bedurfte, und dann war seine Verfolgung einfach lächerlich. Mit Pipriac war absolut nicht auszukommen, sein Jähzorn brach bei der geringsten Veranlassung mit elementarer Gewalt hervor.

Was dem offenerzigen, einfachen Soldaten ein unergründliches Rätsel schien, das brachte nach vielen Tagen und Nächten der ausdauerndsten Spionage der heimtückische Mittel Grallon ans Licht. In all der Zeit hatte er den Belagerern seine

Dienste geweiht; er kam und ging wie es ihm gerade paßte, äußerte seine Meinung, erteilte Ratschläge oder war als Spion eifrig thätig. Er war Pipriac ein Dorn im Auge, was dieser ihn auch deutlich genug fühlen ließ; aber der Fischer hatte eine dicke Haut, an der alle bissigen Bemerkungen abprallten. Er ließ sich in seinen Nachforschungen nicht beirren; denn er war überzeugt, daß Rohan Owensern von menschlicher Hand Hilfe zu teil ward. Er stellte sich die Aufgabe, das Woher und Wie zu ergründen.

Eines Tages steht er in Gesellschaft Pipriacs am Fuße der Triffinesleiter. Sein Blick richtet sich zufällig auf die sich im Westen erhebende Klippe, die zur Kathedrale führt. Hoch oben, für keinen menschlichen Fuß erreichbar, spaziert irgend ein Wesen, das bald gemächlich stehen bleibt, dann wieder in der Richtung der Kathedrale seinen Weg fortsetzt, bis es gänzlich in der Gegend von Rohans Versteck verschwindet. Da kommt es plötzlich wie eine Erleuchtung über Grallon und er wendet sich erregt an den Sergeant, der, von seinen Gendarmen umgeben, verdrießlich auf einem Steinblock sitzt: „Blicken Sie doch dort hinauf.“

„Was zum Teufel giebt es dort zu sehen?“ schnauzt ihn Pipriac wütend an. „Halte deine Großmutter zum Narren, nicht uns!“

„Sehen Sie denn die Ziege nicht?!“

„Hol' dich der Teufel mitsamt der Ziege! Was geht sie mich an?“

„Vielleicht mehr als Sie denken; denn marschiert sie nicht alle Tage unbehindert ins schwarze Loch, um ihrem Herrn Nahrung zu bringen? Wie thöricht von uns, nicht früher daran gedacht zu haben!“ rief Mikel tichernd.

„Schneid' keine Grimassen wie ein Aff!“ schrie ihn Pipriac an, „sondern erklär' dich deutlicher, Schlaufkopf, der du bist!“

„Ich hege den Verdacht, nein, jetzt weiß ich's ganz bestimmt, daß Frau Langbart mit im Komplott ist. Wandert sie nicht täglich von Owenserns Hütte zu seinem Versteck und

zurück? Kann man in ihrem dichten Fell nicht ganz bequem ein Stück Brot oder dergleichen verstecken? Das genügt, um den Menschen am Leben zu erhalten. Sehen Sie doch, sie ist im ‚schwarzen Loch‘ verschwunden; wenn wir noch ein Weilchen aufpassen, können wir sie den Rückweg antreten sehen.“

Pipriac durchbohrte Grallon förmlich mit seinen, wie feurige Kohlen glühenden Augen; dann erhob er sich und hielt mit seinen Leuten eine längere Beratung, die zu dem Beschlusse führte, die Ziege fortan genau zu beobachten.

Schon am nächsten Tage wurde die arme Jannedik während ihres gewöhnlichen Streifzuges über die Klippen abgefaßt, aber da man trotz der sorgfältigsten Untersuchung ihres Felles nichts Verdächtiges fand, wieder laufen gelassen. Am darauffolgenden Morgen war Pipriac glücklicher, er entdeckte, hinter ihrem langen Bart verborgen, ein kleines Proviantkörbchen, das mit einem Bande am Halse befestigt war und Brot und Käse enthielt. Nun kam es an den Tag, daß wirklich Jannedik ihrem Besitzer Lebensmittel überlieferte und ihn unbewußt vor dem Verhungern rettete.

„Es wäre nur gerecht, wenn wir das Vieh wegen Betrugs am Kaiser sofort niederknallten,“ meinte Pierre.

„Laßt es laufen, denn es versteht's ja nicht besser,“ brummte Pipriac. „Die vierfüßige Samariterin wird heute ohnedies nicht so willkommen sein wie sonst.“

Die Gendarmen thaten sich an dem für Rohan bestimmten Brot und Käse gültlich und lachten sich ins Häufchen, als sie daran dachten, daß der Gefangene sich nun bald werde ergeben müssen. Tag und Nacht stand ein Posten vor Mutter Gwenserns Hütte, der alle Ein- und Ausgehenden streng bewachte, namentlich die Ziege, die aber immer seltener ihr Plätzchen am Herde verließ, da sie eines Nachts einem Zicklein das Leben geschenkt und nun getreulich ihre mütterlichen Pflichten erfüllte. Leider starb es schon nach wenigen Tagen; Jannedik schien untröstlich. Der Gendarm schrieb diesem Vor-

kommunis keinerlei Bedeutung zu — mit Unrecht, wie wir sehen werden.

Wieder vergehen einige Tage und der Deserteur lebt noch immer. Von Regen und Hagel begleitete Winde toben, das aufgeregte Meer brüllt Tag und Nacht, die Belagerer haben gar schlimme Zeiten und sind begreiflicherweise wütend und ungeduldig. Wie lange soll denn dieser aufreibende Patrouillendienst noch dauern? Der Deserteur befindet sich, von all diesen Wetterumbilden geschützt, in seiner sicheren Feste, während die Diener des Kaisers triefend, wie ertrunkene Ratten, ihre Häsherdienste versehen müssen. Namentlich Pipriac ist ganz aus dem Häuschen, denn er schämt sich dieses leidigen häßlichen Geschäftes; aber Pflicht ist Pflicht und er muß schandenhalber auf dem Posten ausharren.

Während die Gendarmen, bis an die Ohren vermurmt, trotz Wind und Wetter die Belagerung im kleinen unentwegt fortsetzen, kommen ihnen vom großen Kriegsschauplatz drüben am Rhein vereinzelt Nachrichten zu, die nicht gerade rosig lauten. Napoleon hat einige kleine Niederlagen erlitten, mehrere seiner alten Verbündeten sind abgefallen, aber Pipriac und seine Leute lachen über die Thorheit der Abtrünnigen, die es wagen, an dem endgültigen Siege des großen Eroberers zu zweifeln. Gar bald werden Nachrichten von neuen Siegen Frankreichs die Welt in Erstaunen versetzen! Der unsichtige Mikel Grallon läßt ihnen nicht viel Zeit, sich mit anderen Gedanken als mit denen an Rohan zu beschäftigen. Sie stehen unterhalb der Klippe, Grallon lenkt die Aufmerksamkeit Pipriacs nach oben: „Sehen Sie doch, die verfluchte Ziege geht jetzt öfter denn je in den Thron.“

„Was ist weiter dabei? Sie geht ohne Proviant hin — dafür sorgen wir schon. Du bist ein Esel, mein superkluger Fischer!“

„Sie übersehen eines, verehrter Herr Sergeant! Wenn Sie daran gedacht hätten, würden Sie der Bestie längst den Gar aus gemacht haben,“ unterbricht Mikel, vor Zorn bebend,

Pipriac. „Das Zicklein ist krepirt und der Euter der Ziege ist voll. Es thut ihr wohl, wenn er täglich geleert wird und Owenfern besorgt dieses Geschäft — — —“

„Zum Teufel, bist du aber ein schneidiger Kerl! Woher hast du diesen Scharffinn, Fischer? Ein Riese, wie Rohan, kann nicht von Ziegenmilch allein leben,“ schnarrte Pipriac, den es verdros, von Mikel übertrumpft zu sein. Wie gerne hätte er den zudringlichen Tropf statt Rohan niederknallen lassen!

„Eine Zeitlang doch! Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Sergeant, würde ich der verfluchten Bestie je eher, je lieber das Lebenslicht ausblasen.“

Während er das sagt, klettert Jannedil in einer Entfernung von einigen hundert Metern grasend über die Klippe. Ein teuflischer Gedanke blitzt in den Augen Pipriacs: „Kannst du schießen, Fischer?“

„Ich kann ein Ziel treffen.“

„Ich möchte auf eine Flasche guten Branntweins wetten, daß du auf hundert Schritt Entfernung kein Scheunenthor treffen kannst! Nichtsdestoweniger sollst du dein Glück versuchen. Hoël, gib ihm deine Flinte; schieß zu, Fischer!“

„Auf was?“

„Zum Teufel hinein, auf die Ziege! Ich will mal sehen, was du kannst, Maulheld! Also, los!“

Mikel läßt sich mit fest zusammengekniffenen Lippen aufs Knie nieder, erhebt die Flinte und zielt. Er zielt so lange, daß Pipriac höhnisch ruft: „Wird's werden? Donnerwetter, schieß doch, Kerl!“

Ein Schuß, ein Krach und die Kugel fliegt auf das gegebene Ziel los. Einen Augenblick scheint es, als ob sie es verfehlt hätte, denn Jannedil steht noch auf demselben Platze und blickt erschrocken um sich. Hoël entreißt dem Schützen mit einer höhnischen Bemerkung das Gewehr, aber Pipriac ruft, aufwärts deutend: „Alle Teufel! Das arme Vieh ist getroffen — seht, es stürzt ab!“

Die Nische, in der Zannedil steht, ist breit. Das brave Tier sinkt auf die Vorderfüße, sie scheint wirklich angeschossen zu sein, denn sie meckert schmerzlich und wankt, rafft sich aber bald auf und läuft rasch der Grotte zu, in der sie alsbald verschwindet.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sieg!

Zum zweitenmal hatte Mikel Grallon mit der seiner Klasse eigenen Schlaueit den Nagel auf den Kopf getroffen, denn Rohan lebte thatsächlich seit einigen Tagen ausschließlich von Ziegenmilch. Nach dem Tode ihres Zickleins war Zannedil verzweifelt in den Klippen umhergeirrt, denn die übervollen Euter verursachten ihr heftige Schmerzen. Da erbarmte sich der Halbverhungerte ihrer Not und saugte mit seinen Lippen den Überschuf an Milch aus, was Zannedil von ihrer physischen Qual erlöste, Rohan aber das Leben rettete. Von jenem Moment an besuchte die Ziege mehrmals täglich die Grotte, um sich von ihrer schmerzhaften Last befreien zu lassen, und je öfter Rohan die Euter ausaugte, desto reichlicher floß die Milch. Nichtsdestoweniger war er sich über sein Schicksal klar. Der früher so kräftige, gesunde Jüngling war zum Gerippe abgemagert, sein Körper bestand aus Haut und Knochen; Hunger, verzehrender Hunger lauerte in seinen glanzlosen Augen. Er lauerte stundenlang wie ein hungernder Wolf auf seinem Lager und starrte apathisch vor sich hin. Der Magen knurrte und das blutleere Hirn begann seine Thätigkeit zu versagen, denn Rohan sah allerlei Visionen vor seinen fieberhaften Augen tanzen. Von Zeit zu Zeit stieß er wilde, unartikulierte Klagetöne aus, die in dem düstern Raum gar schauerlich klangen und ihn selbst erschreckten. So oft jedoch menschliche Stimmen aus der Tiefe zu ihm empordrangen, raffte er sich auf und war kraft des jedem Menschen inwohnenden Selbsterhaltungstriebes auf seiner Hut.

Auch der auf Jannedil abgefeuerte Schuß hatte ihn aus seiner Apathie aufgerüttelt; er sprang auf und starzte in die Tiefe, aber in der Kathedrale hörte man nichts als den gleichmäßigen Wellenschlag der steigenden Flut und das unruhige Geflatter der ein- und ausfliegenden Seevögel. Bernhigt warf er sich wieder auf sein Lager, da Jannedil zu dieser ungewohnten Stunde in die Grotte kroch und meckernd zu seinen Füßen niederlauernte. Anfangs beachtete er das treue Tier gar nicht und brummte nur, wie es seine Gewohnheit war, halblaut vor sich hin. Seine Aufmerksamkeit wurde jedoch durch die rauhe Zunge Jannedils, die seine Hand leckte, erregt. Er neigte sich zu ihr hinab, streichelte ihr den Kopf und flüsterte lieblosend ihren Namen; sie sah ihn mit wehmütigen Blicken an, meckerte schmerzlich und versuchte sich zu erheben, sank aber stöhnend zurück. Rohan sprang entsetzt auf, denn er hatte dort, wo Jannedil zusammengebrochen war, eine Blutlache entdeckt. Er kniete vor seiner treuen Freundin nieder und sah, daß sie aus einer tiefen Schußwunde in der Schulter blute. Thränen traten ihm bei diesem Anblick in die Augen; es war herzbrechend, die stummen Leiden des Tieres mit anzusehen.

Ein solches der Sprache entbehrendes Geschöpf fühlt kraft des feinsten Instinktes die Nähe des Todes und es liebt das Leben und klammert sich genau so daran wie der vernunftbegabte Mensch. Kann man trockenen Auges bleiben, wenn man den schweren Todeskampf eines solchen Geschöpfes sieht? Muß einem da nicht der Gedanke austauschen, daß es mit ebenso schwerem Herzen aus dem Leben scheidet wie wir, daß es mit derselben verzweiflungsvollen Angst vor dem uns unverständlichen Rätsel des Todes steht?

Für Rohan war diese, in den letzten Zügen liegende Ziege eine treue Freundin und Gesellschafterin, ja, noch mehr, sein Trost und seine Rettung in den schwersten Stunden seines Lebens gewesen. Solange sie kam und ging und seinen Verkehr mit der Außenwelt vermittelte, fühlte er sich doch nicht ganz verlassen. Wie oft hatte er seine Arme zärtlich um ihren

Hals geschlungen und seinem übervollen Herzen an ihrer mitfühlenden Brust Luft gemacht! Ihr Grüße an seine Mutter und Marcelle mitgegeben! Und sie hatte mit so klugen, traurigen Augen zu ihm aufgeschaut, als ob sie seinen trostlosen Schmerz begriffe, hatte ihm zärtlich die Hände und das Gesicht geleckt, sich an ihn geschmiegt, als ob sie ihm versichern wollte, daß sie auch weiter treu zu ihm halten werde, was die bösen Menschen ihm auch anthun mochten. Nachher war für einige Stunden Ruhe in sein rebellisches Herz eingekehrt und er sah getröstet der Zukunft entgegen. Und jetzt lag Jannedik, sich vor Schmerzen windend, zu seinen Füßen, blickte mit ihren brechenden Augen wie hilfeschmend zu ihm empor und er konnte nichts für sie thun, mußte zusehen, wie der Lebensstrom aus ihrem Körper floss. Das war mehr als er ertragen konnte; mit einem Verzweiflungsschrei stürzte er neben sie nieder, umklammerte ihren Hals und stöhnte: „O, Jannedik, Jannedik, verlaß mich nicht!“

Die arme Ziege leckte ihm Hände und Gesicht, meckerte noch einmal auf, lehnte ihren Kopf an seine Brust und hauchte ihren letzten Atem aus.

Mohan wagte nicht, sich zu rühren, die Dämmerung brach herein und er kniete noch immer neben seiner toten Freundin. Sein Gesicht war leichenblaß und er zitterte von Kopf bis Fuß. All seine persönlichen Qualen und Leiden gingen in dem großen Schmerz um den Verlust Jannediks auf. Er starrete sie mit einem Gefühl an, als ob ein unschuldig geopferter Mensch vor ihm läge, und verfluchte die Hand, die den Todesstoß geföhrt hatte. Wilde Verzweiflung erfaßte ihn; er vermochte kein Glied zu rühren, dabei marterten die furchtbarsten Rachegedanken sein armes Hirn und verdüsterten es, wie Sturmwolken den Himmel.

Der Mond ging auf, aber der Wind tobte noch immer und die Wellen brachen sich brüllend am Strande. Es war eine jener unruhigen Herbstnächte, in der der Himmel schwimmt und leuchtet, während ein seltsames Leben durch die Lüfte

zieht, der Mond und die Sterne ihre der Erde schuldigen Dienste erfüllen, diese aber in der Finsternis lebt, das Meer vor Schmerzen stöhnt; eine Nacht der elementaren Gegenätze: in den obersten Regionen eine ungeheure, bedrückende Ruhe, in den untersten ein mächtiger Aufruhr; sanft dahingleitende, helle Wolken oben, unten ein rasender Nordwestwind, der seinen Fuß auf den Nacken Neptuns stemmt.

Das kalte Mondlicht kroch in die Höhle und zitterte wie segnend über der toten Ziege und Rohan dahin. Er fühlte aber von diesem Segen nichts, denn sein Herz war mit Bitterkeit erfüllt und aus seinen Augen starrte der Wahnsinn. Wie ein wildes Tier in seiner Höhle, so brüllte Rohan in der Grotte dumpf vor sich hin; wie eine Erstarrung war es über ihn gekommen. Mehrere Stunden vergingen und er kauerte noch immer auf demselben Platze.

Mittlerweile hatte sich die wildbewegte, schäumende Flut wieder aus der Kathedrale verlaufen. Die grabsteinähnlichen Felsstücke hoben sich von dem feuchten Riesboden deutlich ab. Hinter dem Thore des heiligen Gildas brauste das Meer noch immer und sein Gebrüll drang ohrbetäubend bis zu Rohan; auch die Windsbraut war noch nicht müde geworden und segte weiter durch die Lüfte. Durch all diesen Aufruhr der Elemente drangen an Rohans feines Ohr Laute, die ihn aus seiner Erstarrung erweckten. Mit einem Satz war er bei der Mündung des „schwarzen Loches“ und starrte in die Tiefe — was er da sah, machte sein Blut erstarren. Die Kathedrale wimmelte von lebhaft erregten Menschen, die sich seinem Berstreck näherten, einige aneinandergesügte Leitern wurden dicht unter dem „Altar“ angebracht und mehrere Gendarmen machten sich an den Aufstieg. Als Rohan wie ein Geist über ihren Köpfen auftauchte, taumelten sie mit einem Schreckensruf zurück, um im nächsten Augenblick mit um so größerem Eifer ihren Weg fortzusetzen.

Im Nu hatte der Belagerte die Situation erfaßt. Ohne sich viel zu besinnen, schleudert er, seine ganze Kraft zusammen-

nehmend, die beiden Leitern, deren höchste Sprossen sich an die Mündung des „Trou“ lehnten, hinab. Zum Glück waren die Kletternden noch nicht hoch, so daß sie nur mit leichten Verletzungen zu Boden fielen. Wie ein Stier durch die Menge wild gemacht, seiner Sinne kaum mächtig, ergreift Rohan von den zu seiner Verteidigung kürzlich aufgehäuften Felsstücken das größte und schleudert es in die Tiefe. Schrekrufe, Fliche und Drohungen werden ausgestoßen, Pipriac kommandiert mit Donnerstimme „Feuer!“ Ein Kugelschauer regnet um den Deserteur, der jedoch wie durch ein Wunder unverletzt bleibt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Pipriac, des langen Wartens müde, sich entschlossen hat, die Festung im Sturm zu nehmen. Die Leitern werden wieder aufgerichtet und mehrere Gendarmen klettern in die Höhe, aber auch sie kommen nicht weit, denn Stein auf Stein fliegt aus dem „schwarzen Loch“ auf sie herab. Rohan hat nichts Menschliches mehr an sich; ohne Pause, ohne zu zielen, schleudert er Stein um Stein auf seine Feinde hinunter, die ihrerseits, ebenfalls aufs äußerste gereizt, nicht müde werden, eine Salve nach der anderen abzufeuern. Da sie in der Aufregung schlecht zielen, jausen die Kugeln um seinen Kopf, aber Rohan achtet nicht darauf. Der Kampf wird auf beiden Seiten mit Erbitterung geführt. Die Gendarmen werden zuerst müde und ziehen sich auf kurze Zeit zu einer Beratung zurück; diese benützt der Belagerte, um sich, von seinem Steinhäufen blockiert, ein wenig auszuruhen. Viel Zeit hat er nicht, denn da sie Leitern und andere Hilfsmittel zur Verfügung haben, sind die Belagerer entschlossen, sich des Deserteurs, der ihre Geduld so lange auf eine harte Probe gestellt, um jeden Preis, lebend oder tot, zu bemächtigen. Der draußen wütende Sturm, die den Mond oft verdunkelnden Wolken scheinen ihr Unternehmen zu begünstigen. Unter dem Schutz einer neuen Salve machen sich einige beherzte Gendarmen abermals an den Aufstieg. Flach auf dem Bauche liegend, mit einem zum Wurf bereiten Felsstück in der erhobenen Rechten, sieht ihnen Rohan entgegen. Kaum

haben sie ein Duzend Sprossen erklimmen, als er sein Bombardement von neuem beginnt. Große und kleine Steine fliegen in die Tiefe; wenn einer jemand trafe, wäre er ein Kind des Todes, aber die Leute sind auf ihrer Hut. Von Zeit zu Zeit ertönt wohl ein Schmerzensschrei und der Getroffene humpelt hinkend in einen geschützten Teil der Kathedrale, wo die weiblichen und männlichen Gasser ihn mit gemischten Gefühlen empfangen; aber noch ist niemand ernstlich verletzt und Gendarmen bemühen sich auf den beiden Leitern emporzuklimmen. Nun reißt auch Rohan die Geduld, denn er fühlt seine Kräfte schwinden, mit großer Anstrengung hebt er ein riesiges Felsstück auf, springt auf die Füße und schleudert es mit unglaublicher Kraft und Wut auf eine der Leitern hinab. Zum Glück ist auch diesmal noch keiner so hoch gekommen, daß der Wurf ihn treffen könnte, aber die Leiter bricht mitten entzwei und fällt mitsamt den Leuten krachend zu Boden, die blutend und betäubt liegen bleiben.

„Feuer! Feuer!“ brüllt Pipriac, auf die sich vom dunkeln Hintergrunde klar abhebende Gestalt Rohans deutend. Noch ehe das Kommando ausgeführt werden kann, liegt dieser wieder flach auf dem Bauche und die Kugeln prallen von den Wänden ab.

„Teufel! Deserteur! Chouan!“ wütet der Sergeant. „Wir werden dich doch noch lebend oder tot aus deinem Loch herunterkriegen! Feuert, ihr Leute! Und wer kein Hasenherz hat, der klettere die zweite Leiter hinan.“

Es war ein entsetzlicher Anblick. Die Weiber schriegen auf, die Männer sahen wie gebannt den vergeblichen Bemühungen der Belagerer zu, je nachdem zu welchem Lager sie gehörten, diese anfeuernd oder Verwünschungen ausstoßend und Rohan ihre Bewunderung und Teilnahme zollend. Draußen tobte der Sturm mit ungebrochener Kraft weiter und in der Kathedrale wiederhallte das Knattern der Schüsse, das Schreien und Fluchen der Menschen von den Wänden. Stunden verstrichen und Rohan beherrschte noch immer die Situation, seine Hände

bluteten von den spitzen Steinen, alles drehte sich um ihn herum, seine Augen flimmerten vor Müdigkeit und in seinen Eingeweiden wütete der Hunger. Nur die alles überwältigende Macht des Selbsterhaltungstriebes hielt ihn aufrecht; aber er sah und hörte nicht mehr, was um ihn vorging und schleuderte nur wie ein Verzweifelter Stein um Stein in die Tiefe. Zweimal noch stieß er die Leiter um, aber von Pipriac angefeuert, wagten immer neue Leute den Aufstieg. Seine Kräfte begannen zu schwinden und auch der Vorrat an Steinen war so ziemlich zusammengeschrumpft, doch lag ein riesiges Felsstück zu seinen Füßen. Dieses erhob er mit fast übermenschlicher Kraft und warf es blindlings auf die Emporklimmenden. Ein Krach, ein Schrei und die Leiter gab unter dem furchtbaren Gewicht nach, die Gestalten stürzten stöhnend in die Tiefe, entsetzliches Gejammer erfüllte die Luft und Rohan fiel, von Erschöpfung und Aufregung übermannt, in Ohnmacht.

Wie lange er bewusstlos gelegen, das wußte er nicht; aber er fand sich, als er die Augen aufschlug, an der Mündung des „schwarzen Loches.“ Draußen pfiß der Wind noch immer mit vollen Backen, das Meer toste, alle anderen Geräusche waren jedoch verstummt. Nur langsam kehrte ihm die Erinnerung an die überstandene Gefahr zurück. Er hielt den Atem an und lauschte, ob keine menschlichen Stimmen an sein Ohr dringen. Als er nichts dergleichen vernahm, kroch er mit schmerzenden Gliedern bis zum Rande des Loches und blickte hinunter, konnte aber kein lebendes Wesen entdecken. Kein Wunder, denn unten schäumte und gurgelte die Flut und wälzte sich immer näher bis zum „Altar.“ Das erklärte die unheimliche Stille. Die Belagerer hatten sich, wie so oft schon, vor dem barmherzigen Element flüchten müssen und er blieb Herr der Lage. Das war ein teuer erkaufter Sieg! Unten schimmerten durch das noch niedrige Wasser die Felsstücke und Steine, die er aus seinem Versteck hinabgeschleudert. Die Schlacht war geschlagen und Rohan Sieger. Wenn er mit genügendem Proviant versehen wäre, um seinen erschöpf-

ten Körper zu kräftigen, könnte er seine Position gegen eine noch so große Übermacht wie lange immer halten, aber seine Kräfte waren völlig erschöpft. Hunger und Kälte hatten ihr Werk vollbracht und seinen Organismus gründlich zerstört. Ein Gefühl der trostlosesten Verzweiflung und Vereinsamung packte ihn. Bislang hatte er sich tapfer gegen seine Feinde gewehrt und war ohne Zögern seinen Grundsätzen treu geblieben. Nun begann ihn der Glaube an sich, an die Menschheit und an Gott zu verlassen; er fühlte, daß es nicht mehr weiter ging und seine Kraft zu Ende war.

Das Wasser in der Kathedrale stieg immer höher und erfüllte den ungeheuern Raum wie Donnergrollen. Der Wind peitschte den Schaum nach allen Richtungen hin und dieser spritzte sogar dem sich ängstlich vorbeugenden Rohan ins Gesicht, der mit krampfhafter Spannung einen dunkeln, bewegungslosen Gegenstand, der gerade unter seinen Füßen lag, beobachtete. Die Flut kroch immer näher an diesen heran und neigte ihn schon fast mit ihrem Raß. Jetzt, jetzt wird sie ihn mit ihren gierigen Zähnen erfassen und zerfleischen! Rohans Auge bleibt wie gebannt auf dem dunkeln Punkt haften, bis sein Herz, von namenlosem Grauen erfaßt, der Versuchung, hinunterzuklettern und sich Gewißheit zu verschaffen, nicht länger zu widerstehen vermag.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fata Morgana.

Mit der Geschmeidigkeit eines Affen kletterte Rohan die glatte Granitwand hinab und befand sich nach wenigen Augenblicken auf der einzigen trockenen Stelle in dem ungeheuren Raume. Vorsichtig blickte er um sich, ob er vor seinen Verfolgern auch sicher sei und atmete erleichtert auf, als er bemerkte, daß die Flut sich mit einem donnerähnlichen Getöse durch das Thor des heiligen Gildas wälzte. Das weit draußen

wogende große Herz des Oceans erhob mit jedem Pulschlag die Wellen zu schäumenden Bergen, die an den Granitwänden zerstoßen, um im nächsten Augenblick um so höher wieder aufzutauchen. Mohan beobachtete ängstlich diesen mächtigen Aufbruch des tobenden, brausenden und immer höher steigenden Gewässers, das bereits seine nackten Füße umspülte und die bewegungslos auf dem Boden liegende Gestalt wegzuspülen drohte. Er zuckte zusammen, als ob eine eiskalte Hand an sein Herz gegriffen hätte und konnte keinen Blick von dem leichenblaffen, zum Himmel gerichteten Antlitz wenden, das jetzt vom fahlen Mondlicht beleuchtet wurde. Eines der großen Felsstücke, die Mohan in seiner blinden Wut heruntergeschleudert hatte, mußte den Mann niedergestreckt haben; es lag noch immer auf seiner zerschmetterten Brust. Der Tod mußte sofort eingetreten sein. Die eine starre Hand lag bereits im Wasser, während das schreckliche Gesicht mit den gebrochenen Augen wie anklagend zum Himmel emporstarrte.

Worte vermögen das Gefühl des Grauens, von welchem Mohan bei diesem Anblick durchrüttelt wurde, nicht zu beschreiben. Er fröstelte wie im Fieber, ein dumpfer wühlender Schmerz lähmte seine Glieder, er hätte, wenn es sein Leben kosten sollte, sich nicht von der Stelle zu rühren vermocht. Wie hypnotisiert starrte er bald auf das Antlitz des Toten, bald auf seine eigenen Hände, die nicht mehr rein von Blut waren. Vor seinen Augen sprühten Funken, er mußte sich an ein Felsstück lehnen, um nicht vor Schmerzen umzusinken.

Mit der Flucht seiner Feinde war sein wilder Zorn und sein Blutdurst sofort verraucht. Die Schlacht war geschlagen, er behauptete das Feld als Sieger, aber zu seinen Füßen lag ein von ihm Gemordeter! Er hatte schon öfter Tote gesehen — Männer, Frauen und Kinder, die in ihren Betten gestorben waren, nachdem sie die letzten Segnungen der Kirche empfangen hatten. Auch Totenwache hatte er als guter Christ und Bürger öfter gehalten, aber damals waren seine Hände noch nicht mit Blut besetzt gewesen und sein Gewissen rein!

Mit Entsetzen und Grauen ward er sich bewußt, daß seine Hände ein atmendes Menschenleben — das merkwürdigste und heiligste Geheimnis der Natur — vernichtet hatten.

Freilich hätte er sich damit trösten können, daß er nur aus Nothwehr gehandelt; aber ist das für ein so feinsüßlig geartetes Wesen wie Rohan Owensern ein Trost? Er, dessen Herz aus purer Güte, dessen Natur aus purer Liebe und Barmherzigkeit zusammengesetzt war, aus dessen Hand die unschuldigen Lämmlein und schüchternen Tauben gefressen hatten, der bislang keinem Lebewesen ein Leid hatte zufügen können, der selbst die Seevögel geschützt hatte, war an einem Menschen zum Mörder geworden! Schon der Gedanke erfüllte ihn mit grenzenlosem Abscheu! Sein Leben war zerstört, die Luft, die er atmete, vergiftet! Das also war das Ende seines Traumes von Liebe und Frieden auf Erden?!

Als er sich endlich aus dem einer Erstarrung ähnlichen Zustande aufraffte, zogen Wolken über seinem Haupte dahin, der Wind pffiff und das Meer brüllte noch immer hinter dem Thore. Er saßte sich ein Herz und bückte sich zu dem Toten hinab, um sein Antlitz zu erkennen, wozu er bisher noch nicht den Mut gefunden. In seinem Entsetzen flehte er inbrünstig, er möge wenigstens seinen bittersten Feind — Michel Grallon — ins Jenseits befördert haben, damit er vor sich selbst eine Entschuldigung finden könne. Gott erhörte sein Gebet nicht und Rohan war der Verzweiflung nahe, als er entdeckte, daß der Ermordete eine Uniform trug, schneeweißes Haupt- und Barthaar hatte und Sergeant Pipriac war! Während der langen Zeit seiner Verfolgung war es ihm nie eingefallen, dem Alten ernstlich zu grollen oder ihn als Todfeind zu betrachten. Er hatte ihn stets als den besten Kameraden seines Vaters gekannt und wußte, daß sich hinter der strengen Miene große Gutmütigkeit versteckte, daß Pipriac ihm gerne Gelegenheit zur Flucht geboten hätte, wenn eine solche möglich gewesen wäre und daß er nur „der Noth gehorchend, nicht dem

eigenen Triebe“ seine unliebsame Pflicht erfüllen wollte, ihn lebend oder tot den Behörden einzuliefern.

Der Tod adelt jedes Gesicht, auch der alte Sergeant sah in seiner starren Blässe ernst und ehrwürdig aus. Rohan war fassungslos — das hatte er nicht gewollt! Der Mond beleuchtete jetzt die grauenvolle Scene in der Kathedrale, die Flut war ruhig geworden, man hörte nur mehr das gleichmäßige Gemurmel der Wellen, die bereits Rohans Füße beledeten, was er gar nicht zu fühlen schien. Aber plötzlich ging ein Zittern durch seinen Körper, er horchte gespannt auf, über seinem Kopfe glaubte er menschliche Stimmen zu vernehmen, die in der Entfernung verhallten. Er warf noch einen Blick auf den Toten. Armer Pipriac, du wirst nie mehr schlechte Späße machen, nie mehr fluchen und wettern, deine Stimme ist für immer verstummt! Deine untersetzte Gestalt, deren unsichere Beine dich erst kürzlich durch die sonnenbeschienene Dorfstraße getragen, wird jetzt wie eine Weide von den Wellen der Flut bespült. Nie mehr wirst du die geliebte Schnapsflasche an deine durstigen Lippen führen. Du bist mit Tausenden von besseren Menschen auf deinem Posten, im Dienste des großen Welteroberers, der die Erde erzittern läßt, gefallen, und obgleich du dein Leben fern vom Schlachtfelde eingebüßt hast, muß man dir altem Veteranen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß du tapfer deine Pflicht erfüllt hast. Du warst trotz deiner rauhen Zunge ein seelenguter Mensch! So wenigstens dachte Rohan Owensern, während er sich zum letztenmal traurig über die Leiche neigte und über ihr das Kreuzeszeichen machte.

Jetzt erst bemerkt er, daß das schwere Felsstück noch auf der zerschmetterten Brust lastet. Er schleudert es in die Flut. Der von der Last befreite Körper wird von den Wellen hin und her geschaukelt, bis er auf das Gesicht zu liegen kommt. Rohan steht schon bis zu den Knöcheln im Wasser. Mit einem tiefen Seufzer reißt er sich los, wirft noch einen letzten zweifelnden Blick auf die von den Wellen umspülte Leiche und klettert dann wieder in sein Versteck.

Raum ist er oben angekommen, als seine Aufmerksamkeit von neuem durch den Laut menschlicher Stimmen erregt wird. Er blickt aufmerksam lauschend in die Höhe.

Zum erstenmal wird ihm die Gefahr, in die er sich durch seine That gestürzt, klar. Obgleich er, um kein autorisierter Menschenschlächter zu werden, nur aus Nothwehr einen Todschlag begangen, wird das Gesetz ihn dennoch als Mörder betrachten und früher oder später als solchen auch bestrafen. Mit einem markerschütternden Schrei wirft er sich auf die Kniee.

Hör' ihn, o barmherziger Gott, denn er betet! Habe Mitleid mit seinen Qualen; erfülle sein Flehen, denn er ist in deiner Hand! Ach, dieser verzweiflungsvolle Schrei, der sich in der Stille der Nacht zu dir erhebt, ist kein sanftes Gebet, das um Mitleid und Gnade fleht, es ist vielmehr der wahnsinnige Racheschrei einer verbitterten Seele. „Ich bin unschuldig an dieser That, o Gott, nicht auf mein Haupt falle die Schuld, sondern auf das Haupt desjenigen, der mich wie ein Wild zu Tode heßt und mich zu dem gemacht hat, was ich geworden bin. Strafe, o Herr, denjenigen, dessen rotes Schwert die Welt erzittern macht und der deine Geschöpfe zur Schlachtbank führt! Schone ihn nicht, o Herr, er sei verflucht, wie ich verflucht bin!“ Dies ungefähr war der Sinn des Gebetes, das sich aus Rohan Gwensferns gepreßtem Herzen gen Himmel erhob. Dann sprang er auf und betrat, ohne daran zu denken, was mit ihm geschehen werde, den schwindeligen Pfad, der zur Klippe emporführte.

Das Datum jenes Tages ist denkwürdig: man schrieb den 19. Oktober des Jahres 1813.

Das Vorkommnis, welches wir jetzt erzählen wollen, wird von jenen, denen der Lebenslauf Rohan Gwensferns bekannt ist, verschieden wiedergegeben. Die Frommen und Abergläubischen sind von der Überzeugung durchdrungen, daß Rohan an jenem Abend wirklich eine apokalyptische Erscheinung gesehen habe; andere meinen, daß er die Vision nur im Geiste

gesehen habe — sein fieberhaft erregtes Gehirn habe ihm eine Art Fata Morgana vorgespiegelt; die kleine Zahl der Steptiker geht so weit, zu behaupten, Kohan habe sich die Geschichte erst in späteren Jahren zusammengereimt, als Wahrheit und Dichtung sich in seinem Geiste zu einem außergewöhnlichen Bilde verschmelzten. Sei dem wie immer, Kohan Owenfern berichtet, daß er, als er in jener Nacht, wie von Furien gejagt, aus seinem Versteck floh und den gefährlichen Klippenweg emporklomm, plötzlich am Himmel eine geheimnisvolle Luftspiegelung bemerkte.

Der Mond verschwand hinter einer Wolke, von der er wie aus einem transparenten Zelt sein fahles Licht über den Himmel ergoß. Dichte Dunstmassen stiegen empor und wurden in der Richtung des Windes vorwärts getrieben; plötzlich, wie auf das Zeichen einer Hand, hörte der Wind auf, die Wolken standen still und lautlose Ruhe herrschte sowohl in den Klüften, als auch über dem Meere. Diese beängstigende Stille dauerte jedoch nur einen Augenblick. Mit atemloser Spannung sah Kohan den weiteren Ereignissen entgegen. Er blickte in die Höhe und bemerkte zu seinem grenzenlosen Erstaunen, daß die Wolken die Gestalt von über seinem Haupte marschierenden Armeen angenommen hatten. Die Erscheinung nahm immer größere Dimensionen an und wurde immer deutlicher. Er sah das Blitzen der Säbel, das Aufeinanderplatzen der Regimenter, ja, er konnte sogar ganz klar die Infanterie und die Silhouetten der Artillerie unterscheiden! Das ganze Himmelszelt schien sich in ein ungeheures Schlachtfeld zu verwandeln, das mit Toten und Sterbenden bedeckt war; dort, wo sich sonst die Milchstraße hinzieht, schlängelte sich ein ungeheurer Strom, durch den Legionen von fliehenden Soldaten schwammen.

Die Gestalten zogen klar und deutlich, aber doch geisterhaft an ihm vorbei und selbst die sich in weiter Ferne erhebenden Gesichter glaubte er deutlich zu sehen, sie trugen alle den schmerzlichen Ausdruck jenes Toten, vor dem er eben in wahnsinniger Angst geflohen war. Doch was war das? Seine

ganze Aufmerksamkeit wurde jetzt von einer Gestalt in Anspruch genommen, die sich in der Nähe der halbdurchscheinenden Wolke, die den Mond verschleierte, riesengroß erhob.

Sie saß, in Mantel und Kapuze gehüllt, hoch zu Ross und deutete mit erhobener Rechten nach vorwärts. Trotzdem ihre Umrisse das gewöhnliche menschliche Maß bei weitem überschritten, schien sie doch das Antlitz eines Menschen zu haben — es war weiß wie Marmor und kalt wie der Tod.

Langsam, wie Wolken dahinzuschweben pflegen, glitt die Gestalt über das Firmament dahin und um sie herum schwebten all die Legionen Fliehender, denen sie den Weg zeigte. Der Kopf war tief auf die Brust gesenkt, wie der eines Nutzlosen; die kalten, erbarmungslosen Augen blickten in stiller Verzweiflung zu Boden. Bestürzt und angsterfüllt erhob Nohan seine Hände mit einem Schrei, denn die Umrisse, die er anstarrte, erschienen ihm beinahe gottähnlich und auch die Gestalt schien göttlich; aber als er fester hinsah, verwandelten sich die Züge des göttlichen Antlitzes und kamen ihm furchtbar bekannt vor. Ach, es war das Gesicht des Mannes, der ihm sein Leben verbittert und welches ihm Christus im Traume gezeigt hatte!

Kolonnen nach Kolonnen passierte vorbei und verdunkelte das ganze Firmament. In ihrer Mitte bewegte sich, teuflisch und herrlich, das Phantom Napoleons.

So geschahen in der Nacht des 19. Oktober 1813. Bekanntlich erfolgte die Flucht der französischen Armee aus Leipzig, mit Bonaparte an der Spitze, zur gleichen Zeit . . .

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Bei Mutter Gwensfern.

„Tante Luise, es ist nur zu wahr! Pipriac ist tot und seine Leiche liegt drüben im Wirtshause aufgebahrt; aber Rohan lebt! Ach ja, er hat Pipriac getötet!“

„Kann er dafür? Es war ein Kampf auf Leben und Tod.“

„Jetzt wird kein Mensch mehr Erbarmen mit ihm haben, denn an seinen Händen klebt Blut. Niemand wird ihm Brot oder Obdach geben, und wenn er sich nicht freiwillig ergibt, wird kein Priester ihm Absolution erteilen und seine arme Seele wird nicht Buße thun können.“

„Ist dem wirklich so, Marcelle?“

„Ja, denn alle behaupten, es sei Mord, sogar Vater Kolland, der ein wirklich gutes Herz hat. Aber das ist nicht wahr, ich glaube es nicht.“

„Ich auch nicht! Was hätte der Ärmste thun sollen? Mein armer verfolgter Zunge hat nur in der Nothwehr Blut vergossen, seine Verfolger haben ihn dazu gezwungen. Gott möge sich seiner Seele erbarmen und meinen armen, armen Zungen wieder zum Guten leiten!“ stammelte die Alte.

Die beiden Frauen saßen, wie so oft schon, eng aneinander geschmiegt in der ärmlichen Hütte, trostesbedürftiger denn je. Rohans Blutthat lastete auf ihnen wie ein schwerer Alpdruck. Den Abgesandten des großen Kaisers niederzustrecken, dünkte ihnen ein doppelt furchtbares Verbrechen. Sie wußten nur zu gut, daß für diese That, sie mochte noch so gerechtfertigt sein, keine Gnade zu erwarten sei. Rohan war für immer ein Ausgestoßener und vogelfrei, jeder konnte ungestraft Hand an ihn legen. Sie wurden durch Jan Goron aus ihren Grübeleien geweckt: „Guten Tag, Mutter Gwensfern! Gott mit dir, Marcelle! Ich dachte mir, euch hier beisammen zu treffen und deshalb bin ich gekommen. Verlieret den Mut nicht! Gott hilft dem Gerechten! Die Gendarmen sind wütend und haben

die Grotte endlich erschirmt, aber von Rohan keine Spur gefunden. Er hat wahrscheinlich, von dem gestrigen furchtbaren Sturm begünstigt, ein sichereres Versteck aufgesucht. Übrigens bringe ich euch auch noch andere Neuigkeiten. Der König von Sachsen soll von unserem Kaiser abgefallen sein, die französische Armee steht vor Leipzig, wo man ihr allgemein eine große Niederlage prophezeit. Viele behaupten, daß der Kaiser endlich seinen Mann gefunden habe und daß sich jetzt alle Könige gegen ihn auflehnen. Kein Wunder, hat er doch bis nun zum Frühstück ein halbes Dutzend Könige verschlungen!“

Diese Neuigkeit hätte zu einer anderen Zeit Marcelle Derval sehr erregt, heute schenkte sie ihr absolut keine Beachtung. Die Schicksale Frankreichs und des großen Kaisers gingen in ihrem persönlichen Kummer vollständig unter. Als Goron von einer Niederlage vor Leipzig sprach, sagte sie bloß: „Hoël und Gildas dürften dort sein. Vergangene Woche hatten wir von Gildas Brief. Er schreibt, daß er schon drei große Schlachten mitgemacht habe, ohne im geringsten verletzt worden zu sein. Er hat auch den Kaiser ganz in der Nähe gesehen und meint, daß er sehr alt aussehe. Auch Hoël ist gesund und heil. Ach Gott, warum kann nicht auch mein armer Better Rohan an ihrer Seite kämpfen, uns allen wäre wohlher zu Mute — nicht wahr, Tante Luise?“

Ein Thränenstrom stürzte aus Marcelles Augen und die Witwe stöhnte schmerzlich. Freilich, wenn Rohan seine Mannespflicht erfüllt hätte und ein tapferer Soldat geworden wäre, würde er sich all die zahllosen übermenschlichen Leiden und Qualen und als deren Folge die Todssünde erspart haben. Im Kriege hätte er vielleicht auch Blut vergossen, aber nur Feindesblut, welches, wie alle guten Patrioten wissen, von Gott nicht als Sünde angerechnet wird!

Es ward Nacht. Eine schwarze, wilde Nacht. Der Wind, der sich tagsüber etwas gelegt hatte, erhob sich mit erneuter Kraft. Die Stütze erzitterte unter den heftigen Windstößen. Marcelle hatte es nicht übers Herz bringen können, die Witwe

in diesem Sturm allein zu lassen und hatte ihrer Mutter durch Goron die Botschaft gesandt, daß sie die Nacht bei Tante Luise bleiben wolle.

Der Dorf im Kamin war schon fast ganz zu Asche gebrannt, aber die beiden Frauen saßen noch immer vor dem Herd und lauschten entweder dem Orkan draußen, oder sie besprachen im Flüstertone, wovon ihr Herz voll war. Plötzlich erhob sich Marcelle, denn ihr schien, als ob jemand an die Fenster Scheibe geklopft hätte. Sie lauschte mit angehaltenem Atem — das Klopfen wiederholte sich; endlich versuchte sogar jemand, die von innen versperrte Thüre aufzustoßen.

„Öffne,“ schrie eine heisere Stimme von draußen.

Jetzt sprang auch die Mutter auf; jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht, sie zitterte an ganzen Leibe. Marcelle schwankte zur Thüre und riß sie auf; stumm und verängstigt, wie ein geheyztes Wild, schlich ein Mann herein.

Es bedurfte keines Blickes und keines Wortes; die beiden Frauen wußten sofort an dem furchtbaren Klopfen ihres Herzens, daß der verlorene Sohn heingekehrt sei. Mit der ihr eigenen Geistesgegenwart sprang Marcelle zur Thüre zurück und versperrte sie, dann verhängte sie auch noch sorgfältig das Fenster, damit kein Unberufener hereinspähen könne und schraubte die kleine Hängelampe tiefer. Mittlerweile hatte sich Rohan, vor Kälte zitternd, zu dem fast erloschenen Feuer geschlichen und war erschöpft auf die Bank gesunken. Die beiden Frauen brachten vor Entsetzen kein Wort über die Lippen und starrten den nächtlichen Gast, dem die Fetzen vom Leibe hingen, den der Regen bis auf die Haut durchnäßt hatte, so daß ihm das Wasser aus dem verwilderten Haar und Bart tropfte, voll zärtlichen Mitleids an.

Ohne das leiseste Erkennungszeichen von sich zu geben, deutete Rohan auf den Speiseschrank und stammelte heiser: „Brot!“

Jetzt erst fiel es den beiden ein, daß der Ärmste ausgehungert sei und daß das wilde Feuer in seinen Augen vom

Hunger herrühre. Marcelle brachte schnell, was sie Eßbares im Schranke fand und stellte es vor Rohan hin. Er griff hastig nach einem Stück Brot und verschlang es gierig, ohne recht zu kauen. Mutter Gwensern glaubte, ihr Herz müsse bei diesem Anblick brechen, sie sank vor ihm nieder und schluchzte bitterlich: „O, mein Sohn, mein armer Sohn, was hat man aus dir gemacht!“

Er schien sie gar nicht zu hören, seine ganze Aufmerksamkeit war auf den Teller gerichtet, nur seine Blicke irrten rastlos in dem kleinen Gemach umher. Marcelle brachte ihm ein Fläschchen Schnaps; er that einen großen Schluck und erst nachdem er getrunken und eine wohlthuende Wärme seinen Körper durchströmte, ließ er seinen Blick auf ihr ruhen: „Bist du es, Marcelle?“ fragte er, sie erkennend.

Sie antwortete nicht, denn Thränen ersticken ihre Stimme. Er lachte schrill auf und wandte sich an seine noch immer vor ihm knieende Mutter: „Ich war dem Verhungern nahe, deshalb bin ich zu dir gekommen. Sie suchen mich dort oben im Trou und werden mir nicht hierher folgen. Wenn sie es thun, sollen sie mich bereit finden! Hast du gehört, was mit Pipriac geschehen ist? Der alte Narr hat seine Lehre erhalten — er ist selbst schuld daran! Welch' furchtbare Nacht ist doch heute!“ Wieder stieß er ein kurzes, hartes Lachen aus, das den Frauen ins Herz schnitt, dann heftete er seinen fieberhaften Blick auf Marcelle und fuhr fort: „Du hast dir deine Schönheit bewahrt, Kleine! Freilich weißt du nicht, was Hunger heißt, sollst es auch nie wissen! Hunger thut weh; ohne Hunger wäre die ganze Geschichte die reinste Komödie gewesen! Sieh' mal, ich habe kein Lot Fleisch mehr an den Knochen; wenn du mich draußen getroffen hättest, du würdest mich sicherlich für ein Gespenst gehalten haben. Warum siehst du mich so eigentümlich an? Du fürchtest dich vor mir, Marcelle Derval! O Gott, meine Base hat Angst vor mir!“

„Nein, nein, Rohan, ich habe keine Angst,“ schluchzte das Mädchen, kaum mehr ihrer Sinne mächtig.

Er starrte sie ein bis zwei Pulsschläge lang forschend an, dann hob und senkte sich seine Brust krampfhaft, er presste die Hand aufs Herz und fragte hastig: „Weshalb blickst du mich also so ängstlich an? Du hassst mich, nicht wahr? Himmlische Mutter, sei mir gnädig, sie haßt mich!“

„Nein, nein, Rohan! So wahr mir Gott helfe, ich hasse dich nicht!“ Sie fiel vor ihm nieder und umklammerte aufschluchzend seine Kniee, während die Mutter seine Rechte mit heißen Küssen bedeckte. Er saß eine Weile wie verzaubert da, sein ganzer Körper zitterte vor Erregung; endlich raffte er sich auf und entriß seiner Mutter die Hand: „Ihr Weiber seid wohl toll geworden? Ihr wißt nicht, wen ihr umarmt; ihr wißt nicht, wem ihr Obdach gebt? Gott und die Menschen sind gegen mich, denn ich bin ein Mörder und für Mörder giebt es kein Erbarmen! Ja, ich habe Pipriac, den besten Freund meines seligen Vaters, erschlagen. Ach, wenn ihr das gesehen hättet — es war furchtbar! Das Felsstück hat seine Brust wie eine Eierschale zerdrückt! Der brave, alte Pipriac, den mein Vater so sehr liebte, war augenblicklich tot, und meine Hände haben ihn getötet!“

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich den Lippen der beiden Frauen, aber sie schmiegten sich nur noch enger an Rohan und bedeckten seine abgekehrten Hände mit heißen Küssen. Er schien bis in die innerste Seele erschüttert, seine fieberhaft glänzenden Augen füllten sich mit Thränen. Mit zitternden Armen zog er die beiden Frauen an seine Brust: „Mutter, geliebte Mutter, du hassst mich also nicht? Und du, Marcelle, fürchtest dich nicht vor dem Mörder?“ kam es leuchend von seinen blaffen Lippen.

Das abgehärmte alte Weib und das bleiche junge Mädchen blickten mit der gleichen leidenschaftlichen Liebe zu ihm empor. Durch seine Leiden und Sünden war er ihnen nur noch teurer geworden. Seine Augen blieben auf dem süßen Kindergesicht seiner Base haften; ihre treue Anhänglichkeit war ihm eine unerwartete Offenbarung. Blitzartig tauchte die glück-

liche Vergangenheit vor seinem geistigen Auge auf. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und schluchzte wie ein Kind. Die Frauen beobachteten ihn voll Angst und Scheu, doch plötzlich sprang er auf und lauschte, mit jenem Ausdruck eines gehezten Wildes, der sie bei seinem Eintritt so sehr erschreckt hatte. Trotz des heftigen Windes und Regens hatte sein scharfes Ohr Fußtritte auf dem Kies vor dem Hause vernommen. Noch ehe einer von ihnen ein Wort sprechen konnte, klopfte es an die Thüre.

„Pustet das Licht aus!“ flüsterte Marcelle, was Mohan sofort that. In der Hütte war's nun ganz finstern. Der Flüchtling verkroch sich in die entfernteste Ecke der Küche, hinter den großen Schrank, während Marcelle zur Thüre schritt.

„Ihr da drinnen, öffnet sofort! Oder wollt ihr einen guten Christen die ganze Nacht im strömenden Regen stehen lassen? Ich bin durchnäßt wie eine extrunkene Ratte.“

„Wir können niemandem Einlaß gewähren, denn es ist spät und wir sind schon zu Bette.“

„Ich erkenne deine Stimme, Marcelle Derval. Ich habe in diesem Hundewetter den langen Weg gemacht, um dich zu finden und dir eine Neuigkeit zu melden. Öffne sofort; ich bin's, Mikel Grallon!“

„Wer immer du bist, trolle dich hinweg!“ rief Marcelle energisch.

„Nicht früher, bis ich dich gesehen und gesprochen! Öffne die Thüre sofort, wenn du nicht willst, daß ich sie einbreche!“ Noch während er das sagte, schlug der Mann mit seinen Fäusten so heftig gegen dieselbe, daß die Klinke nachgab und der schwache Kiegel unter den Schlägen von selbst aufsprang. Mutter Gwenfern stieß einen Angstschrei aus, als Mikel Grallon über die Schwelle stolperte. Marcelle versperkte ihm den Eingang mit ihrem eigenen kräftigen Körper: „Was bringt dich zu dieser ungewöhnlichen Stunde her?“ herrschte sie den Burschen zornig an. „Ich verbiete dir, auch nur noch einen Schritt weiter zu gehen! Siehst du nicht, wie du die arme

alte Frau erschreckt hast? Ach, wenn doch einer meiner Brüder oder Onkel Owen hier wäre, du würdest es nicht wagen, die Schwelle zu übertreten! Bei Gott, ich, ein schwaches Mädchen vergreife mich an dir, wenn du nicht sofort gehst!“

„Nur nicht so hitzig, Kleine! Hier ist meine Backe — schlag' zu! Ich glaube nicht, daß ein Schlag von deinem kleinen Patschen sehr weh thäte — übrigens verstehen wir beiden uns ja sehr gut. Was, mein Liebchen? Du bist meine kleine Marcelle; dein Onkel wäre glücklich, mich als Schwiegersohn zu haben, und da der Feigling von einem Better für alle Zeiten abgethan ist, wirst auch du Vernunft annehmen und Marcelle Grallon werden. Nicht wahr, Marcelle Grallon klingt hübscher als Marcelle Derval?“

Ehe das Mädchen es verhindern konnte, fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen, ein widerlicher Schnapsgeruch beleidigte ihre Nase und jetzt erst war ihr klar, daß sie es mit einem Betrunknen zu thun habe. Sie raffte sich aus ihrer Betäubung auf und versetzte dem Zudringlichen eine schallende Ohrfeige. Kein Schrei entrang sich ihrer Kehle, denn sie fürchtete, Mohan dadurch aus seinem Versteck zu locken und das wollte sie ja um jeden Preis vermeiden.

„Laß mich los, Mikel Grallon, oder es giebt ein Unglück!“ Ehe der Bursch noch recht wußte, wie er diese Worte deuten sollte, versetzte sie ihm einen solchen Stoß vor die Brust, daß er mitten in die Küche taumelte. Er fand sich gerade Mutter Owenfern gegenüber, die ihn mit flammenden Augen anstarrte.

„Ah, Ihr seid es, Mutter Owenfern?“ lallte Mikel, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte. „Dann habt Ihr ja gehört, was ich meinem Bräutchen Marcelle gesagt, und wißt, was Ihr von Eurem saubern Sohn zu halten habt. Er hat einen Mord begangen und wird, wenn man ihn erwischt, wie ein Hund zu Tode gefoltert werden. Das ist Eure Belohnung dafür, daß Ihr einen Feigling zur Welt gebracht habt. Ihr thut mir leid, denn Ihr seid ein altes Weib, aber es ist einzig und allein Eure Schuld!“

„Schweig', Mittel Grallon! Im Namen der heiligen Jungfrau bitt' ich dich, geh', ehe ein Unglück geschieht!“ rief Marcelle voll Entsetzen, ganz dicht an ihn herantretend. Er benützte die günstige Gelegenheit, um seine Arme abermals um ihre zarte Gestalt zu schlingen: „Hab' ich dich wieder, mein Täubchen? Ich bin gekommen, um dich zu holen, denn ich dulde es nicht, daß du auch nur eine Nacht unter diesem Dache schläfst! So sicher wie du Marcelle Grallon sein wirst, so sicher darfst du nicht hier verweilen. Das Heim eines Elenden und eines Mörders ist kein passender Ort für dich — Mutter Gwenfern weiß das ganz gut. Sei nicht eigensinnig, mein Schatz, sonst werde ich böse, ich, der ich dich anbede! Ah, du kannst dich noch so sehr sträuben, ich halte dich fest für alle Zeiten!“

Er drückte sie wie mit Eisenklammern an seine Brust, sie war keiner freien Bewegung fähig. Doch plötzlich fühlte Grallon seine Kehle wie zugeschnürt, ein heftiger Ruck und er flog wie ein Federball in die Luft. Das war das Werk eines Augenblicks. Als er wieder Atem zu schöpfen vermochte, lag er am Boden und zwei wie feurige Kohlen glühende Augen blickten drohend in die seinigen.

„Hilfe! Der Deserteur! Hilfe!“ brüllte Mittel, aber schon umklammerte die eiserne Faust wieder seine Kehle.

„Halt das Maul, elender Verräter! Jetzt habe ich dich in meiner Gewalt! Wenn du deine verruchte Seele Gott empfehlen willst, so thue es rasch, denn du bist ein Kind des Todes! Dir verdanke ich alle Qualen; du hast mich wie einen tollen Hund gehezt, hast mich dem Hungertode preisgegeben und mich in den Wahnsinn getrieben! Jetzt bist du in meiner Hand! Jawohl, ich habe Pipriac umgebracht, aber du bist an all dem Elend und Unglück schuld und dein letztes Stündlein hat geschlagen, Judas!“

Grallon rang nach Atem. Die furchtbare Todesangst hatte ihn vollständig ernüchtert. Er bemühte sich jedoch vergebens, sich von den eisernen Klammern, die seinen Hals umspannten,

zu befreien, bis die beiden Frauen sich ins Mittel legten und Rohan beschworen, das Leben des Verräters zu schonen und sich nicht auch noch mit seinem Blute zu besudeln. Der Klang ihrer Stimmen schien den Sturm in seiner Brust zu dämpfen und ihm seine eigene gefährliche Lage in Erinnerung zu bringen. Er versetzte Grallon noch einen derben Rippenstoß und machte Miene, sich der Thüre zu nähern; kaum fühlte sich Mittel jedoch frei, als er laut schrie: „Hilfe! Hilfe! Der Deserteur will entwischen!“

Blitzschnell faßte ihn Rohan um die Mitte und schleuderte ihn mit solcher Wucht zu Boden, daß er bewußtlos liegen blieb. Mit einem schmerzlichen Blick auf seine Mutter und Marcelle eilte er zur Thüre hinaus und verschwand im Dunkel der Nacht.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle des Haffes.

An einem düsteren Octobernachmittag kämpfte eine einsame Gestalt gegen den heftigen Sturm an, der über die nördlich von Kromlaix sich erstreckende große Ebene segte. Der Regen ergoß sich in Strömen und dichter Nebel erfüllte die Luft, so daß man keine zehn Schritte weit sehen konnte. Dem alten Manne peitschten Wind und Regen ins Gesicht und er konnte nur langsam weiterschreiten. Ja, oft ging ihm der Atem ganz aus, so daß er auf allen vieren kriechen mußte. Er war ganz dünn gekleidet und trug einen Rucksack auf dem Rücken. Der Sturm tobte immer heftiger und das Gehen wurde ihm mit jeder Minute sauerer; bald schien es, als ob er durch Wolken schwebe, so sehr hatte sich der Nebel verdichtet. Plötzlich blieb er erschrocken stehen, denn tosendes Meeresegebrüll schlug an sein Ohr; da erblickte er gerade vor sich die Umrisse eines Gebäudes. Bemüht, ein Obdach zu finden, beschleunigte er seine Schritte und stand bald unter dem Thor

einer verfallenen Kapelle, über dem die Inschrift stand: „Notre Dame de la Haine,“ zu deutsch „Unsere Frau vom Hass.“

Ein seltsames Lächeln umspielte die Lippen des einsamen Wanderers, während er eintrat. Gleich beim Eingang lag ein Steinblock, der zum Ausruhen einlud. Von hier konnte man das Innere der Kapelle übersehen und war vollkommen vor dem Sturm geschützt. Diese anscheinend verfallene Kapelle war nicht ganz so verlassen, wie man glauben konnte. In Stunden der Pein und Leidenschaft kamen Männer und Frauen hierher, um ihre Feinde der Rache der „Lieben Frau vom Hass“ zu empfehlen. Jungfrauen, die von ihrem Liebsten verlassen wurden, betrogene Ehemänner und Ehefrauen flehten zu der Schutzpatronin des Kirchleins um Rache. Die christliche Erleuchtung leuchtet so hell und tief in die Seelen der Menschen, daß diese der Mutter Gottes die Namen aller ihrer eigenen Leidenschaften verleihen und an die göttliche Macht der „Lieben Frau vom Hass“ ebenso fest glauben, wie an die der „Lieben Frau von der Liebe.“

Das Innere der Kapelle machte einen düsteren, unheimlichen Eindruck; ein Teil des Daches fehlte und der Regen plätschte erbarmungslos auf das Steinbildnis „Unserer lieben Frau,“ welches auf einem niedrigen Sockel stand, an einer Stelle, wo sich früher ein Altar erhoben haben mochte. Es war nichts weniger als ein Kunstwerk, aber der Volksmund schrieb dem arg verstümmelten Torso doch noch göttliche Macht zu. Rund um den Sockel lagen milde Gaben: gewöhnliche Rosenkränze, Blumensträuße aus Wachs, allerlei bunte Lappen und auch Schmuckgegenstände. Der einst gepflasterte Fußboden der Kapelle wies nur noch wenige Quadersteine auf, Gras und Kesseln wucherten hier wild und streiften die Füße der Madonna.

Der alte Mann sah sich seufzend in dem düstern Raume um, nahm dann seinen Rucksack von der Schulter, öffnete ihn und packte ein Stück Schwarzbrot aus. Er hatte kaum zu essen begonnen, als er durch den Laut einer menschlichen

Stimme aufgeschreckt wurde, die aus dem Innern der Kapelle zu dringen schien. Er versuchte das Dunkel zu durchdringen, vermochte jedoch keine menschliche Gestalt zu unterscheiden; als sich aber der Laut wiederholte, stand er auf, schritt auf den Altar zu und entdeckte vor dem Bildnis die flach hingestreckte Gestalt eines Mannes mit dem Gesicht nach unten. Er mußte entweder schlafen oder in Ohnmacht gefallen sein. Dieses Stöhnen entrang sich seiner Brust, sein abgekehrter Körper war notdürftig mit Fetzen bekleidet, lange wirre Locken, aus denen das Wasser rieselte, hingen ihm über die Schultern herab. Er zitterte vor Kälte, denn er war vom Regen ganz durchnäßt. Der alte Mann neigte sich besorgt über ihn, aber er rührte sich nicht. Erst als er ihn sanft ansprach, sprang er auf und blickte wild und mit blutunterlaufenen Augen um sich. Es war ein herzerreißender Anblick, diesen verwilderten und verzängstigten jungen Riesen zu sehen, in dessen Augen der Wahnsinn lauerte.

„Rohan! Rohan Gwensfern, du hier?“ flüsterte Meister Arfoll entsetzt, denn er war es.

Rohans Arme, die wie zur Abwehr ausgestreckt waren, fielen schlaff an die Seite hinab, während er seinen alten Gönner mit wild rollenden Augen anglozte. Erst allmählich wich der raubtierartige Ausdruck aus seinen Zügen und machte einem träumerischen Platz.

„Sie sind's, Meister Arfoll?“ kam es schluchzend aus seiner Kehle.

Der Wanderlehrer streckte ihm beide Hände entgegen und blickte dem Gehejten zärtlich ins Gesicht. Eine Weile brachten beide kein Wort hervor, die Aufregung schnürte ihnen die Kehle zu. Endlich rief der Alte erschüttert: „Mein Sohn, du lebst! Gott sei Dank, du lebst! Drüben in Traonili ging die Kunde, du seist tot! Aber ich konnte es nicht glauben. Gott sei Dank, du lebst! Er muß meine Schritte hierher gelenkt haben! Ich suchte vor dem Sturm Schutz; das hier ist ein böser Ort und die ihn auffuchen, haben böse Herzen! Was

thatest du hier, mein Sohn? Beten? Zu unserer Frau vom Haffe?!"

"Ja," entgegnete Rohan mit scheu zu Boden gesenkten Blicken.

"Ah, mein Sohn, deine Feinde waren grausam gegen dich. Möge Gott sich deiner erbarmen, mein armer Rohan!"

"Ich flehe nicht zu Gott, sondern nur zu ihr!" rief er mit hohler Stimme und zornflammenden Blicken. "Niemand kann mir helfen, wenn sie es nicht kann. Ich habe schon oft hier gebetet und wilde Flüche auf das Haupt des Kaisers herabbeschworen!" Plötzlich wandte er sich mit ausgebreiteten Armen dem Altar zu und rief: "Mutter Gottes, erhöre mich! Mutter des Hasses, erfülle mein Flehen binnen einem Jahre! In einem Jahre! Du hast es mir versprochen!"

Sein totenblasses Gesicht war von Leidenschaft verzerrt; er wollte sich in seiner Verzückung wieder auf den feuchten, kalten Boden vor dem Bildnis der Madonna niedertwerfen, aber Meister Arfoll hinderte ihn sanft daran: "Komm, mein Sohn, wir wollen lieber ein wenig miteinander plaudern. Ich habe dir Neuigkeiten zu erzählen. In meinem Rucksack ist Brot, Käse und etwas Rotwein, wir wollen, wie in den guten alten Zeiten, zusammen essen und trinken und dabei erzähle ich dir alles, was ich draußen in der Welt gehört habe."

Die sanfte Art des Lehrers wirkte beruhigend auf Rohan; er folgte ihm wie ein Lämmchen zu dem Steinsitz neben dem Eingang. Hier nahmen die beiden vom Schicksal schwer geprüften Männer Seite an Seite Platz. Die Kapelle war jetzt ganz finster geworden; der Regen hatte aufgehört, aber der Sturm wütete noch immer mit aller Heftigkeit. Meister Arfoll packte seine Vorräte aus und nötigte den der Nahrung bedürftigen Gast, wacker zuzusprechen; dann reichte er ihm die Feldflasche, die eine brave Landwirtin am Morgen mit kräftigem Rotwein gefüllt hatte. Rohan that einen guten Schluck, das Blutkehrte allmählich in seine Wangen zurück, der raubtierähnliche Ausdruck verschwand aus seinen Zügen und er

beantwortete alle Fragen, die Arfoll bezüglich seiner letzten Erlebnisse stellte.

Nach jener furchtbaren Scene in der Hütte seiner Mutter hatte er mehrere Tage in der von den Menschen gemiedenen Moorebene verbracht, um schließlich in die Grotte des heiligen Gildas zurückzukehren.

„Jetzt mögen die Häscher kommen, sie werden mich nie finden! Ach, Meister Arfoll, nachdem ich den alten Pipriac umgebracht hatte, konnte ich es im ‚Trou‘ nicht aushalten! Ich sah den armen Alten immer vor mir mit blutender Wunde, die starren Augen vorwurfsvoll auf mich gerichtet. Glauben Sie mir, es ist furchtbar, Blut zu vergießen! Pipriac war im Grunde ein guter Mensch und der beste Freund meines Vaters. Heilige Mutter Gottes, eines solchen Todes zu sterben! Ich muß immer daran denken; mein Gewissen läßt mich weder bei Tag noch bei Nacht ruhen. Vergebens sage ich mir, daß ich das nicht gewollt und nur aus Notwehr mich verteidigt habe!“

Seine Zähne klapperten wie im Fieber. Arfoll streichelte zärtlich die abgemagerten Hände und sprach ihm Trost zu. Allmählich beruhigte er sich denn auch und fuhr fort: „Eines Nachts, als der Sturm wieder furchtbar wütete und Pipriacs Gestalt nicht von mir weichen wollte, hielt ich es nicht länger aus, zündete meinen Rienspan an und begann, die Schritte zählend, den Raum zu durchmessen. So gelangte ich in die entfernteste Ecke der riesigen Höhle und entdeckte ein finsternes Loch, durch das ein Mensch bequem zu schlüpfen vermag. Ich kroch auf allen vieren hinein und fand nach einigen Schritten eine zweite, nicht minder große Grotte als die, in der ich schon so lange lebte. Aber das war noch nicht alles. Ich entdeckte auch noch, daß die Klippen wie eine Riesenhonigscheibe durchhöht seien, denn ich fand rechts und links Hohlwege, die direkt ins Erdinnere führten — —“

„Genau so wie in La Vilaine drüben,“ unterbrach ihn Meister Arfoll. „Die Eingänge sind bekannt, aber kein Mensch

hat es bisher gewagt, die Höhlen zu durchforschen, aus Furcht, daß es dort spuke. Es heißt, daß die alten Römer sie angelegt haben; aber wer kann das heute mit Bestimmtheit behaupten?“

Rohan schwieg, er schien wieder in eine Art Erstarrung verfallen zu sein. Endlich blickte er auf, zeigte auf das Kapellenfenster und sagte ruhig: „Der Regen scheint aufgehört zu haben, der Mond ist aufgegangen.“

Meister Arfoll nickte zustimmend und fragte mitleidig: „Was gedenkst du jetzt weiter zu thun, mein Sohn? Ach, daß ich dir helfen könnte, aber ich bin so schwach und arm! Hast du keinen anderen Freund?“

„Ja, einen — Jan Goron; ohne seine Hilfe wäre ich gestorben.“

„Gott segne ihn!“

„Seit dem Tode Pipriacs hat er bereits dreimal Nahrungsmittel unter dem Dolmen auf der Festwiese versteckt. Meine Mutter bereitet mir Fackeln aus Talg und Pech, damit ich in der Dunkelheit nicht den Verstand verliere und Jan versteckt sie unter dem Dolmen, wo ich mir die Dinge nächstlicherweife hole.“

„Gott hat dir, mein Sohn, viel Mut und Kraft verliehen; ein anderer Mensch wäre unter all den Leiden und Qualen längst zusammengebrochen. Sei auch weiter mutig, mein armer Rohan — hoffe auf die Zukunft; die Zeiten ändern sich! Weißt du, daß vor Leipzig eine große Schlacht stattgefunden hat und unser Kaiser geschlagen wurde?“

Das Wort „Kaiser“ genügte, um Rohans wilden Zorn wieder zu entsachen. Er sprang auf und streckte die Arme sehnlichst zur „Mutter des Hasses“ aus, während Arfoll in seinen Mittheilungen fortfuhr: „Man berichtet gar seltsame Dinge. Viele behaupten, Napoleon sei in Deutschland gefangen, andere wieder, er habe einen Selbstmordversuch gemacht. Das eine ist sicher, er hat eine Niederlage erlitten wie

noch keine zuvor und seine Armee ist in voller Flucht begriffen. Die Welt hat sich endlich gegen ihn erhoben!“

Eine Stunde später standen die beiden Männer vor der Kapellenthüre: „Ich werde deinen Onkel Derval besuchen und deine Base Marcelle sehen. Soll ich ihr eine Botschaft von dir ausrichten?“

„Sag' ihr, mein Vater, sie möge meine arme Mutter, die sonst niemand auf der Welt hat, trösten,“ entgegnete Rohan mit zitternder Stimme. Dann umarmten sich die beiden und Meister Arfoll schlug den Weg ins Dorf ein. Rohan stand noch eine Weile in dem Schatten der Ruine und blickte seinem einzigen Gönner gedankenvoll nach, bis er in der Finsternis verschwunden war; dann floh auch er von dem verurtheilten Orte, wie ein guter Mensch vor Bösem flieht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Gildas' Heimkehr.

Früh am nächsten Morgen, während die Familie Derval noch beim Frühstück saß, betrat Meister Arfoll mit dem landesüblichen Gruß „Gott schütze alle hier Anwesenden!“ die alttextümliche Küche und nahm unaufgefordert neben dem Herd Platz. Der Korporal nickte kühl mit dem Kopf, Main und Jannick lächelten blöde und nur die beiden Frauen murmelten das übliche „Willkommen!“ Eine peinliche Stille trat ein. Es war klar, daß der Eintritt des Wanderlehrers eine gewisse Verlegenheit verursachte. Der Korporal hatte gerade, mit der großen Brille auf der Nase, sich bemüht, ein Bulletin vom Kriegsschauplatz zu entziffern — eines jener phantasiereichen Dokumente, die Bonaparte so meisterhaft aufzusetzen verstand, um sein Volk irrezuführen und ihm Sand in die Augen zu streuen. Aber diesmal vermochte selbst Bonaparte die Wahrheit nicht ganz zu bemänteln; hinter all dem bombastischen Wortschwall lugte die traurige Thatsache hervor, daß

die „Große Armee“ furchtbare Verluste erlitten habe und gezwungen war, den Rückzug anzutreten.

Der Korporal war nicht dumm und verstand zwischen den Zeilen zu lesen. Sein Herz blutete für seinen geliebten Kaiser, aber er war nicht der Mann, um einem Gegner desselben die Thatsache der Niederlage zuzugeben. Er verstummte daher beim Eintritt Arfolls und humpelte zum Kaminsims, um seine Pfeife zu füllen.

„Ich sehe, Sie haben da einen Kriegsbericht gelesen. Ist es also wirklich wahr, daß der Kaiser geschlagen ist?“ fragte der Schullehrer nach einer langen Pause. „Man sagt, er habe die Flucht ergreifen müssen — —“

„Man sagt?!“ wetteerte der Alte. „Wer sagt das? Schnat-tergänse! Wenn Sie ein alter Soldat wären wie ich und den Kaiser gekannt hätten wie ich, würden Sie solches dumme Ge-rede nicht nachschwätzen, Meister Arfoll! Krähenseele! Ergreift eine Spinne die Flucht, wenn sie eine Fliege ins Netz locken will? Ergreift ein Falke die Flucht, wenn er sich gen Him-mel erhebt, um eines Spazens habhaft zu werden? Ich will Ihnen etwas sagen, Meister Arfoll: wenn der kleine Korporal ‚Flucht‘ spielt, sollten seine Feinde ihre Augen so weit offen haben wie die Eulen, denn wenn sie sich auch über ihn lustig machen und ihm eine Niederlage bereitet zu haben glauben — ehe sie sich's versehen, wird er aus seiner gewaltigen Höhe mitten unter sie stürzen und sie allesamt verschlingen! Ich kenne die Schliche und Schachzüge des kleinen Korporals.“

„Vor Leipzig soll's furchtbar gewesen sein,“ entgegnete der Lehrer traurig. „Oder ist es vielleicht nicht wahr, daß fünfzig-tausend Franzosen das Schlachtfeld bedeckt haben?“

Dem Korporal war es endlich gelungen, die Pfeife anzu-zünden und er paßte jetzt wütend darauf los. Die harmlos gestellte Frage Arfolls verdroß ihn, da er sie nicht verneinen konnte. Er starzte erst seine Nessen an, dann seinen Gast, ehe er mit vor Zorn gerötetem Gesicht entgegnete: „Sie sind ein Gelehrter, Meister Arfoll, aber vom Krieg verstehen Sie

nichts. Ein großer General fragt nicht nach solchen Dingen. Ob bei Leipzig fünfzig oder fünfzigtausend Mann gefallen sind, ist einerlei. Und wenn es hunderttausend wären, es würde sich gleich bleiben. Unser Kaiser weiß, was er thut.“

„Aber Ihre beiden Nessen, die befinden sich doch hoffentlich wohl? Haben auch sie an der großen Schlacht vor Leipzig teilgenommen?“ fragte der Wanderlehrer mit einem scheuen Seitenblick auf Mutter Derval, die ihr vergrämtes Gesicht erwartungsvoll auf den Korporal richtete.

„Sie stehen in Gottes Hand und Gott wird sie erhalten. Sie erfüllen als wackere Männer ihre Pflicht im Dienste einer ruhmreichen Sache und Gott wird sie nicht verlassen.“

„Wenn jeder dies von seinen Angehörigen denkt, so ist es denn doch nicht ganz einerlei, ob bei Leipzig fünfzig oder fünfzigtausend gefallen sind. Stehen nicht alle in Gottes Hand? Und warum sollte er so viele, die ja ebenfalls ihre Pflicht erfüllen, eher verlassen, als gerade Ihre Nessen?“

Noch ehe der Korporal antworten konnte, trat zur offenen Thüre ein Mann ein, der einen gar traurigen Anblick bot. Sein Gesicht war schmutzig und unrasirt; statt des Hutes oder einer Mütze hatte er ein buntes Taschentuch um den Kopf geschlungen. Unter dem zeretzten Soldatenmantel lugten die ausgefranzten Enden einer abgetragenen Hose hervor, er war barfuß. Eines seiner Beine war mit einem blutigen Lappen umwunden. Diese auf einen Stock gestützte Sammergestalt blieb mitten in dem Gemach stehen. Das Gesicht zeigte den unglücklichen Ausdruck, den man bei einer sehr alten Dohle im letzten Stadium der Unreinlichkeit und des Manierens beobachten kann.

„Gott schütze alle hier Anwesenden!“ grüßte der Mann mit heiserer Stimme.

„Willkommen, lieber Mann!“ entgegnete der Korporal herablassend und deutete auf die Ofenbank. Er hielt den Ankömmling für einen Bettler.

Dieser rührte sich nicht, stützte sich noch fester auf seinen

Stoß, starrte zuerst Marcelle, dann Alain und Jannick mit diabolischem Grinsen an.

„Heilige Mutter Gottes, das ist ja unser Gildas!“ schrie Frau Derval entsetzt und sprang auf.

Die beiden Bursche fuhren von ihren Sitzen am Frühstückstisch in die Höhe, Marcelle von ihrem Spinnrad, der Korporal ließ in seinem Schreck die Pfeife zu Boden fallen, wo sie in Scherben zerbrach. Im nächsten Augenblick umarmte und herzte die Mutter schluchzend ihren heimgekehrten Sohn, denn es war wirklich Gildas Derval. Du lieber Himmel, wie sah aber der früher so adrette und saubere Bursche aus! Zerfetzt und zerrissen, mit Straßentot beschmutzt, stark von der Sonne gebräunt, von den Kriegsstrapazen abgezehrt, eine entstellende blutrote große Narbe über dem rechten Auge — diese gräßliche Vogelscheuche konnte wirklich nur das zärtliche Mutterauge erkennen. Noch ehe sich die anderen von ihrer Erstarrung erholt hatten, schrie Frau Derval abermals entsetzt auf: „Heilige Mutter Gottes, er hat ja einen Arm verloren!“

Und sie hatte nur zu recht, der eine Ärmel des Soldatenmantels hing schlaff zur Seite hinab. Die Mutter jammerte, aber Gildas lachte nur und nickte dem Onkel verständnisvoll zu. Nun näherte sich Marcelle und umarmte ihn, dann Jannick und Alain, zuletzt der Korporal mit stolzflammenden Blicken. Er schlug dem jungen Invaliden mit der flachen Hand auf den Rücken, küßte ihn auf beide Wangen und schüttelte ihm dann herzlich die Hand.

Die arme Mutter umflatterte ihn wie ein Vogel sein Junges und war die erste, die nach Hoël frug. Gildas, den acht zärtliche Hände in den großen Lehnstuhl gedrückt hatten und vor dem die Mutter kniete, um seinen verbundenen Fuß zu untersuchen, streckte den gesunden Arm aus und streichelte den ergrauten Scheitel der Mutter: „Hoël ist ganz munter, Mutter und sendet dir die besten Grüße. Er hat nicht eine einzige Schramme bekommen, während ich so zugerichtet wurde!

„Sehen Sie, Meister Arfoll,“ wandte er sich an diesen; „wie ich ein Pechvogel bin, mußte ich gerade invalid werden, als der schönste Kummel begann. Ich habe eine Schußwunde bekommen, Onkel! Zuerst dachten die Ärzte, den Arm erhalten zu können, aber als man mich ins Hospital brachte, schwups, da kam der Chirurg mit seiner Säge und eins — zwei — krrrr, ehe ich auch nur das Maul aufmachen konnte, war er unten!“ Er preszte die Zähne zusammen und ahnte das Sägegerassel nach.

Die gequälte Mutter zitterte und fiel bei dieser Erzählung fast in Ohnmacht, aber der Korporal nickte zustimmend, als ob er sagen wollte: „Mein Gott, was liegt an einem Arm! Die Hauptsache ist, daß der Junge sich brav gehalten hat!“

„Wo hast du die Wunde bekommen, mein Sohn?“ fragte Arfoll mit zitternder Stimme.

„Vor Dresden! Am zweiten Tag; von dort brachte mich die Ambulanz nach Leipzig. Als ich kräftig genug war, wurde ich mit vielen anderen Kameraden entlassen. Ich hatte bis Nantes einen amtlichen Geleitschein und gute Gesellschaft, von dort marschierte ich und noch einer nach St. Gurlott, wo wir uns trennten. Ich kam direkt nach Hause und bin wieder bei euch. So geht es in der Welt!“

Mittlerweile hatte der Korporal aus dem Speiseschrank eine Schnapsflasche und einige Gläser geholt. Das erste reichte er dem jungen Invaliden: „Trink, mein Sohn! Auf dein Wohl!“

Gildas stürzte das scharfe Zeug auf einen Schluck hinunter und ließ sich das Glas noch einmal füllen: „Kein schlechter Tropfen das! Auf euer aller Wohl!“ Dann blickte er zu Marcelle auf, die sich zärtlich über ihn neigte, und sagte mit der Gönnermiene eines Veteranen: „Ich will dir was verraten, Kleine. Seit ich Frankreich verlassen mußte, habe ich kein auch nur annähernd so hübsches Mädchen gesehen wie du eines bist.“

Marcelle flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf der Held lächelnd sein Hemd aufknöpfte und ihr die an einem Bande

hängende Münze zeigte, die sie vor seinem Abmarsch um Mitternacht in den „Blutpfuhl Christi“ getaucht hatte. Marcelle küßte den Bruder noch einmal und erhob ihre Blicke dankend zum Himmel. Sie war überzeugt, daß nur ihr Talisman ihn am Leben erhalten habe.

Arfoll, der den Familienkreis nicht länger durch seine Anwesenheit stören wollte, beglückwünschte Gildas nochmals zu seiner Heimkehr und empfahl sich. Nun wurde der Held des Tages mit Fragen über den Kriegsschauplatz bestrahlt, die er mehr mit seiner Phantasie entstammenden Phrasen als der Wirklichkeit entsprechend beantwortete. Alle Familienmitglieder machten viel Wesens mit dem mehr einer Vogelscheuche denn einem Kriegshelden ähnlichen Invaliden. Neben ihm erschien augenblicklich selbst der Korporal mit all seinen „vornehmen“ Beziehungen eine Null. Gildas sprach auch mit seinem Onkel wie mit den anderen in dem herablassenden, gönnerhaften Tone eines alten Veteranen und machte sich über die altmodischen Gesinnungen Onkel Ewens lustig.

„Hast auch du den Kaiser gesehen? Mit deinen eigenen Augen gesehen?“ forschte dieser gespannt.

„Natürlich hab' ich ihn gesehen. Zuletzt vor Dresden. Es regnete Bindfaden und der kleine Kerl sah wie eine ersäufte Ratte aus. Sein grauer Rock war durchnäßt, der Hut über die Augen gezogen, so ritt er dahin. Teufel! Er galoppierte so miserabel, als ob ein altes Weib im Sattel säße. Ich gebe zu, daß er ein großer General sein mag, aber reiten kann er nicht, das ist sicher!“ erklärte der Invalidenneuling verächtlich.

„Du behauptest, der Kaiser könne nicht reiten?“ rief der Korporal, seinen Neffen entsetzt anstarrend. In seinen Tagen wäre eine solche Kritik mit einer Gotteslästerung gleichbedeutend gewesen. Freilich, jetzt, wo das Glück den „Großen Kaiser“ zu verlassen begann, glaubte sich jeder Rekrut berechtigt, seinem Führer eins am Zeug zu flicken.

„Er sitzt wie ein Häufchen Jammer zusammengebuckelt im Sattel und sieht schäbiger aus als der letzte Rekrut! Niemand

würde ihn für den Kaiser halten, sondern für einen Bettler, der ein Pferd gestohlen hat und nicht darauf reiten kann. Ach, wenn ihr wissen wollt, wie ein richtiger General aussieht, dann müßt ihr euch Marschall Ney ansehen!“

„Marschall Ney!“ wiederholte der Korporal verächtlich.

„Er zieht sich für die Schlacht, wie für einen Ball an, sein Haar ist parfümiert und schön frisiert. Er trägt kostbare Ringe, die Uniform sitzt wie angegossen; sein Pferd ist mit purpurnen und goldgestickten Schabracken bedeckt. Er reitet wie ein Engel! Sein Pferd pariert ihm auf den Wink. Er tänzelt und courbettiert damit, daß es einem schwindelt — — —“

„Bah! Er ist eine große Puppe!“ unterbrach ihn Dunkel Ewen.

Der alte und der junge Invalide wären wahrscheinlich wegen ihrer Lieblinge in Streit geraten, wenn Mutter Derval nicht gerade mit einer Schüssel warmen Wassers eingetreten wäre, um ihrem Sohne die wunden Füße zu waschen. Seufzend badete sie das arg angeschwollene Bein, bestrich es mit linderndem Balsam und legte dann einen sauberen Verband an, während Marcelle reine Wäsche und Kleider für den Bruder bereitete.

„Heute sollst du dich gründlich ausruhen, mein armer Junge! Aber morgen wird der kleine Plouët gerufen, um die Stoppeln von deinem Gesicht zu rasieren und dein verwildertes Haar in Ordnung zu bringen, damit du wieder dir selbst ähnlich wirst. Er versteht sich auch auf die Heilung von Wunden.“

Glücklich der Mensch, der in der Stunde der Not ein Obdach und liebevolle Pflege findet! Das empfand auch der in seiner kurzen militärischen Dienstzeit geistig und körperlich arg verkommene Gildas. Noch ehe die Witwe seinen wunden Fuß getrocknet, schnarchte der von seiner langen Reise Erschöpfte wie eine Dampfmaschine. Jeder Fremde hätte diesen in schmutzige Lumpen gekleideten Menschen für eine Vogel-scheuche gehalten, die imstande wäre, die schlimmsten Dorfvögel

vom Pfade des Kriegsrühmes fernzuhalten. Seiner ängstlich besorgten Mutter freilich erschien er schön. Ihr Herz hing mit unaussprechlichem Mitleid und mit aufopferndster Liebe an dem Kriippel, der als Patriot dem Vaterlande den schuldigen Tribut gezollt hatte und der, mochte kommen was da wollte, wenigstens nicht mehr in den Krieg ziehen konnte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Aquädukt.

Rohan hatte nicht übertrieben, als er Meister Arfoll erzählte, daß die Klippen wie eine Honigscheibe durchlöchert seien. Seiner ersten Entdeckung, die er kurz nach Pipriacs Tode in der Gildas-Höhle gemacht, waren noch mehrere, nicht minder geheimnisvolle und merkwürdige gefolgt. Rohan Gwensfern wanderte Tag und Nacht wie ein rastloser Geist im Erdinnern umher; er lebte wie in einem Traume, aus dem er zu erwachen fürchtete. Er sah Visionen, hörte seltsame Geräusche in seinen Ohren klingen, kalte Hände griffen an sein Herz und der Geist Pipriacs verfolgte ihn mit vorwurfsvoll auf ihn gerichteten Augen, fast zu allen Tageszeiten. Um nicht ganz dem Wahnsinn zu verfallen und seine Gedanken von den furchtbaren Phantomen abzulenken, verlegte er sich eifrig auf weitere Entdeckungen. Von der großen inneren Grotte, die er durch Zufall entdeckt, führten mehrere schmale Gänge ins Innere. Einige waren so schmal, daß ein Mensch sich unmöglich durchzwängen konnte, andere wieder hoch und gewölbt; die meisten mündeten in Sackgassen. Nach genauerer Forschung entdeckte er einen Gang, der eine lange Strecke weit mit der Vorderseite der Klippe parallel lief und sich allmählich nach aufwärts schlängelte, bis er in eine kleine, durch eine schmale Spalte in der Klippe beleuchtete Grotte mündete. Aus dieser Spalte konnte Rohan das Meer viele Meilen in der Runde sehen, die kommenden und gehenden Fischerboote beob-

achten, ja sogar das eine Meile weit entfernte äußerste Ende von Kromlaix. Unter ihm brauste das Meer, umspülte von allen Seiten die Klippe und kroch da und dort in die düstern Wassergrotten, welche die abergläubischen Fischer nie zu durchforschen wagten.

In dieser fast unzugänglichen Höhle schlug Rohan fortan sein Hauptquartier auf, denn hier konnte er, nach langer Zeit wieder, frei Licht und Luft genießen und, wie der Adler in seinem unerreichbaren Horst, sich seiner unbeschränkten Freiheit erfreuen. Einige Tage später entdeckte er, daß diese Höhle vermittelst eines steilen, schmalen Ganges mit dem Meere verbunden war. Seine alte Abenteuerlust und Waghalsigkeit erwachte von neuem und er unternahm, nicht ohne bedenkliche Gefahr, weitere Forschungen. Nachdem er sich stundenlang in der tiefsten Finsternis fortgetastet hatte, fand er sich plötzlich auf dem schmalen Riß eines schlüpferigen Felsens im Innern einer großen Wassergrotte.

Ungeheure rote, mit buntfarbigem Moosen und Tang behängte Säulen stützten ein gewölbtes Dach, welches beständig glitzernden Thau desillirte und in die tiefen Gewässer unten tropfen ließ, die klar wie Krystall und grün wie Malachit schimmerten. Ein schwach phosphoreszierendes Licht schien von ihnen aufzusteigen, in Wirklichkeit drang es von der entfernten Höhlenöffnung ein.

Rohan beobachtete ein Weilschen die farbenbunte Wasserflora und die seltsamen Lebewesen, die sich am Grunde des klaren Wassers lebhaft tummelten. Plötzlich tauchte auch eine große Seehündin aus der Tiefe auf, ihr folgte leise bellend ein Seehündchen, im nächsten Augenblick verschwanden beide in der Dunkelheit. Die ganze Höhle dürfte zwölf Fuß breit und kaum einige Fuß hoch gewesen sein; der Eingang war mit allerlei Moosen und Farnkräutern so dicht behängt, daß man ihn kaum bemerkte. Das ihn umspülende Meer war viele Faden tief; ein kochender und brausender Strudel wirbelte zu allen Tageszeiten. Rohan erinnerte sich, sehr oft an dieser

Stelle vorbeigerudert zu sein und welch' furchtbare Legenden seine Kameraden ihm erzählt hatten von beherzten Männern aus alter Zeit, die es gewagt, in den „Mund der Hölle“ zu dringen — wie der Strudel vom Volk genannt wurde — aber nie mehr zurückkehrten. Thatsächlich stürzten von jener Stelle zeitweise furchtbare, wildtobende Wassermassen heraus, die von dem ohrbetäubenden Geräusch eines unterirdischen Erdbehens begleitet waren, was zu allerlei abergläubischen Vermutungen Veranlassung gab und genigte, um die Leute den Ort meiden zu lassen.

Für ein feinfühliges Gemüt liegt etwas Erschütterndes darin, durch Zufall einem merkwürdigen Geheimnis der Natur auf die Spur gekommen zu sein, plötzlich in die feierliche Stille eines im Erdinnern verborgenen Schlupfwinkels der alten Mutter Gää einzudringen, den noch nie zuvor ein menschlicher Fuß betreten. Man wird in keiner Kirche so sehr zur Andacht gestimmt und vermag vor keinem Heiligenschein so andächtig zu beten, wie in einem solchen Tempel der Natur! Kohan, der so lange in dunkeln Verstecken vegetieren mußte und von seinen Mitmenschen wie ein wildes Tier verfolgt wurde, glaubte sich plötzlich von der allgütigen Natur mit Liebe und Mitleid umfassen zu sehen; sie spendete seinem verbitterten Herzen Balsam, seiner wunden Seele neuen Frieden; sie schloß ihn sanft in seine Arme und ließ ihn alle ihre märchenhaften Wunder erschauen. Er wäre nicht imstande gewesen, das auf ihn einströmende Glücksgefühl, welches sein Gemüt in jener erhabenen Stunde durchdrang, zu schildern; dort oben in jener luftigen Höhle fühlte er etwas wie eine geistige Neugeburt, alle irdischen Leiden waren vergessen. Er konnte sich ja ohne Furcht wieder im vollsten Sonnenlicht baden und ungestört seinen Gedanken nachhängen.

Jede neue Entdeckung führte zu einer anderen. Rings um die Wasserhöhle zog sich ein schmaler Rand, der zwar sehr schlüpferig war, aber seinen nackten Füßen doch genügenden Raum und Halt bot. Nachdem er vielleicht vierzig Meter

weit gekrochen war, wobei ihm die roten Säulen eine Stütze boten, gelangte er an das innerste Ende der Höhle und sprang auf ein schmales steiles Riesplätzchen hinab, das von dem stillen grünen Wasser bespült wurde. Kaum stand er unten, als er zu seinem grenzenlosen Erstaunen eine gewölbte, moosbedeckte Öffnung entdeckte, die in das Herz der Klippen zu führen schien. Er bahnte sich vorsichtig einen Weg, doch mußte er bald wegen der großen Dunkelheit umkehren. Seine Neugier hatte den Höhepunkt erreicht und er war nicht der Mensch, sie unbefriedigt zu lassen. Er begab sich in sein lustiges neues Hauptquartier zurück, pflegte einige Stunden der Ruhe, um für weitere Forschungen Kräfte zu sammeln, zündete dann die Handlaterne, mit der ihn San Goron versehen, an und machte sich von neuem auf den gefährvollen Erforschungsweg. Der finstere Gang, von dem er am vergangenen Tage umkehren mußte, war gerade breit genug, daß er mit seinen ausgebreiteten Händen die Wände berühren konnte, und so hoch, daß er darin bequem aufrecht zu gehen vermochte. Er schien aus solidem Stein und von Menschenhand ausgehauen zu sein, denn wo ein Lichtstrahl hinfiel, konnte Kohan bemerken, daß die Wände glatt und ohne jede Spur einer Vegetation waren. Es herrschte eine eiskalte, feuchte, aber nicht unreine Luft darin.

Nachdem er einige hundert Meter weit gekrochen war, fand er sich plötzlich vor einer Steintreppe. Sein Auge täuschte ihn nicht: rote, sorgfältig ausgehauene Granitstufen führten in die Tiefe. Nun war's Gewißheit, was er von Anfang an vermutet hatte: die Aushöhlungen im Inneren der Klippen stammten von Menschenhand. So einfach diese Thatsache auch sein mochte, sie erfüllte Kohan dennoch mit Entsetzen und er dachte ernstlich an den Rückzug. Sein gesunder Menschenverstand siegte jedoch über die abergläubische Furcht und er stieg tapfer die Stufen hinab, die wieder in einen engen Gang mündeten, der noch deutlichere Zeichen von menschlicher Geschicklichkeit aufwies. Er tastete sich einige hundert Meter weit

und kam abermals zu einer Steinstiege, die wieder in einen Gang führte. Hier begann die Luft schon drückend und dumpf zu werden, das Licht in der Laterne flackerte kaum; Rohan kämpfte mit Atemnot, kroch aber immer weiter, bis er schließlich mitten in einem ungeheuren Gewölbe stand, einer Art Katakomben. Alle anderen Höhlen, die er bisher erforscht, schienen neben dieser winzig und unbedeutend. Unermessliche Granitwände stützten ein hohes Dach, von welchem schwarze Schwämme herabhingen, die von dem ewigen Thau genährt wurden. Der ganze Riesenraum war von tiefster Finsternis und dumpfem Meeresbrausen erfüllt. Den Boden bildeten schwarze, eisglatte Steine, die ein Moosteplich bedeckte.

Rohan stand voll Ehrfurcht und Scheu in der Mitte dieses gewaltigen Raumes und erwartete, aus der Dunkelheit Erdgeister hervorstürzen zu sehen, die den Eindringling davonjagen würden. An welch' geheimnisvollen Ort war er geraten? In die Katakomben der Toten oder in das Heim der unterirdischen Geister? Ihm schwindelte und einen Moment sah und hörte er nichts, dann raffte er sich auf und kroch vorsichtig weiter. Das Meeresbrausen wurde deutlicher. Er glaubte es direkt unter seinen Füßen zu vernehmen und trat lauschend einen Schritt zurück. Zu seinem Glück, denn er hatte am äußersten Rande eines schwarzen Abgrundes gestanden, in welchem ein schäumendes Wasser floß. Vorsichtig leuchtete er mit seiner Laterne in die Tiefe und sah, daß die glitzernde Flut wild rauschend weiterstürzte. Fernere Forschungen führten zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß das ganze Riesengewölbe ein ungeheures Wasserreservoir zu sein schien und daß der feste Boden, auf welchem Rohan stand, nur ein schmaler, künstlich gebildeter Steg war. Er ließ das Licht seiner Laterne über den ganzen Raum schweifen, fuhr aber plötzlich wie von Schreck gelähmt zurück — kaum hundert Schritte von ihm entfernt, erhob sich eine riesenhafte Gestalt. In seinem Entsetzen fiel ihm die Laterne fast aus der Hand, er zitterte am ganzen Körper und war doch nicht im-

stande, zu fliehen, sondern starrete die dunkle Gestalt wie hypnotisirt an. Als sie sich aber nicht rührte, raffte Rohan seinen Mut zusammen, schlich auf den Zehen näher und erkannte, daß es eine ungeheure, schwarze, auf einem Sockel stehende Marmorstatue sei, die wahrscheinlich schon jahrhundertlang diesen Platz behauptete und von dem ewig herabtropfenden Wasser arg zugerichtet war. Einzelne Körperteile derselben waren gänzlich zerstört, die Beine vollständig mit aus dem Wasser emporwuchernden Pflanzen bedeckt. Rohan, der Riese, sah neben der Statue wie ein Zwerg aus. Er betrachtete sie aufmerksam und obgleich auch das Gesicht arg beschädigt war, erinnerten ihn die Konturen desselben, das lorbeergekrönte Haupt, die römische Toga und der kräftige, stierähnliche Nacken an die Büsten der römischen Kaiser und Feldherren, deren Abbildungen er in seiner Tacitusübersetzung gesehen hatte. Dadurch kamen ihm all die phantastischen Erzählungen, die er von Meister Arfoll über die versunkenen römischen Städte, mit ihren herrlichen Palästen und Marmortempeln — Wunderwerken der Baukunst — ihren goldenen Statuen, Riesentheatern, Bädern und kunstvollen Gärten, vernommen, in den Sinn. Am Ende gehörten all diese unterirdischen Gänge einer versunkenen Römerstadt an! Aber woher kam das durch die Grotte rauschende Wasser und wohin ging es? Gedankenvoll schritt Rohan um die Statue herum, als ob er von ihr auf all die wirren Fragen, die durch sein Hirn rasten, Antwort erwarte, und siehe da — er entdeckte ganz nahe vom Sockel eine Flucht breiter Treppen, die in das Wasserbassin führten. Obgleich sie sehr schlüpferig waren, faßte Rohan Mut und kroch, vorsichtig einen Fuß nach dem anderen setzend, in den brausenden, kochenden und brodelnden Gischicht hinab, der wie ein Tintenmeer aussah. Als er die letzte Stufe erreicht hatte, blühte er sich, schöpfte mit der hohlen Hand etwas Wasser auf und kostete es; es schmeckte ganz angenehm und kalt. Nun fiel ihm auch der unterirdische Fluß ein, über dessen verschüttetem Bett Kromlaix erbaut sein sollte und die

geheimnisvollen Töne, die an stürmischen Tagen aus dem Erdinnern zu dringen schienen und dem abergläubischen Volk viel Legendenstoff boten. Er erinnerte sich auch daran, daß er als Knabe oft sein Ohr am unteren Ende des Dorfes an die Erde gedrückt, um das geheimnisvolle Rauschen des unterirdischen Flusses zu hören. Nun stand er vor der Lösung des dunkeln Rätsels. Das schwarze Wasser da unten zu seinen Füßen war vielleicht ein Nebenfluß oder gar der in ein künstliches Bett gezwängte Fluß selbst. Wenn er, Rohan, den Mut hätte, in die Tiefe zu tauchen, würde er zweifellos auf die Ruinen der einstigen Römerstadt stoßen. Die Erlebnisse der letzten Stunden erschienen ihm wie ein schöner Traum oder ein Märchen! Für heute wollte er nicht weiterforschen, denn er mußte vorerst seine Gedanken sammeln und das konnte er am besten in seinem neuen Versteck auf der Stirnseite der Klippe.

Dorthin zurückgekehrt, warf sich Rohan auf sein Lager und brütete stundenlang über all die neuen Wunder. Ihm war's, als ob er vom Grabe auferstanden und von den Toten ein seltsames Geheimnis mit ans Tageslicht gebracht hätte. Die Entdeckung des ungeheueren römischen Wassergewölbes, der dunkeln Verbindungsgänge mit dem Meere, überwältigte ihn schier. Ebenso der Gedanke an die schwarze Marmorstatue, die ihm als Wahrzeichen einer vergangenen Welt erschien.

Wer der Berewigte auch sein mochte, er hatte vor vielen Jahrhunderten zweifellos gelebt und geherrscht, sein Haupt mit Lorbeer bekränzt und sich in Purpur gekleidet, während seine Unterthanen darbteten. Auf seinen Befehl waren wahrscheinlich kostbare Bauten entstanden, Städte errichtet oder vernichtet, Länder erobert oder verloren worden, und ehe der Tod ihn ereilte, wurde er vielleicht als ein Gott gepriesen. Sklavenseelen hatten wohl die Statue zu seinem Andenken in dem ungeheueren Gewölbe errichtet und andere, noch kostbarere vielleicht auf den belebtesten Plätzen großer Städte, vor denen die Menge in den bewundernden Ruf ausbrach: „Heil dir, o

ruhmreicher Cäsar, dein Volk liebt und verehrt dich!“ Der Herrscher lag, längst vermodert, in seiner Gruft, aber die schwarze Statue stand noch immer dort unten!

Je mehr Rohan über seine Entdeckung grübelte, desto weniger wagte er, das geheimnisvolle Gewölbe noch einmal aufzusuchen, denn er fürchtete, das Erlebte könnte sich als eine Ausgeburt seiner krankhaft erregten Phantasie entpuppen. Zwei Tage lang saß er sinnend in seinem lustigen Lugaus, beobachtete er den Flug der Möwen und die zahllosen Fischerboote; es war gerade die Saison, in der die Seetangernte eingeheimst wird, die man theils als Brennmaterial, theils als Dünger verwendet. Stundenlang beobachtete er das lebhafte Treiben der an der Küste labierenden, rotbewimpelten Boote und erkannte auch manchen Kameraden, mit dem er sonst zusammen ausgezogen war, um die Schätze des Meeres zu heben. Am dritten Tage war der Himmel stark umwölkt, dichte Wassernebel stiegen auf und verhinderten jede Aussicht. Eine unheimliche, bedrückende Stille erfüllte die Luft, die zeitweise von einem heftigen Regenguß unterbrochen wurde. Die Atmosphäre schien mit namenlosen Schrecken geschwängert zu sein, wie sie einem heftigen Sturm und Gewitter voranzugehen pflegen.

Spät am Nachmittag begann es stark zu regnen. Rohans Unruhe wuchs von Minute zu Minute; schließlich hielt er es in seinem Versteck nicht länger aus, zündete seine Laterne an und machte sich auf den Weg in das römische Gewölbe, um sich zu überzeugen, daß er nicht geträumt habe und es ihm nicht ergehen werde wie dem Manne, der einen großen Schatz entdeckt hatte und ihn dann vergebens suchte. Er atmete erleichtert auf, als er die erste Wasserhöhle, die mit dem Meere verbunden war, unverändert fand. Erregt legte er auch den weiteren gefährlichen Weg durch die schmalen, finsternen Gänge und über die schlüpfrigen Stiegen zurück, bis er vor der gewölbten Öffnung stand, die in das Innerste der Klippen führte. Hier schlug ihm ein starkes Gurgeln entgegen, wie wenn ein Gewässer ein sich ihm entgegenstellendes Hinderniß durchbrechen

will. Er blieb zögernd stehen und lauschte, denn das hatte er bei seinem ersten Besuch in dem Gewölbe nicht vernommen. Ein furchtbares Stöhnen, Brausen und Gurgeln drang aus dem Raume. Rohan faßte sich ein Herz und eilte weiter. Je mehr er sich dem Gewölbe näherte, desto ohrbetäubender wurde das Geräusch; das Gurgeln hatte sich in ein Donnergebrüll verwandelt, die Erde zitterte unter seinen Füßen wie bei einem Erdbeben; schauernd trat er in das Gewölbe. Der Fluß tobte und raste; der heftige Strudel drohte die Steinwände, in denen er gebettet war, niederzureißen. Rohan kroch vorsichtig zur Statue hin und sah, daß die breite Steintreppe, die in das Bassin führte, bereits zu drei Vierteln überschwemmt war und daß das Wasser mit rasender Geschwindigkeit stieg, wahre Schaumklämme mit sich führend. Im Nu überblickte er seine gefährliche Lage; wenn er länger verweilte, war er ein Kind des Todes. Das Wasser brüllte ohrbetäubend, der feste Boden unter seinen Füßen wankte und trieb ihn in die Flucht. Er war um keine Minute zu früh geflohen, denn die aufgeregten Wasserfluten stürzten ihm nach und er kletterte mit Mühe die Treppen zur kleinen Wasserhöhle empor, in der es auch schon wie in einem Zauberkessel lebhaft brauste und kochte. Die vor kurzem noch klare, malachitgrüne Flut war jetzt kaffeebraun und trüb.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Allerseelen!

Während Rohan Gwensfern, mit der Handlaterne bewaffnet, das römische Gewölbe oder besser gesagt, den Aquädukt, zum zweitenmal durchforschte, läuteten zu Kromlair die Kirchenglocken und riefen die andächtige Menge zur Nachtmesse. Die Thüre jedes Hauses stand geöffnet, der Tisch war sauber gedeckt, das Abendessen bereit gestellt, im Kamin brannte ein lustiges Feuer, das bis zur Morgendämmerung aufrecht er-

halten werden mußte, denn heute war „die Nacht der Toten.“ Dem Volksglauben zufolge kommen in der Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen, nachdem die heilige Totenmesse gelesen, das Abendbrot eingenommen ist und die Hausbewohner sich zur Nachtruhe zurückgezogen haben, die Seelen der Toten in die Häuser, thun sich an den gedeckten Tischen glütlich und führen Zwiegespräche miteinander. Wohlverstanden, es kehren nicht nur die Seelen jener Toten, die droben im Friedhof ihr Grab haben, dorthin zurück, wo sie gestorben oder wo ihre Verwandten haufen, sondern auch alle jene, die auf dem fernem Schlachtfeld oder zur See ihr Leben eingebüßt haben.

Die Nacht war stockfinster, hoch in der Luft ertönten unheimliche Laute, die Seelen der Toten huschten wohl über Land und Meer durch dieselbe, um das Heim derer, die sie im Leben geliebt, aufzusuchen. Oben in dem Kirchlein celebrirte Vater Kolland die Totenmesse, die stark besucht war, denn es gab in Kromlair wohl kaum ein Haus, in welchem man keine Toten zu beklagen gehabt hätte. Marcelle Derval ließ ihre Mutter in der Kirche zurück und ging in Begleitung einiger Freundinnen nach Hause.

Sie fand die Küche nett aufgeräumt, Kerzen auf dem Tische, ein helllooderndes Feuer im Herd, vor welchem der Held von Dresden im Sonntagsstaat schlummerte, eine große Thonpfeife, die er aus Deutschland mitgebracht, im Munde.

„Ah! Bist du es, Marcelle?“ rief er, auffahrend. „Der Alte war um euch besorgt und ist euch entgegengegangen. Wo ist die Mutter und die Jungens?“

„In der Kirche; du weißt ja, Mutter verläßt dieselbe vor Schlag Zwölf nicht. Ich bin zu müde und will zu Bette gehen.“

„Das Nachtmahl ist bereit, setz' dich und isz' was!“ meinte Gildas wohlwollend.

„Ich kann nicht, mir ist nicht recht wohl. Gute Nacht, Bruder!“ Damit nahm sie ihr Öllämpchen und stieg müde in ihr Kämmerchen. Sie sah wirklich sehr blaß und abge-

spannt aus, denn sie hatte den ganzen Tag an Rohan gedacht und für ihn gebetet. Während die anderen für die Seelen der Toten ihre Andacht verrichteten, dachte sie nur an diesen Lebendig-Toten, der ein so schweres Kreuz auf sich geladen, mit dem sie litt und fühlte. Sie glaubte unter ihrem großen Schmerz zusammenbrechen zu müssen und deshalb sehnte sie sich nach Einsamkeit in ihrem stillen Kämmerchen. Die anderen würden ebenfalls bald aus der Messe kommen, essen und die Küche dann den armen Seelen der Verstorbenen überlassen. Ach, wenn doch auch diejenige Rohans käme, um sich an all den aufgetischten guten Sachen einmal ordentlich satt zu essen!

Gildas blieb wieder allein in der Küche zurück, der Regen klatschte einformig auf die Fensterscheiben, sonst herrschte Totenstille drinnen und draußen. Er begann sich recht unheimlich zu fühlen und erhob sich, um auf die Straße zu spähen, ob denn seine Leute noch immer nicht kommen wollten — aber es war stockfinster, wirklich die Nacht der Toten. Als der Zeiger auf halb Zwölf stand, hielt es Gildas vor Unruhe kaum mehr aus, denn die Geisterstunde nahte bedenklich. Er fuhr bei jedem Geräusch erschreckt zusammen, der Kriegsheld fürchtete sich ernstlich und bereute bitter, Marcelle nicht zurückgehalten zu haben.

Endlich ging die Thüre auf und der Korporal humpelte, bis auf die Haut durchnäßt, in die Küche: „Donnerwetter, ist das eine Nacht! Sind sie heimgelommen?“

„Nur Marcelle, die anderen sind noch in der Kirche, obgleich um diese Zeit jeder gute Christ zu Bette sein sollte,“ brummte Gildas.

„Ich habe die Straße auf und ab gespäht, und da ich sie nicht entdecken konnte, ging ich an den Strand hinunter. Die Flut ist schon bis auf die Straße gestiegen und die Leute fürchten, daß es eine Überschwemmung geben wird; sie wollen die ganze Nacht wachen, obgleich das Meer spiegelglatt ist,“ berichtete der Korporal, vor dem Feuer seine nassen Kleider

trocknend. Plötzlich erzitterte das Haus in seinen Grundfesten, als ob ein heftiger Sturm es schüttelte.

„Was bedeutet das?“ schrie Gildas, entsetzt von seinem Sitze schnellend und sich bekreuzigend.

„Es muß sich ein starker Wind erhoben haben,“ erklärte der Korporal, zur Thüre humpelnd und diese hastig öffnend. Draußen rührte sich aber kein Lüftchen.

„Das ist doch merkwürdig!“ flüsterte der Alte, an den Kamin zurückkehrend. „Ich habe heute Nacht schon zweimal diese Erschütterung, die von einem Erdbeben herzurühren scheint, verspürt.“

„Onkel, ob das nicht die Seelen der Toten sind?“ bemerkte der abergläubische Gildas.

Nun bekreuzigte sich auch der Korporal und starrte gedankenvoll in die Flammen. Einige Minuten vergingen in beängstigendem Schweigen. Plötzlich erzitterte das Haus, ohne jedes Vorzeichen, von neuem! Den Korporal wie auch seinen Neffen beschlich jenes schwindelnde Gefühl, welches mit einem Erdbeben verbunden zu sein pflegt. Der Boden schien unter ihren Füßen zu wanken, alle Gegenstände an den Wänden hüpfen und tanzen. Die Thüre der kleinen Kuckucksuhr sprang auf und das hölzerne Vögeln rief zwölfmal Kuckuck, Kuckuck! Die Geisterstunde war also da! Der Korporal vermochte seine Unruhe nicht länger zu bemeistern.

„Das ist doch unerklärlich, weshalb deine Mutter und die Jungen noch nicht zurück sind. Ich will noch einmal nach ihnen ausschauen.“

Und ehe Gildas etwas einwenden konnte, war er wieder in seinen grauen Soldatenmantel geschlüpft und im Dunkel der Nacht verschwunden. Der junge Kriegsheld war dieser Situation nicht gewachsen. Angstsweiß trat ihm auf die Stirne — kein Wunder übrigens, denn die Luft war von unheimlichem Schweigen erfüllt, nur der Regen klatschte, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet wären, gleichförmig an die Fenster und wenn das Haus, wie von Geisterhänden ge-

schüttelt, wiederholt erzitterte, war die Wirkung eine lähmende. Gildas stand in der offenen Thüre und starrte in den Fußregen hinaus. Es war stockfinster, er hatte die Empfindung als ob kalte Hände ihn streiften und ein leises Wimmern der abgeschiedenen Seelen an seine Ohren zitterte. In jedem Fenster der langen Dorfzeile brannte ein Lichtchen für die Toten und alle Thüren standen sperrangelweit offen, wie die seinige. Gildas hielt es in seiner namenlosen Angst nicht länger aus, er trat in die Küche zurück, näherte sich der Holztreppe und rief ins Kämmerchen hinauf: „Marcelle, Marcelle!“

Keine Antwort.

„Marcelle, schläfst du?“

„Bist du es, Onkel?“ ertönte eine Stimme von oben.

„Nein; ich bin's, Gildas. Liegst du schon?“

„Ja! Was giebt es?“

„O, nichts!“ entgegnete Gildas, der sich schämte, seine Furcht einzugestehen. „Ich bin nur besorgt, daß Mutter mit den Buben noch nicht zu Hause ist. Onkel ist ihnen entgegengegangen; es regnet in Strömen.“

„Mutter wird vor Mitternacht nicht aus der Kirche gehen, sie kann also noch nicht da sein. Gute Nacht, Gildas, ich bin schläfrig!“

„Gute Nacht!“ gab der Held von Dresden kleinlaut zurück. „Laß deine Thüre offen, Marcelle, vielleicht habe ich dir noch etwas zu sagen.“

„Sie ist offen!“

Gildas kehrte zum lodernden Kaminsfeuer zurück, aber kaum saß er einige Minuten, als abermals das dumpfe unterirdische Geräusch ertönte und das Häuschen in allen Fugen zitterte. Mit einem Satz war Gildas an der Treppe.

„Marcelle, hast du das gehört?“

„Das Geräusch? Ja, es ist der Wind, laß mich schlafen!“

„Es ist der Teufel!“ brummte Gildas und ärgerte sich über Marcelles Ruhe, die schlafen konnte, während er vor Angst fast verging. Er trat noch einmal vor die Thüre hin-

aus und starrte ins Dunkel, der Regen schlug ihm ins Gesicht, vom Wind keine Spur, er konnte deutlich das Murmeln des Meeres hören.

Doch was war das? Sein Herz stockte und das Blut gerann in seinen Adern. Das war kein Meeresrauschen. Aus der Richtung der Kirche brauste und gurgelte es, als ob das Meer dort oben am Hügel läge. Bevor er seine Sinne recht sammeln konnte, klangen entfernte menschliche Hilferufe an sein Ohr und die Sturmglocke läutete. Vom Strande her eilten dunkle Gestalten die Dorfstraße entlang, er rief sie an, aber sie antworteten nicht. Er lauschte mit atemloser Spannung; kein Zweifel: die Kirchenglocken läuteten Sturm, etwas Ungewöhnliches mußte geschehen sein — aber was? Jetzt eilten einige Gestalten an ihm vorüber, er fragte, was denn los sei und bekam die entsetzte Antwort: „Rette sich, wer kann!“

Seiner Sinne kaum mächtig, lief er, ohne lange zu überlegen, den Leuten nach.

Es hatte seit Wochen fast ununterbrochen geregnet, die Bäche und Flüsse des Festlandes waren angeschwollen und übersluteten die Thäler und Wiesen. Alle Elemente vereinigten sich zu einem Monstrekonzert und gaben das Zeichen zu einem ungeheuren Sturm. Das Meer erhob sich und überschwenunte den ziemlich hoch gelegenen Strand, der Fluß stieg bedenklich in seinem Bett und, was das Schlimmste war, von den Bergen stürzten wahre Wildbäche ins Thal; dabei regnete es fortwährend wie mit Scheffeln.

Kromlax, das an der Mündung eines engen Thales dicht am Meer lag, schwebte stets in der doppelten Gefahr, von den Bergwassern sowohl wie vom Meere überschwenunt zu werden; seltsamerweise war es aber seit vielen Generationen von diesem Übel verschont geblieben. So lange, daß die ältesten Leute im Dorfe von der letzten großen Überschwemmung nur vom Hörensagen wußten.

Der Herbst 1813 jedoch sollte dem Fischerdörfchen verhängnisvoll werden. Seit vielen Jahren hatte es kein so anhalten-

des Regenwetter gegeben, keine so heftigen Herbststürme wie in diesem. Der unterirdische Fluß mahnte allnächtlich zur Vorsicht, so zwar, daß die Erde häufig unter seinem Warnungsschrei erzitterte; die Springslut stieg höher als es seit einem Jahrzehnt ihre Gewohnheit gewesen — kurz, es gab der Zeichen viele, welche die kommende Gefahr verkündeten, aber die Leute ließen sie unbeachtet.

In der Nacht der Toten, da die Erde, die Luft und das Meer von den Seelen der Gestorbenen, die ihr Heim aufsuchen wollten, wimmelte, da alle Kirchen die ganze Küste entlang mit Andächtigen überfüllt waren, erhoben sich die Wasser und forderten ihre Opfer. Durch das enge Thal über dem Dorfe stürzte die rasende, tobende Flut wie ein Gießbach herunter, Bäume entwurzelnd, Hausdächer und Felsstücke mit sich reisend. Rascher als ein Mensch auf dem flinksten Ross galoppieren oder der geübteste Matrose auf dem besten Schiff segeln kann, rollte die Flut heran, auf dem ganzen Wege Tod und Verderben bringend und zu immer stärkerer Macht anschwellend. Als sie die einsamen Sümpfe von Ker Léon erreichte, stockte sie eine volle Stunde, als ob sie sich in die lockere Erde versieren wollte, wie der Fluß, der seinen Lauf hier beendet. Von den umliegenden Bergen stürzten aber neue Fluten hinzu, so daß auch die Sümpfe überflossen und damit war das Schicksal von Kromlax besiegelt.

Während dieses kurzen Stillstandes in den Sümpfen bestieg ein beherzter Landmann von Ker Léon sein ungesatteltes Pferd und jagte nach Kromlax hinüber, um die Nachbarn vor der Gefahr zu warnen. Es schlug gerade Zwölf, als er das Kirchlein am Hügel erreichte. Vom Regen durchnäßt, blaß wie der Tod, stürzte er in die Kirche und brachte die Botschaft von der nahenden Gefahr. Zum Glück waren noch die meisten Bewohner des Dorfes bei der Messe.

„Laßt sofort die Sturmglocke läuten,“ befahl der beherzte Vater Kolland. Es geschah auch sofort.

In diesem Augenblick trat der Korporal, ebenfalls durch-

näht und übler Laune, in die Kirche und fand seine Schwägerin und ihre beiden Söhne bereit, den Heimweg anzutreten. Er hieß sie einen Augenblick warten und bahnte sich einen Weg durch die jammernde und verzweifelte Menge zu dem Landmann: „Vielleicht ist die Gefahr doch nicht so arg wie es den Anschein hat? Die Sümpfe von Ker Léon sind groß und tief!“

Aber noch ehe der Mann antworten konnte, brüllte die durch das Thal herabstürzende Flut die Antwort.

„Kette dich, wer kann, auf den Hügel hinauf!“ rief der Pfarrer.

Wehklagend, schluchzend und fluchend stürzte die Menge zur Kirche hinaus und den Hügel hinauf. Es goß in Strömen, aber niemand beachtete es. Einige besonnene und mutige Leute führten das Kommando, die übrigen folgten wie eine Schaafherde. Der alte Korporal half seiner von der allgemeinen Panik ergriffenen Schwägerin und stützte die vom Schreck fast Gelähmte. Da erklang ganz in ihrer Nähe eine Stimme: „Mutter! Onkel Ewen!“

„Das ist Gildas und allein!“ schrie Frau Derval auf. „Allmächtiger Gott, wo ist Marcelle?“

„Sie schläft zu Hause,“ entgegnete Gildas. „Aber was ist denn los? Seid ihr denn alle toll geworden?“

„Die Flut ist da! Die Flut ist da!“ klang es jetzt aus Hunderten von Kehlen verzweiflungsvoll und wirklich löschten rasende Gewässer bereits die Kerzen in der Kirche aus und die Flut stürzte sich mit gieriger Hast auf das dem Verderben geweihte Kromlaix.

Dreißigstes Kapitel.

Marcelles Rettung.

Mutter Gwenserns Hütte lag, wie wir bereits wissen, abseits vom Dorfe, nahe am Strande, aber von der Buchtung einer Klippe geschützt; ebenso einige andere Fischerhäuschen, die vorläufig von der Überschwemmung verschont blieben. Die einzige Gefahr drohte ihnen von der Hochflut, die fast bis zu ihrer Thürschwelle gestiegen war. Hinter Mutter Gwenserns Hütte führte ein schmaler Steg auf eine felsige Anhöhe. Hier stand die Witwe, von einigen Nachbarn, hauptsächlich jammernden Frauen und weinenden Kindern, umringt und blickte entsetzt auf das überschwemmte Dorf hinab, das bereits einem großen See glich.

Die Leute sprachen angesichts der unabsehbaren Gefahr nur wenig, die Flut stürzte sich wie ein hungriger Tiger erbarmungslos auf ihr Opfer, um es zu vernichten. Die Frauen beteten laut und bekreuzigten sich in einem fort; von Zeit zu Zeit drang von der etwas höher stehenden Männergruppe ein Schreckensruf zu ihnen, wenn die rauschenden Wässer wieder ein Haus mit sich rissen.

„Heilige Mutter Gottes! Jetzt ist das Haus des alten Plouët eingestürzt!“

„Seht, seht, vorhin drang ein Licht aus der kleinen Bude, jetzt ist's stockfinster.“

„Sie schreien dort unten um Hilfe! Gott helfe den armen Leuten!“

„Nun ist wieder ein Dach eingestürzt!“

„Herr des Himmels, erbarme dich unser! Der Tag des Gerichts scheint über uns hereingebrochen zu sein!“

Die im Rücken des Dorfes sich erhebenden Anhöhen wimmelten von dunkeln Gestalten, viele von ihnen trugen Lichter. Dank den abergläubischen Gebräuchen dieser den Verstorbenen geweihten Nacht, war es den meisten Dorfbewohnern gelungen,

wenigstens das nackte Leben zu retten. Viele freilich schienen dem Tode verfallen, denn an eine Rettung aus dem Dorfe war, ehe die Flut sich verließ, absolut nicht zu denken.

„Die Flut steigt noch immer,“ bemerkte Mikel Grallon, der in der Männergruppe stand. Er war ziemlich gefaßt, denn sein stattliches Haus erhob sich auf einer kleinen Anhöhe, die der Macht des Wassers wohl standhalten würde.

„Sie wird noch mindestens eine Stunde steigen,“ gab ein anderer Fischer zurück.

Während die Männer im Flüßertone ihre Meinungen austauschten, stieg von der Höhe eine Gestalt eilig herab, näherte sich der Gruppe und forschte nach Mikel Grallon, denn es war in der herrschenden Finsternis unmöglich, ein Gesicht deutlich zu erkennen.

„Wer fragt nach Mikel Grallon? Hier bin ich!“

„Ich, Gildas Derval! Ach, Mikel, wir sind in Verzweiflung! Die ganze Familie ist dort drüben auf dem Berge gerettet, nur meine Schwester Marcelle nicht! Sie ist unten im Hause, die heilige Mutter Gottes beschütze sie! Onkel Ewen ist ganz fassungslös und wir anderen verzweifeln. Könnte man sie nicht retten?“

„Das Mädchen ist in Gottes Hand, kein Mensch kann ihr helfen!“ rief ein alter Fischer.

Gildas stöhnte schmerzlich, denn er liebte Marcelle aufrichtig. Mutter Ewensern, die das Gespräch gehört hatte, näherte sich der Gruppe und fragte in ihrer barschen, strengen Weise: „Kann nichts zu ihrer Rettung gethan werden? Sind keine Boote da? Kein beherzter Mann?“

„Boote! Man könnte ebenso versuchen, sich in einer Nußschale aufs stürmische Meer zu wagen, wie heute Nacht in einem Boot durch die reißende Flut zu dringen! Und dann haben wir auch keine Boote, sie sind alle dort unten, wo die Bergwasser sich mit der Hochflut mischen,“ erklärte Mikel.

„Mein Gott, daß ich vom Schlachtfelde zurückkommen mußte, um eine solche Nacht zu erleben! Ich war immer ein

Rechvogel und werde es bis an mein Lebensende bleiben. Meine arme, arme Schwester! Als ich in den Krieg zog, schlang sie mir diese geweihte Münze um den Hals und sie hat mich vor dem Tode bewahrt. Ah, sie ist ein gutes, liebes Geschöpf und muß jetzt so furchtbar zu Grunde gehen! Ist niemand da, der sich ihrer Not annehmen will?!"

„Marcelle Derval ist nicht die einzige, die der heutigen Nacht zum Opfer fallen wird! Gott sei gepriesen, daß ich weder Weib noch Kinder mehr habe, die eines so gräßlichen Todes sterben werden!“ bemerkte ein alter Fischer.

Mutter Gwensern sank auf die Kniee, erhob ihre Arme flehend zum Himmel empor und betete laut für Marcelle.

„Wer sagt, daß es keine Boote giebt?“ ertönte eine Stimme aus dem Dunkeln.

„Ich!“ entgegnete Mikel. „Aber wer spricht da?“

Es erfolgte keine Antwort; eine dunkle Gestalt bahnte sich jedoch einen Weg durch die Menge und lenkte die Schritte eilig zum Strande.

„Heilige Mutter Gottes, das ist ja Rohan Gwensern!“ flüsterte Grallon.

Sofort riefen einige Stimmen laut: „Bist du's, Rohan Gwensern?“ und Rohan antwortete: „Ja! Wer Mut hat, folge mir!“

In dem großen Schrecken und der Feierlichkeit des Augenblicks schien niemand über das plötzliche Erscheinen des Geächteten erstaunt und niemand außer Grallon dachte auch nur einen Augenblick daran, Hand an ihn zu legen. Die Erscheinung des verfolgten und verzweifelten Deserteurs schien mit all den Schrecken der heutigen Nacht im Einklang zu stehen. Stillschweigend folgten ihm einige der beherzteren Männer an den Strand. Die Flut war bis zur Schwelle seines Häuschens gestiegen. Er blickte eine Weile sinnend aufs Wasser, ehe er fragte: „Wo sind alle Flöße?“

„Flöße! Welches Floß könnte der Macht eines solchen Wassers widerstehen?“ rief Gildas.

In diesem Moment stieß Rohans Fuß an eine feste schwarze Masse, die im Wasser schaukelte. Er blickte sich und entdeckte, mehr durch Tasten als durch den Augenschein, eines jener kleinen, rohgezimmerten Flöße, die man zum Einheimsein des Tages benutzt. Ein solches Fahrzeug ließ sich bei ruhigem Meer ganz ohne Gefahr für den Ruderer verwenden; aber sich damit in die überschwemmte Dorfstraße zu wagen, dünkte den Fischen Wahnsinn. Während Rohan das Floß untersuchte, brach der Mond aus einer dichten Wolke hervor und beleuchtete das unter Wasser stehende Dorf. Es war ein furchtbarer Anblick; die schwarze, schäumende, brausende Flut raste durch die Straßen, die Häuser standen fast alle bis zum Dach unter Wasser, Baumstämme, Dächer, Möbelstücke, ersoffenes Geflügel schwammen an der Oberfläche und strebten dem offenen Meere zu. Wieder hörte man das Krachen eines einstürzenden Hauses.

„Schafft mir schnell eine Stange oder ein Ruder herbei!“ rief Rohan, sich an die Umstehenden wendend. Einige Männer liefen davon, um das Verlangte herbeizuschaffen, obgleich sie nicht begreifen konnten, was Rohan wollte.

„Mein Sohn! Mein Sohn, was hast du vor?“ fragte Mutter Gwenfern, seine Hand ergreifend.

„Marcelle Derval vor dem Ertrinken zu erretten!“

„Du selbst wirst deinen Tod dabei finden!“ rief die besorgte Mutter, die im Augenblick vergessen hatte, daß ihr Sohn nichts zu verlieren habe und der Guillotine geweiht sei. Er lachte bitter auf, nahm Gildas ein Ruder aus der Hand und sprang auf das Floß, das unter seinem Gewicht fast unter Wasser sank.

„Komm' zurück! Laß ab von dem tollen Vorhaben!“ flehte die Mutter, aber Rohan glitt vom Strande ab und ruderte mit voller Kraft weiter. Die Männer blickten sich schauernd gegenseitig an und die Frauen flehten Gottes Segen auf das Rettungswerk herab.

„Für ihn ist's gleich, ob er so oder so stirbt!“ murmelte Mikel Grallon.

Nun wäre es an der Zeit, zu berichten, wie Rohan dazu kam, sich wieder unter seine Mitmenschen zu wagen. Aus dem hochangefschwollenen unterirdischen Wassergewölbe in die Flucht gejagt, in sein neues lustiges Versteck zurückgekehrt, das Hirn voll verwirrender Gedanken, die sich nicht klären wollten, lehnte er den Kopf zu dem Spalt, der ihm als Fenster diente, hinaus. Es regnete in Strömen, die Dunkelheit war hereingebrochen, ein seltsames Sehnen nach Menschen erfaßte ihn. Die Eindrücke der letzten Tage und Stunden überwältigten ihn fast. Allmählich kam er zu der Überzeugung, daß das riesige unterirdische Gewölbe mit seinen Verbindungsgängen ein von den römischen Kolonisten angelegter ungeheurer Aquädukt sein müsse und zweifellos dem Zwecke gedient hatte, von der, Überschwemmungen leicht ausgesetzten Ansiedlung das überfließende Wasser abzulenken und dem Meere zuzuführen. Rohan erging sich stundenlang in Gedanken über die ans Märchenhafte grenzende Kunst der römischen Ingenieure. Er grübelte auch darüber nach, ob der Fluß, den er da unten im Herzen der Klippen entdeckt, derselbe sei, der der Sage nach unter Kronlair dahinrauschte und sich in die Sümpfe von Ker Léon ergoß. Durch eine merkwürdige Ideenassociation wurde seine Aufmerksamkeit auf den Allerseelentag gelenkt. Er blickte träumerisch hinaus und sah, daß aus allen Fenstern des Dorfes Lichter strahlten, um den Seelen der Gestorbenen den Weg zu zeigen. Seine Sehnsucht nach Menschen wuchs bis zur Un-erträglichkeit. Unruhig durchkreuzte er seine Höhle, es wurde immer dunkler, der Regen immer heftiger und das Brausen des Meeres ohrbetäubender; von Zeit zu Zeit erschreckte ihn ein donnerähnliches Rollen, das von dem unterirdischen Gewölbe bis zu ihm hinaufdrang.

Endlich vermochte er den unwiderstehlichen Impuls, der ihn, den Geächteten, zu den Menschen trieb, nicht länger zu unterdrücken, und kroch unter großen Gefahren, durch den „Trou“ in der St. Gildas Kathedrale, hinab, in welche die Flut eben einzudringen begann, von da über die Triffines-

leiter zu seinem alten Freund, dem Menhir. Gegen Mitternacht stand er im Schatten desselben und blickte durch die Dunkelheit träumerisch in die Richtung gen Kromlaix. Die Totensille wurde jäh durch das Läuten der Sturmglocke unterbrochen und gleichzeitig drangen entfernte Hilferufe an Rohans Ohr. Im ersten Moment glaubte er, daß all diese Töne von den umherirrenden Seelen der Verstorbenen herrührten und daß Geisterhände die Kirchenglocken in Bewegung setzten, aber die Sturmglocken läuteten immer mahrender und die Hilferufe wurden immer deutlicher. Es mußte ein furchtbares Unglück im Dorfe geschehen sein! Jetzt hörte er auch vom Festlande her das Rauschen der sich von den Bergen herabwälzenden Flut, das Krachen der einstürzenden Häuser und nun wußte er, daß das Dorf in Überschwemmungsgefahr sei. Ohne sich weiter zu besinnen, stürzte er den Bergpfad hinunter zur Hütte seiner Mutter — wo er Zeuge des Gespräches seines Veters Gildas mit Mikel Grallon wurde — und rasch entschlossen an die Rettung Marcelles schritt. Was lag ihm an seinem eigenen, verpfuschten Leben! Die Geliebte aber sollte, wenn Menschenkräfte sie zu retten vermochten, keines so elenden Todes sterben. Als er sich mit dem schwanken Floß dem überschwemmten Dorfe näherte, begann seine Lage eine äußerst kritische zu werden, denn er wußte, daß das gebrechliche Fahrzeug dem rasenden Ansturm der Fluten nicht lange würde standhalten können. Mit übermenschlicher Kraft und Waghalsigkeit lavierte er es durch allerlei Trümmer, die das braune sprudelnde Wasser mit sich führte, jeden Augenblick in Gefahr, in eine Kollision zu geraten. Da der Mond jetzt hell leuchtete, konnte Rohan deutlich den Umfang des über Kromlaix hereingebrochenen Unglücks sehen und sich auch seinen Weg bis zum Derval'schen Häuschen bahnen. Die Hauptstraße des Dorfes war in ein schmutziges, gurgelndes Meer verwandelt, die meisten Häuser standen fast bis zum Giebel unter Wasser, viele waren bereits unterwaschen und eingestürzt, von anderen die Dächer abgerissen, und dabei stiegen die Fluten noch immer. Da-

gegen hatte der wolkenbruchartige Regen zum Glück nachgelassen.

Wie viele Menschenleben der Überschwemmung bereits zum Opfer gefallen waren, konnte man nicht wissen, aber während Kohan mit Anspannung aller seiner Kräfte das Floß in die gewünschte Richtung zwang, bemerkte er zu seinem Entsetzen unter den schwimmenden Trümmern viele nackte Leichname von Erwachsenen und Kindern, die von der hereinbrechenden Flut in ihren Betten überrascht worden und dem Tode verfallen waren, ehe sie recht begriffen, was geschehen. Je weiter Kohan vordrang, desto wider war die Strömung, so daß es schließlich unmöglich wurde, das Fahrzeug zu lenken. Die ihm wild entgegenstürzenden Wasser warfen es zurück und drohten, es ins offene Meer zu treiben. Endlich rissen auch die die einzelnen Balken des Floßes zusammenhaltenden Stricke und Kohan fand sich mitten in der wirbelnden Flut. Er war zwar ein Meisterschwimmer, aber seine Kräfte waren infolge der langen Entbehrungen, der seelischen und physischen Aufregungen arg geschwächt. Er klammerte sich mit einer Hand an das Ruder, mit der anderen erfaßte er ein winziges Boot, das wie eine Muschelschale auf den Fluten schaukelte und in das er sich mit Anspannung aller seiner Kräfte schwang. Zu seiner namenlosen Freude entdeckte er auf dem Boden zwei Ruder und einen großen Blechtopf. Leider hatte es ein arges Leck, so daß die Schwere Kohans es fast zum Sinken brachte. Jede Minute war kostbar. Kohan zögerte nicht lange und schöpfte es mit dem Topfe aus, dann ergriff er die Ruder und steuerte tapfer auf sein Ziel los, ohne der Gefahren zu achten, die ihn von allen Seiten umringten.

Er zwang das Boot in die Richtung der Dorfstraße, wurde aber von einem Wirbel erfaßt, der es ebenso rasch wieder zurücktrieb. So ging es eine Weile fort und Kohans Unternehmen schien aussichtslos zu sein, denn gegen den reißenden Strom zu rudern, ging selbst über seine Geschicklichkeit. Jeder andere hätte längst den Versuch aufgegeben und sein eigenes

Leben zu retten versucht; er aber blieb standhaft — vielleicht weil ihm an seinem Leben nichts lag, oder weil sein Mut und seine Waghalsigkeit durch Widerstand gereizt wurde, oder weil er beweisen wollte, wie ein „Feigling“ handelt, wenn tapfere Männer zittern und ihre Haut nicht zu Markte tragen wollen. Er labierte sein kleines Boot dicht an die rechte Häuserreihe, warf die Ruder auf die Bank und kammerte sich an den festen Mauervorsprung eines Hauses, das Boot, dessen langes Seil er um den Arm geschlungen hatte, nach sich ziehend. So legte er, von Mauer zu Mauer kletternd, seinen Weg bis in die Mitte der Hauptstraße zurück. Je weiter er vordrang, desto grauenhafter wurde das Bild. Die Hütten waren fast alle eingestürzt, nur die größeren festeren Gebäude standen noch auf ihrem Platze, auf den Dächern war eine Anzahl von Menschen versammelt, die flehend ihre Arme zum Himmel emporstreckten: „Hilfe! Hilfe!“ schrieten sie, als sie Gwensern mit seinem Boote erblickten. Aber er setzte seinen Weg unbeirrt fort.

Endlich hatte er nach übermenschlicher Anstrengung das stockhohe Häuschen der Dervals erreicht, das noch unversehrt war und dem Andrang der Fluten trotzte. Gegenüber stürzte gerade eine große Scheune ein und Rohan sah zu seinem Entsetzen mehrere Leichen seewärts gleiten. Sein Herz klopfte zum Zerspringen; wie, wenn eine davon seine Base Marcelle war?! Das Wasser war an dieser Stelle bereits so hoch gestiegen, daß es bis zum Fenster des Dachkammerchens reichte, in welchem Marcelle schlief. Wie, wenn die Flut sie in der Küche unten überrascht hätte?

Jetzt hieß es rasch handeln. Er durfte die kostbare Zeit nicht mit Spintifizieren vergeuden. Nach vieler Mühe gelang es ihm, das Boot ganz dicht unter Marcelles Fenster zu ziehen, sich aufs Fensterbrett zu schwingen und das Seil um einen großen Haken zu winden, dann stieß er das Fenster auf und sprang ins Kammerchen. „Marcelle! Marcelle! Bist du hier?“ rief er ängstlich.

Ein markerschütternder Schrei kam als Antwort. Das Mädchen, welches mitten im Zimmer gekniet hatte, sprang entsetzt auf. Sie war im Schlaf von der Flut überrascht worden und hielt sich für verloren. Mit der ihr angeborenen Geistesgegenwart schlüpfte sie in ihre Kleider, nur die Füße waren nackt und das Haar floß ihr wie ein Mantel um die Schultern.

„Ich bin's, dein Rohan! Ich komme, um dich zu retten! Wir haben keine Minute zu verlieren!“

Während er sprach, erzitterte das Haus in allen Fugen. Marcelle starrte ihren Verlobten wie einen vom Himmel gestiegenen Geist, wie ein übernatürliches Wesen an. Er trat ganz dicht an sie heran, schlang seinen Arm um sie und suchte sie zum Fenster zu ziehen.

„Fürchte nichts, Marcelle, ich werde dich retten!“ versicherte er mit heiserer Stimme. „Komm! komm!“

„Bist du es wirklich, Rohan?“ rief Marcelle, sich fest an ihn klammernd und ihr schreckensbleiches Antlitz zu ihm erhebend. „Ehe die Flut hereinbrach, träumte ich von dir und als ich erwachte, das Geschrei der Nachbarn hörte, lief ich zum Fenster und schrie über das wilde Wasser hinweg: Rohan, Rohan!“

„Wir haben keine Minute zu verlieren,“ mahnte der Retter.

„Wie kamst du hierher? Man könnte glauben, du seist vom Himmel herabgefallen! Ach, mein Rohan, die Leute lügen, wenn sie sagen, du seist ein Feigling!“

Er zog sie halb mit Gewalt zum Fenster hin und deutete auf das schaukelnde Boot, indem er ihr Weisungen gab, was sie zu thun habe, damit er sie retten könne. Er löste mit der Linken das Seil von dem Haken und zog das Boot wieder dicht unters Fenster, dann hob er Marcelle mit der Rechten aufs Gesimse, hieß sie sich fest mit beiden Händen an seinen Arm klammern und ließ sie langsam, aber sicher in das schaukelnde kleine Fahrzeug gleiten. Im nächsten Augenblick stand er neben ihr und ruderte mit dem Strom dem Strande zu.

Marcelle sah wie in einem bösen Traum allerlei Trümmer, Hausgeräte, Dächer, extrunkenes Vieh und Geflügel an sich vorbeigleiten, sie hörte die menschlichen Hilferufe; vor ihr saß Rohan und handhabte mit geübten Händen die Ruder, geschickt jeden gefährlichen Zusammenstoß verhindernd. Sie schöpfte unter seiner Anleitung mit dem Topfe das Wasser mechanisch aus dem Boote. Ihr Herz war von den letzten Eindrücken so übervoll, daß sie kein Wort sprach. Endlich trieben sie ins offene Meer hinaus; hier war fast jede Gefahr ausgeschlossen, denn Rohan ruderte den Strand entlang, bis er die Stelle erreichte, von der er mit dem Floß ausgezogen war. Leute, die mit flackernden Fackeln und glimmenden Laternen ihrer harreten, begrüßten Rohan mit begeisterten Hochrufen. Er zögerte einen Augenblick, ehe er landete, als ob er Marcelle noch etwas zu sagen hätte, dann schüttelte er entschlossen seine Löwenmähne und sagte bloß: „Steig' aus!“

Marcelle sprang an den Strand und fast in die Arme ihrer Mutter, die sie, vor Freude schluchzend, ans Herz drückte. Der alte Korporal, von seinen Neffen umringt, starrte die Geredete wie ein blaues Wunder an; seine thränenfeuchten Blicke irrten von ihr zu der im Boote aufrecht stehenden Gestalt des Retters. Ehe er Zeit hatte, ein Dankeswort an diesen zu richten, stieß Rohan wieder vom Ufer ab.

„Halt! Rohan Gwensern!“ rief eine Stimme aus der Menge.

Rohan zog die Ruder ein und rief zornig: „Giebt es denn keinen einzigen wirklichen Mann unter euch? Seid ihr lauter feige Memmen, die nutzlos und ängstlich herumstehen, während unten im Dorfe Kinder und Frauen eines elenden Todes sterben? Wo ist Jan Goron?“

„Hier!“

„Die Flut ist im Sinken, aber noch immer stürzen Häuser ein und Menschenleben fallen zum Opfer. Begleite mich, vier Arme sind kräftiger als zwei, wir werden auf dem Wege ein größeres Fahrzeug finden.“

„Ich komme!“ entgegnete Jan. Bis zur Brust im Wasser wattend, kletterte er ins Boot zu Rohan. Marcelle stieß einen leisen Schrei aus, als die beiden dem Dorfe zuruderten.

„Gott verzeih' mir!“ brummte der Korporal. „Er ist ein tapferer Mensch, ein Held!“

Die Flut begann nun ebenso rasch zu sinken wie sie gestiegen war, aber die Überschwemmung dauerte nichtsdestoweniger fort und den Überlebenden drohte von allen Seiten Gefahr. Rohan entdeckte mit Hilfe Gorons bald ein größeres vor Anker liegendes Fischerboot, das er losmachte. Beide sprangen hinein, nahmen ein zweites ins Schlepptau und ruderten wieder an den Strand zurück, wo sie mit lauten Bravorufen begrüßt wurden. Rohan vergaß, von seiner Erregung hingerissen, seine persönliche Lage und feuerte die Gaffer am Strande an, sich der Hilfsaktion anzuschließen. In wenigen Minuten war auch das zweite Boot mit einigen beherzten Fischern bemannt, die unter dem Kommando Rohans ans Rettungswerk schritten, das jetzt lange nicht mehr so gefährlich war wie Rohans erste Fahrt. Gar bald füllten sich die beiden großen Fahrzeuge mit halbohnmächtigen Frauen und Kindern, welche von den Rettern in Sicherheit gebracht wurden, die dann ihr Werk der Barmherzigkeit fortsetzten, bis es kein Lebewesen mehr zu retten gab. Da gutes Beispiel ebenso ansteckend wirkt wie schlechtes, hatten sich den beiden Booten bald ein halbes Dutzend andere angeschlossen. Die Retter mußten in die unterwaschenen Häuser dringen, um die vor Angst halb gelähmten Frauen, Greise und Kinder von den Dächern und Böden zu holen. Als endlich der Morgen graute, war das Rettungswerk vollendet und Rohan frieg erschöpft vor der Hütte seiner Mutter an den Strand, wo er von einer aufgeregten Menge umringt wurde. Jetzt erst kam ihm seine sonderbare Lage in den Sinn und er wich schein zurück, wie ein Mensch, der einen Überfall fürchtet. Zerfetzt, halbnackt, abgezehrt, durchnäßt und todmüde, bot er einen seltsamen Anblick. Rufe der Bewunderung, des Mitleids schlugen an sein Ohr;

eine Frau, deren alten Vater und beide Kinder er gerettet, stürzte auf ihn zu, bedeckte seine Hände mit Küssen und flehte alle Segnungen des Himmels auf ihn herab. Nicht weit von dieser Gruppe entfernt stand der Korporal, bleich und verlegen, neben ihm Marcelle, die mit leuchtenden Augen ihren Ketter anlächelte. Mit zu Boden gesenkten Blicken versuchte Kohan der Menge zu entkommen, die ihn ehrerbietig passieren ließ.

„Im Namen des Kaisers!“ ertönte plötzlich eine Stimme und eine schwere Hand legte sich auf Kohans Schulter. Er drehte sich ruhig um und stand Mikel Grallon Aug' in Aug' gegenüber. Die Menge brummte zornig, denn ihre Sympathie gehörte dem Helden der heutigen Nacht.

„Schäme dich, Mikel Grallon! Laß die Hand von ihm ab!“ ertönten gleichzeitig ein Duzend Stimmen.

„Er ist ein Deserteur!“ beharrte dieser. „Ich nehme ihn im Namen des Kaisers gefangen!“

Ehe er weiter sprechen konnte, wurde er von ein Paar starken Armen zu Boden geschleudert. Kohan rührte keinen Finger. Rot vor Zorn, sprang der alte Korporal auf Grallon und hielt ihn mit den Knien auf dem Boden fest, bis Kohan hinter den Klippen verschwunden war.

„Im Namen des Kaisers sag' ich dir, daß du ein elender Schurke bist! Lieg' still, Bestie oder ich erwürge dich!“ schrie er den zappelnden Burschen an.

Einunddreißigstes Kapitel.

Schwarze Wolken.

In Kromlair sah man einem furchtbar bösen Winter entgegen. Die Überschwemmung hatte noch schlimmere Folgen nach sich gezogen, als man anfangs gefürchtet, denn gar viele Bewohner waren von der Flut in ihren Betten überrascht worden, noch mehr verloren ihr Leben unter den Trümmern der einstürzenden Häuser, man vermifste viele Frauen und Kinder,

deren Leichen man nicht gefunden, weil sie ins offene Meer gespült worden waren. Der Überschwemmung folgte eine Hungersnot, denn die für den Winter bereits eingeheimsten Kornfrüchte und andere Vorräte sowohl, als auch das meiste Vieh und Geflügel waren den Fluten zum Opfer gefallen. Und um das Maß des Elends noch voller zu machen, wurde eine neue Konstriktion ausgeschrieben. Der unersättliche Kaiser verlangte abermals 300 000 Mann, von welchen das kleine Kromlaix auch wieder seine Kräftigsten und Tüchtigsten zu liefern hatte. Das arme Fischervolk jammerte, daß Gott und die Menschen sich gegen sie verschworen hätten.

Als Korporal Derval sein Häuschen wieder beziehen wollte, fand er, daß ein Teil der Mauern unterwaschen und das halbe Dach abgerissen war, so daß, wenn Marcelle noch eine halbe Stunde länger darin verweilt hätte, man sie ebenfalls zu den vielen Verunglückten hätte zählen müssen. Es dauerte bis nach Neujahr, ehe das Haus wieder in wohnlichen Zustand versetzt war. Für Korporal Derval begannen mit der Invasion von 1814 böse Zeiten.

Die Große Armee wurde von den rächenden Nationen wie eine Schar hungriger Wölfe über die Grenze getrieben. Viele Jahre hindurch hatte Frankreich Legionen ausgesandt, um fremde Länder zu erobern und sich mit fremdem Gut zu mästen; nun nahte die Stunde der Vergeltung. Bonaparte mußte Hals über Kopf fliehen, sein Stern war im Sinken. In den entfernteren Teilen des Landes erhoben sich die Anhänger der „Weißen Lilie.“ In alten Schlössern gab es geheime und offene Zusammenkünfte der Bourbonen, man sprach sogar schon offen in den Straßen von einer Absetzung Napoleons. Abbé Jacquilt entfaltete in der Vendee eine rege Thätigkeit, Durras in der Touraine. Das Volk zitterte vor einer Kosaken- und Maneninvasion, die man allgemein voraussagte. Selbst in dem abseits gelegenen Kromlaix sprach man vor den lodernnden Kaminen von nichts anderem mehr als von Blücher und dem gefürchteten Wellington.

Die Stunde kam, da Napoleon seinen Kaiserthron noch retten konnte, wenn er in den Vertrag von Chatillon eingewilligt hätte; aber von dem Glauben an seine Unüberwindlichkeit überwältigt, ein Opfer seiner heftigen Leidenschaften, ließ er sich die günstige Gelegenheit entschliffen. Oesterreich, Rußland, Preußen und das mächtige England verpflichteten sich durch den Vertrag vom März 1814, eine Armee von 150 000 Mann aufrechtzuerhalten, bis Frankreich auf seine alten Grenzen reduziert sein werde, und die „Krämer“ Englands schossen vier Millionen Pfund zu Kriegszwecken zusammen. Napoleon vertraute trotz alledem noch immer seinem glücklichen Stern und bestand für Frankreich auf den neuen Reichsgrenzen. So marschierte er denn nach Soissons auf Blücher los und der letzte Akt des Feldzuges begann. Der fürchterliche Winter ging seinem Ende entgegen, der Frühling zog ins Land und küßte die Natur wach, aber Frankreich stand noch immer im Zeichen des Schwertes.

* * *

Was war mittlerweile mit dem Helden unserer Erzählung geschehen? Rohan Grensfern schien nach seinem heldenmütigen Rettungswerk in der Allerseele Nacht wie vom Erdboden verschwunden. Alle Nachforschungen blieben erfolglos. In der strengen Winterkälte und den heftigen Stürmen konnte er sich unmöglich in seinem bisherigen Versteck aufhalten. Daß er unter den Lebenden weile, wußte Marcelle aus verschiedenen Quellen — aber wo, davon hatte keiner seiner Verwandten eine Ahnung. Sie dankte Gott, der ihn bislang gnädig beschützt hatte und der ihm seine unbegreifliche Aufsehnung gegen den guten Kaiser in Anbetracht seines letzten menschenfreundlichen Werkes gewiß verzeihen werde. Ach, wenn nur kein Blut an seinen Händen klebte! Wie glücklich fühlte sich Marcelle, daß nun endlich das ganze Dorf einsehen gelernt, ihr Verlobter sei kein Feigling, daß er sie und sich vor Gott und der Welt gerechtfertigt und seinen außergewöhnlichen Mannes-

mut bewiesen hatte! Wenn Meister Arfoll und andere böse Ratgeber ihm nicht den Sinn verwirrt hätten, er würde seine Tapferkeit nun auch schon auf offenem Schlachtfelde bewährt haben! Sie konnte es noch immer nicht fassen, wie Mohan so thöricht hatte handeln können, denn ihr ethisches Verständnis war naturgemäß ganz unentwickelt. Für sie war der Gedanke, daß der Krieg grausam und ein Hohn auf die moderne Kultur sei, ebenso unverständlich wie irgend ein philosophisches Problem eines Spinoza oder Kant.

Ihr Enthusiasmus für Napoleon hatte trotz aller traurigen Ereignisse des letzten Jahres keine Einbuße erlitten, wenn er auch zeitweilig durch mächtigere Gefühle unterdrückt worden war. Sie gehörte zu jenen Frauen, die sich um so fester an ihre Grundsätze klammern, je mehr man diese anfeindet; daher artete, als der Stern des Kaisers zu sinken begann, ihre Bewunderung für ihn fast in den gleichen Fanatismus aus wie bei ihrem Onkel Ewen. Obgleich der Alte den ganzen Winter hindurch heimlich furchtbare Seelenqualen durchgemacht hatte, wollte er durchaus nicht zugeben, daß es um den „kleinen Korporal“ schlecht stehe. Nacht für Nacht las er die Berichte vom Kriegsschauplatz und legte sich zu Gunsten seines Herrn und Meisters aus. Er zeterte offen gegen die Gegner desselben, namentlich gegen die „elenden Engländer“ und prophezeite ihnen ein böses Ende, aber seine Stimme verhallte wie die des Predigers in der Wüste, denn in Kromlaix gab's, wie wir bereits früher erwähnt haben, viele Legitimisten, die es jetzt wagten, ihre Stimmen gegen den alten Korporal zu erheben, der so lange die öffentliche Meinung beherrscht hatte. Wenn er seine bekannten Tiraden über den „Kaiser“ losließ, erzählten andere Wunderdinge vom „König.“ Er mußte täglich die schrecklichsten Sachen über Napoleon anhören; und eines Abends, als er sich am Strande erging, sah er die ganze Bergkette entlang Freudenfeuer aufstöbern, die zu Ehren des in Jersey gelandeten Herzogs von Berri angezündet waren.

Unter den Abtrünnigen Napoleons befand sich auch Mittel

Grallon, der, wenn es ihm Nutzen gebracht hätte, wahrscheinlich ohne Bedenken auch seine eigene Haut hätte umkehren lassen. Der saubere Ehrenmann hatte die Idee, Marcelle zu heiraten, schon längst aufgegeben, grollte ihr aber nichtsdestoweniger, weil sie seinem Rivalen die Treue bewahrte. Ganz im stillen, wie es seine Maulwurfsart, suchte er den Einfluß des alten Verbal zu untergraben, was ihm auch glänzend gelang; die Anhänger des Königreichs mehrten sich von Tag zu Tag und die des Kaiserreichs schmolzen arg zusammen.

Infolge aller inneren und äußeren Aufregungen begann die Gesundheit des Korporals zu leiden. Er verbrachte einen schlechten Winter, unzweideutige Zeichen des Alters begannen sich einzustellen, seine Stimme verlor an Klang und Kraft, seine Augen wurden schwächer und sein Gang weniger fest. Ganze Abende saß er, vor sich hinbrütend und wahre Rauchwolken aus seiner Pfeife passend, vor dem Kamin. Rohan erwähnte er nur selten, aber dann stets mit einer an ihm ungewohnten Zärtlichkeit; Marcelle behauptete, daß sich der Alte im stillen gräme, den unglücklichen Neffen so ungerecht behandelt zu haben.

„Ich sage euch, Onkel Ewen ist nicht gesund,“ erklärte Marcelle eines Abends.

„Ich weiß, was ihn sofort heilen würde — die Nachricht von einem großen Sieg Napoleons,“ entgegnete Gildas, überlegen lächelnd.

Ende März verbreitete sich in Kronlaix die Nachricht, daß die Verblindeten sich Paris näherten.

„Glaubt ihr, daß der Kaiser nicht wisse, was er thut?“ rief der Korporal, als er das vernahm. „Das ist einer seiner bekannten Geniestreiche! Paris wird sie wie eine große Falle verschlingen. Schwupps, hin sind sie alle, die Maulmacher! Jeder Schritt, mit dem die Feinde sich Paris nähern, entfernt sie um einen Schritt von dem nötigen Proviant. Wartet nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Einige Tage später hieß es, daß die Kaiserin geflohen sei.

Der Korporal lachte höhnisch auf: „Die Weiber haben natürlich vor Belagerungen und Kanonaden angst, und dann will sie es wahrscheinlich nicht mit eigenen Augen sehen, wie ihre Verwandten, die Österreicher, bei lebendigem Leibe aufgefressen werden! Welcher vernünftige Mensch kann ihr das verargen?“

Als ihm vierundzwanzig Stunden später das furchtbare Ereignis der Einnahme von Paris zu Ohren kam, wankte der Alte, als ob man ihm ein Messer ins Herz gebohrt hätte.

„Der Feind in Paris! Ja, wo ist denn der Kaiser?“ hauchte er.

Der war zum erstenmal in seinem Leben in eine Falle gegangen. Während Paris eingenommen wurde, hatte man ihn von der Grenze weggelockt. Vergebens eilte er, seiner Armee weit voraus, im Wagen nach Paris. Seine Generale trafen außerhalb der Hauptstadt mit ihm zusammen und ermahnten ihn, umzukehren. Er tobte, drohte, flehte — zu spät! Mit Entsetzen vernahm er die Kunde, daß die Stadtbehörde die Eindringlinge willkommen geheißen, ja, herbeigerufen habe, daß das Kaiserreich thatsächlich gestürzt sei. Verzweifelt, halb wahnsinnig begab sich Napoleon nach Fontainebleau.

Vater Holland war gerade anwesend, als der Korporal diese Schreckensbotschaft las.

„Die verbündeten Herrscher weigern sich also, mit dem Kaiser zu verhandeln? Na, na!“ Dieses „na, na“ konnte ebensogut als ein Zeichen der Verwunderung wie als eines der Zustimmung oder des Tadelns aufgefaßt werden. Der Geistliche war ein Diplomat und wollte es mit niemandem gründlich verderben, er nahm alle Dinge ruhig auf. Selbst das größte Wunder hätte ihn nicht aus der Fassung bringen können. Sein schlichter Geist hielt alle menschlichen Vorkommnisse für wunderbar, für wunderbar alltäglich nämlich. Der Veteran aber war aus anderem Holz geschnitzt und leicht erregbar: „Was, sie weigern sich! Am Ende wird es gar heißen, daß Mäuse sich weigern, mit einem Löwen zu verhandeln! Krähenseelen! Was bilden sich diese Kaiser und Könige eigentlich ein?“

Der kleine Korporal hat duzendweise Könige entthront und zum Frühstück Kaiserreiche verspeist! Sie sollen sehen, Vater Kolland, gar bald wird dieser Zar Alexander froh sein, die Füße Napoleons küssen zu dürfen. Das Benehmen des Kaisers von Oesterreich ist einfach schändlich, denn ist er nicht ein naher Verwandter unseres Kaisers?“

„Was glauben Sie, Dunkel Ewen, wird es noch Schlachten geben?“

„Es ist leichter, seine Hand in eines Löwen Rachen zu stecken, als sie wieder herauszuziehen. Wenn der Kaiser zornig ist, ist er fürchterlich, das weiß die ganze Welt! Nun man ihn so gröblich beleidigt hat, wird er nicht ruhen, bis er diese Canaillen vom Erdboden vertilgt hat!“

„Ich habe heute gehört,“ mischte sich jetzt Gildas ins Gespräch, „daß der Herzog von Bervi wieder auf Jersey gelandet sei und daß der König — — —“

„Der König? Verflucht! Welcher König?“ unterbrach ihn der Alte wutschnaubend.

„Nun, König Louis,“ stotterte Gildas verlegen.

„Nieder mit den Bourbonen!“ donnerte der Korporal, am ganzen Körper zitternd. „Gildas Derval, ich verbiete dir, in meinem Hause diesen Namen auszusprechen! König Capet!“

„Ich muß gehen,“ bemerkte der Pfarrer, sich erhebend, „aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein lieber Korporal, daß Sie zu starke Ausdrücke gebrauchen. Die Bourbonen waren unsere rechtmäßigen Könige und die Beschützer der Kirche; sollten sie wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden, ich wäre der erste, der sie willkommen hieße.“ Vater Kolland nickte allen Anwesenden freundlich zu und ging. Derval sank wie vernichtet in seinen Stuhl.

„In ihre alten Rechte eingesetzt werden? Solange der kleine Korporal lebt, ist keine Gefahr!“ brummte er, zuversichtlich. Der Gedanke, daß sein angebeteter Gott vom Throne gestürzt werden könnte, tauchte ihm gar nicht auf. Ebenso leicht könnte das Himmelreich selbst einstürzen! Und was die

verbannte Königsfamilie betraf, die würde sich gewiß hüten, in die Löwengrube zu steigen! Der kleine Curé hatte sich einfach lächerlich gemacht! Er war ein ganz guter Seelenhirt, aber ein schlechter Politiker. Bisher hatte er sich unter Napoleons Herrschaft ganz wohl gefühlt, nun trat er ins Lager der im Dorfe immer stärker anwachsenden legitimistischen Partei, um es mit seiner Gemeinde nicht zu verderben. Ihn über die „göttlichen Rechte“ der Bourbonen schwatzen zu hören, war einfach, um aus der Haut zu fahren. Konnte es denn ein „göttlicheres Recht“ geben als die Herrschaft des Kaisers?

Einige Tage später wollte der alte Haudegen ausgehen, aber Marcelle, die sehr blaß war und verweinte Augen hatte, hielt ihn zurück.

„Krähenseele, was ist denn los? Weshalb soll ich denn nicht in die Barbierstube gehen, um die neuesten Nachrichten zu hören?“

Marcelle schwieg und sah flehend zu ihrer Mutter und Gildas hinüber, die ebenfalls sehr verlegen dreinblickten. Endlich faßte sich die Witwe ein Herz und sagte: „Es sind schlechte Nachrichten eingetroffen und es wäre daher besser, wenn du heute zu Hause bleibest, Schwager!“

Marcelle hatte mittlerweile die Hausthüre geschlossen; trotzdem drangen Hockrufe und Händeklatschen von der Straße herein.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte der Alte, aufhorchend. „Sprecht und laßt mich nicht in Ungewißheit!“

Gildas brummte etwas Unverständliches und stieß die Witwe an; in diesem Augenblick wiederholten sich die Hockrufe in verstärktem Maße und der Korporal begann die Wahrheit zu ahnen. Er erbleichte und wankte.

„Ich will dir sagen, was los ist, wenn du mir versprichst, nicht auszugehen,“ rief Marcelle. „Sie proklamieren den König!“

Derval starrte, wie vor den Kopf geschlagen, vor sich hin, seine Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen;

endlich gab er sich einen Ruck, preszte die Lippen fest aufeinander und schritt entschlossen zur Thüre.

„Onkel, geh' nicht fort!“ flehte Marcelle.

„Halts Maul, Mädchen, und mach' mich nicht böse! Ich bin kein Kind mehr und will sehen und hören, was los ist. Gott im Himmel, ich glaube, die Welt geht ihrem Untergange entgegen.“ Damit riß er die Thüre auf und schritt auf die Straße.

Es war ein herrlicher Frühlingmorgen, das Dorf hatte sich bereits von den Folgen der Überschwemmung einigermaßen erholt und leuchtete wie ein Juwel im Sonnenschein. Die Straße war still und ruhig, nur aus der Ferne hörte man lebhaftes Stimmengemurmel. Die Frauen hatten Gildas beschworen, den Onkel zu begleiten, damit ihm nichts Böses zustoße. In wenigen Augenblicken hatten sie das unterste Dorfsende erreicht und waren auf eine lebhaft erregte Menge gestoßen. Einige vornehm aussehende fremde Herren verteilten weiße Kokarden unter die Männer und weiße Rosetten unter die Mädchen. Der Ruf „Vive le Roi! Vive le Roi!“ erfüllte die Luft.

Ein Edelmann, Sieur Marmont, der Besitzer eines benachbarten Schlosses, ein ältlicher, runzeliger Herr in reicher Kleidung, zog voll Begeisterung sein Schwert aus der Scheide. „Vive le Roi! Vive le Sieur Marmont!“ brüllte das Volk begeistert.

Unter der Menge befanden sich manche, die nur als stumme Zuschauer an der Komödie teilnahmen und finster dreinblickten — die bonapartistische Minorität.

„Was hat all das zu bedeuten? Zum Teufel, was geht hier vor?“ knurrte Derval, sich mit den Ellbogen einen Weg bahrend.

„Der Kaiser ist tot und es lebe der König!“ schrie eine Fischersfrau.

„Hier, alter Freund, ein kleines Geschenk!“ bemerkte der Schloßherr, eine weiße Kokarde auf die Säbelspitze spießend

und sie dem Veteranen mit einer höflichen Verbeugung reichend. „Der Kaiser lebt, aber er ist entthront, vive le roi!“

„A bas les Bourbons! A bas les émigrés!“ brüllte Derval.

Dem Edelmann schoß das Blut ins Gesicht und er blickte zornig auf den Störenfried: „Wer ist dieser Mensch?“

„Korporal Derval!“ schrieen ein Duzend Leute gleichzeitig. Vater Kolland, der neben dem Schloßherrn stand, flüsterte ihm etwas zu, worauf Marmont, verächtlich lächelnd, sagte: „Verlieren wir unsere Zeit nicht mit diesem kindischen Alten! Folgt mir in die Kirche, meine Freunde, damit wir vor der Mutter Gottes ein Dankgebet verrichten, die uns unseren guten König zurückbringt!“

Der jähzornige Derval war seiner Sinne kaum mehr mächtig. Mit aufgehobenem Stock, einen wilden Fluch ausstößend, stürzte er auf den Edelmann zu, „A bas le Roi! A bas les émigrés!“ brüllend.

Marmont erbleichte vor Zorn, richtete die Spitze seines Schwertes auf das Herz des alten Mannes und rief: „Zurück, Alter, oder ich stoße zu!“

Unter dem Ruf: „A bas le Roi, vive l'Empereur!“ führte Derval mit seinem Stock einen so geschickten Hieb gegen die Klinge des Edelmannes, daß dieselbe in der Mitte zerbrach. Dies war das Zeichen zu einem allgemeinen Handgemenge. Der wütende Royalist wollte sich auf den Invaliden stürzen, wurde aber von seinen Begleitern zurückgehalten, während den Korporal die Dorfbewohner umringten, von denen einige wütend auf ihn losschrieen, andere wieder ihre Hand zum Schlage gegen ihn erhoben. Es wäre ihm zweifellos übel ergangen, wenn nicht Gildas und einige seiner Freunde ihn in Schutz genommen hätten. Nach einem minutenlangen Straßenkampf, der zum Glück ohne gefährliche Waffen geführt wurde, sah sich der Korporal von einer kleinen Zahl von Anhängern umringt, die feindliche Schar aber marschierte, von Marmont geführt, zur Kirche hinauf.

Nachdem sich Derval einigermaßen von der Anstrengung des Kampfes erholt hatte und wieder klar denken konnte, begriff er, was die Anwesenheit Marmonts zu bedeuten habe. Er eilte ins Dorf hinab, in die Barbierstube Plouët's, las die letzten Zeitungen und fand seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Sein armer alter Kopf schwindelte, das Herz krampfte sich zusammen und Thränen trübten seine Augen.

„Mein Kaiser! Mein Herr und Gebieter, ich wollte, ich könnte auf der Stelle für dich sterben!“ murmelten seine zitternden Lippen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die weiße Fahne.

Anfangs April verbreitete sich in Frankreich die Kunde, Napoleon habe einen Selbstmordversuch gemacht. Sie wurde zwar sofort dementiert, verursachte aber doch vielen Kaiseranbetern arges Herzweh, so auch dem alten Derval. Es schien so furchtbar und unglaublich, daß der Mann, der so lange das Schicksal ganz Europas gelenkt hatte, plötzlich so elend geworden sein sollte, daß er sich aus der Welt fortsehte. Wenn Bonaparte wirklich seine Macht verloren hatte und sich unfähig fühlte, die erlittene Schlappe gutzumachen, dann war nichts mehr sicher, weder die Sterne dort oben, noch die sich um ihre Achse drehende feste Erde — man mußte auf das Chaos gefaßt sein.

Korporal Derval kränkelte und war noch erregbarer als sonst. Marcelle wußte, daß es heute im Dorfe hoch hergehen werde, da der Schlossherr mit einigen anderen Edelleuten angekommen war. Um den Alten aus dem Wege zu schaffen, lockte sie ihn hinaus auf die Klippen. Er war nie ein Naturliebhaber gewesen und beachtete auch heute die Schönheiten des herrlichen Frühlingstages nicht. Stundenlang saß er an der Seite der besorgten Marcelle im duftigen Grün und starre

ins Dorf hinunter. Plötzlich fuhr er, wie von einem Schuß getroffen, zusammen und deutete zur Kirche hinauf: „Sieh' mal, was ist das?“

Marcelle blickte in die angedeutete Richtung, vermochte aber nichts Ungewöhnliches zu entdecken.

„Siehst du dort oben vom Kirchturm nicht etwas Weißes flattern?“ fragte er gereizt.

Sie blickte noch einmal hin und sah wirklich eine Fahne flattern und zwar eine weiße! Sie wußte augenblicklich, was diese zu bedeuten habe, heuchelte jedoch, obgleich sie einen heftigen Schmerz im Herzen fühlte, Gleichgültigkeit und erklärte, nichts zu sehen.

„Bist du denn blind? Ich will wissen, was dort flattert!“ schrie er heftig.

Marcelle erhob sich, aus ihren Wangen war jeder Blutstropfen gewichen, sie preßte die Zähne aufeinander, streichelte den Arm des Alten und bat sanft: „Komm' nach Hause, Dunkel, ich bin müde.“

Er erhob sich ebenfalls, beschattete seine Augen mit der Hand und blickte grimmig in die angegebene Richtung.

„Es weht im Winde und ist weiß, das kann doch nur eine Fahne sein!“ murmelte er vor sich hin. „Ja, ja, es ist eine weiße Flagge, die kann nur irgend ein Schurke dort aufgehißt haben!“

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Hochrufe, die von Kanonensalven begleitet waren, vom Hügel herabtönten. Zu gleicher Zeit eilte eine lebhaft erregte Volksmenge hinauf. Es war klar, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte und in der That war aus St. Gurlott der Befehl gekommen, das Bourbonenbanner auf dem Kirchturm zu hissen. Bonaparte hatte das Spiel verloren und der Erbe der legitimen Könige wurde stündlich in der Hauptstadt erwartet.

Derval hatte bis zu diesem Augenblick die Hoffnung nicht aufgegeben, daß der Löwe das Netz zerreißen und seine Feinde vernichten werde. Er pflegte selten zu beten, aber in der letzten

Zeit hatte er häufig gebetet, Gott möge ein Wunder geschehen und das Kaiserreich neu erstehen lassen. Der Anblick der verhaszten Flagge erschütterte ihn gewaltig. Vergebens bemühte sich Marcelle, ihn wegzuführen. Er starrete wie gebannt zum Kirchturm hinauf, unverständliche Verwünschungen gegen die „verfluchten“ Bourbonen ausstößend. Marcelle war von dieser seltenen Anhänglichkeit tief gerührt und auch ihr Herz floß vor Mitleid für ihr gemeinsames Idol über. Es schmerzte sie, den Onkel so sehr leiden zu sehen. Die letzten Stunden hatten ihn vollkommen gebrochen und zum Greise gemacht. Seine Stimme zitterte, seine Brust hob und senkte sich krampfhaft; sie bat ihn, sich doch auf ihren Arm zu stützen und nach Hause zu kommen. Er aber schenkte ihren Worten keine Beachtung, sondern sank aufs Gras zurück und wandte keinen Blick von der weißen Fahne, bis seine Aufmerksamkeit durch nahende Schritte abgelenkt wurde. Marcelle blickte über ihre Schulter zurück und erkannte — Meister Arfoll.

Jeder andere Mensch wäre ihr in diesem kritischen Augenblick willkommener gewesen als der Wanderschullehrer, dessen ungünstige Meinung von Napoleon ihr schon so viel Verdruß bereitet und der dessen jähen Sturz schon oft vorhergesagt hatte. Marcelle wäre am liebsten durchgegangen, aber sie konnte ja den Onkel nicht allein zurücklassen; überdies hatte Arfoll sie bereits erkannt und näherte sich ihnen in seiner gewohnten stillen Weise. Er war noch bleicher und hagerer geworden, sein Gesicht ernster. Als Derval ihn erkannte, runzelte er finster die Stirne, denn auch ihn verdroß die Anwesenheit des Schulmeisters, um so mehr als die Luft wieder von Böllerschüssen und Hochrufen wiederhallte. Endlich brach Arfoll das peinliche Schweigen: „Seit meiner letzten Anwesenheit in From-laix sind in der Welt merkwürdige Veränderungen vor sich gegangen. Sie, Herr Korporal, leben hier so abseits von der Welt, daß Ihnen vieles entgeht. Die Zeitungen bringen nichts als Lügen. Eines ist jedoch sicher, der Kaiser hat abgedankt.“

Marcelle sah ihn bittend an, als ob sie ihn beschwören

wollte, dieses Thema nicht zu berühren, denn sie fürchtete einen Zornausbruch des Alten. Dieser aber saß ganz still und starrte standhaft aufs Gras. Plötzlich richtete er seine scharfen Falken-
augen auf Arfoll und sagte: „Ja, ja, manches hat sich in den letzten Monaten verändert! Sie tragen wohl auch die weiße Kolarde?“

„Ich bin kein Royalist, ich kenne die Königswirtschaft zu genau, um ihr Freund zu sein. Die Rückkehr der Bourbonen wird all die Reptilien, welche die Göttin Freiheit aus Frankreich vertrieben hat, zurückbringen; wir werden wieder das Opfer der Priester und Parvenus werden. Der Friede wird wohl hergestellt sein, aber ein schändlicher, wir werden vergebens die Menschenrechte fordern.“

Die Augen des Korporals leuchteten vor freudiger Überraschung auf; Meister Arfoll schien am Ende doch nicht der Narr zu sein, für welchen man ihn allgemein gehalten. Wenn er auch Napoleon nicht anerkennen wollte, so haßte er doch wenigstens König Louis und das war schon etwas.

„Sie sind schon lange nicht hier gewesen, Meister Arfoll; erzählen Sie uns, wie es Ihnen in den vielen Monaten ergangen ist?“ bemerkte der Korporal freundlich.

„Ich war weit fort, mein lieber Korporal,“ entgegnete Arfoll, neben dem Alten Platz nehmend, „ich war in Paris.“

„In Paris?“ rief der Korporal erregt und Marcelle starrte den Lehrer an, als ob er gesagt hätte, daß er eben aus der anderen Welt komme.

„Ich habe in Meaux einen Verwandten und da er keinen anderen Freund auf der Welt hatte, berief er mich, um ihm die Augen zu schließen. Während ich an seinem Krankenbett weilte, rückten die Verblindeten auf Paris vor und ich ward Augenzeuge all der Schrecken des Krieges. Ah, Herr Korporal, es war ein Krieg zwischen Teufeln. Beide Seiten suchten wie Satane und das zwischen ihnen liegende Land verwandelte sich in eine Einöde. Die armen Bauern flohen in die Wälder und verbargen sich in Höhlen, die Kirchen waren

mit Weibern und Kindern gefüllt. Tag und Nacht konnte man brennende Städte und Dörfer sehen. Niemand zeigte seinem Nachbar Erbarmen und die französischen Soldaten behandelten ihre Landsleute wie Kosaken. Felder und Gehöfte, die Aufenthaltssorte der Menschen und der Tiere, waren verödet und nachts kamen große Rudel hungriger Wölfe herbei, um die Toten zu fressen.“

„Ja, das ist eben der Krieg,“ entgegnete der Korporal und nickte phlegmatisch mit dem Kopf, denn er war derlei „kleine Zwischenfälle“ gewöhnt.

„Und welche Schreckenszeit erlebte ich erst in der belagerten Hauptstadt! Während die Verteidiger kämpften, krochen die Parias aus ihren finstern Löchern heraus und schrieten in den Straßen nach Brot. Sie glichen eklem Gewürm, das auf Nas herumkriecht. Bekamen sie kein Brot, so begingen sie oft Morde. O Gott, sie waren wahnsinnig! Ich habe eine vom Hunger zur Verzweiflung getriebene Mutter ihren Säugling auf das Pflaster schleudern sehen, daß das Hirn nur so spritzte! Zum Glück dauerte die Belagerung nicht lange und die große verbündete Armee rückte in Paris ein. Unser Volk begrüßte sie mit Hochrufen, viele warfen sich zu Boden und segneten den Einzug, andere streuten Blumen.“

„Canailles!“ zischte der Korporal zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen.

„Die Armisten verstehen es nicht besser, Gott möge ihnen verzeihen, wenn sie unrecht gethan. Aber das ist nicht alles, was ich Ihnen erzählen wollte, ich habe in Fontainebleau den Kaiser gesehen — —“

„Den Kaiser?!“ rief Derval erregt. „Erzählen Sie doch rasch, wann und wieso.“ Dabei rückte er ganz dicht an Arfoll heran; ebenso Marcelle, die vor Neugier braunte, von einem Augenzeugen zu hören, wie ihr Idol, für das sie glühender denn je schwärmte, den schweren Schicksalsschlag aufnahm.

„Es war ein denkwürdiger Tag, da Napoleon von seiner Alten Garde Abschied nahm,“ erzählte Arfoll und blickte ge-

dankevoll aufs Meer, das wie ein Riesenspiegel vor ihm leuchtete. Schon die bloße Erwähnung der Alten Garde rührte Derval zu Thränen, seine Wangen röteten sich, seine Lippen zitterten. Marcelle ließ fast unbewußt ihre Hand in die des Alten gleiten und beide lauschten gespannt der weiteren Erzählung.

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, mein Korporal! Die Alte Garde bot, als sie in Reih' und Glied dastand, einen gar traurigen Anblick; die meisten Gardisten sahen krank und elend aus, die Fesseln hingen ihnen vom Leibe. Sie mußten lange warten, endlich erschien Napoleon hoch zu Ross, von dem tapfern Macdonald und anderen Generalen begleitet. Bei seinem Erscheinen brachen die Truppen in begeisterte Hochrufe aus. Er ritt nur langsam vor, stieg vom Pferde und erhob die Hand. Sofort trat Totenstille ein. Man hätte eine Nadel zu Boden fallen hören können — — —“

„Wie sah er aus? Bleich und krank? Was hatte er an?“ fragte der Korporal.

„Ich stand ganz in seiner Nähe und sah ihn genau. Sein Gesicht war citronengelb, die Wangen schlaff, die Augen eingefallen und traurig. Als er jedoch vor der Linie stand, lächelte er so, daß man hätte meinen können, sein Gesicht sei aus lauter Sonnenschein gemacht. Ich habe noch nie in meinem Leben ein solches Lächeln gesehen — es war das Lächeln eines Gottes! Dann begann er mit gebrochener Stimme zu sprechen, dicke Thränen rieselten an seinen Wangen herab — — —“

„Und was sagte er?“ hauchte der Alte erwartungsvoll.

„Was er gesprochen, haben Sie sicherlich in den Zeitungen gelesen, aber Worte können den Ton und den Blick nicht wiedergeben. Er sagte, daß er, da Frankreich einen anderen Herrscher gewählt, sich zufrieden gebe, da er nur für Frankreich lebe und sterbe, eines Tages werde er vielleicht die wahre Geschichte seiner Schlachten für sein Volk niederschreiben. Dann umarmte er Macdonald und verlangte laut den kaiserlichen Adler; als man ihm die Standarte brachte, küßte er sie un-

zähligemal . . . Korporal, in jenem Augenblick flog ihm mein Herz zu, ich hätte für ihn sterben können! Er ist ein wahrhaft großer Mann! . . . Die Garde brach in lautes Schluchzen aus, viele stürzten sich zu Boden und flehten, er möge sie nicht verlassen. Marschall Macdonald vergrub sein Gesicht in den Händen und weinte wie ein Kind; einige Generale zogen ihr Schwert und riefen „Vive l'Empereur!“ All dies dauerte nur einige Minuten. Dann bestieg er sein Pferd und ritt langsam und still davon — — in jener Nacht verließ er seinen Palast, um nie mehr wiederzukehren!“

Marcelle, die wie gebannt gelauscht hatte, stieß einen Angstschrei aus, ihr Dunkel war, ohne einen Laut auszustoßen, mit dem Gesicht zu Boden gefallen: „Er ist plötzlich gestorben!“ jammerte sie fassungslos, während Arfoll den Ohnmächtigen aufzuheben sich bemühte. Das Antlitz des Alten sah in der That wie das eines Toten aus. Marcelle warf sich vor ihm nieder, rieb seine erstarrten Hände und rief ihn verzweifelt bei allen Rosenamen. Es dauerte eine Viertelstunde, ehe er ein Lebenszeichen gab, leise stöhnte und endlich die Augen aufschlug, die verständnislos um sich blickten.

„Er hat einen Schlaganfall erlitten,“ erklärte Arfoll sanft, „wir müssen trachten, ihn nach Hause zu bringen.“

„Wer ist hier? Bist du's, Jacques?“ stammelte der Alte mit lallender Zunge. „Weißt du schon, daß wir auf Befehl des Kaisers morgen marschieren müssen?“

Allmählich kehrte ihm das Bewußtsein zurück und er bemühte sich, aufrecht zu stehen, doch wollten die Beine nicht gehorchen. Er blickte verwirrt um sich und erkannte Marcelle, die ihn ängstlich beobachtete.

„Bist du es, Marcelle? Was ist los?“

„Nichts; du bist ein wenig unwohl geworden, aber du hast dich rasch erholt. Meister Arfoll wird dir aufstehen helfen.“

Mit Mühe brachten ihn die beiden nach Hause, auf dem ganzen Wege stammelte er von längstvergangenen Dingen, sein Bewußtsein schien noch nicht ganz zurückgekehrt; er er-

kannte nicht einmal Frau Derval, die ihn in seinen Lehnstuhl bettete und ihm Stirne und Hände mit Essigwasser rieb.

„Ich glaube, man müßte ihm sofort einen tüchtigen Aderlaß geben lassen,“ riet Arfoll. Zehn Minuten später war Plouët, der Dorfbarbier, mit seinem Handwerkszeug zur Stelle.

„Ich habe den Alten immer gewarnt,“ plauderte das lebhafteste Männchen; „er ist vollblütig und jähzornig, solchen Menschen steigt das Blut leicht in den Kopf und sie sind Schlaganfällen ausgesetzt. Ah, sehen Sie, meine Herrschaften, er rührt sich schon, es geht doch nichts über einen tüchtigen Aderlaß!“

Und der Korporal atmete, nachdem kaum eine Unze Blut in das Schlüsselchen geflossen war, tief auf und blickte mit klaren Augen um sich. Er wurde mit Hilfe Plouëts sofort ins Bett gebracht und versank in tiefen Schlaf.

„Je länger er schläft, desto besser; sehen Sie darauf, Mutter Derval, daß er nicht gestört werde,“ mahnte der Barbier.

„Er wird an gebrochenem Herzen sterben!“ jammerte Marcelle, nachdem Meister Arfoll und Plouët sich entfernt hatten.

„Er denkt zuviel an Napoleon, aber ich kann euch sagen, daß dieser sich nicht einen Pfliffel um ihn kümmern würde. Kaiser oder König — ich mache mir aus keinem viel,“ erklärte Gildas verächtlich. „Marschall Ney, das war mein Mann!“

Im Dorfe ging es hoch her, ringsherum auf den Bergen brannten Freudenfeuer, die Straßen und Wirtschaftshäuser waren von einer erregten und jubelnden Volksmenge belebt, alle Fenster hell erleuchtet. Nur bei Dervals brannte kein Licht, denn der Korporal schlief noch immer in seinem Kastenbett in der Küche und die Hausleute fürchteten, seinen Schlaf zu stören. Singende und schwatzende Gruppen zogen an ihrem Häuschen vorbei; Gildas vermochte seine Unruhe nicht länger zu bezähmen, nahm Stock und Hut und eilte ins nächste Wirtschaftshaus, um zu hören, was los sei. Eine Stunde verstrich und auf den Straßen ging es noch immer lebhaft zu, der Korporal aber schlief fest und ruhig. Da sagte Marcelle: „Mutter,

ich kann nicht länger hier stillsitzen, du brauchst mich ja nicht. Ich muß sehen, was es draußen giebt und ob die weiße Fahne, die den armen Onkel so entsezt hat, noch auf dem Kirchturm flattert!“

Mutter Derval nickte zustimmend. Marcelle hüllte sich in einen langen Mantel und schlüpfte leise zur Thür hinaus.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Held des Tages.

Die Kirche war hell erleuchtet, die ganze Kiste entlang brannten Freudenfeuer, in vielen Booten flammten bunte Campions. Das Wirthshaus war zum Erdriicken voller Leute, die jede Gelegenheit benützen, um ihre trockene Kehle anzufeuchten. Die weiße Flagge flatterte nach wie vor lustig auf dem Kirchturm. Marcelle wurde bei diesem Anblick das Herz schwer. Ein kalter Nordwind blies ihr ins Gesicht, als sie in düstere Gedanken versunken zur Kirche emporstieg. Gott schien sich von Frankreich und von ihrem Hause abgewandt zu haben und der Tag des Gerichtes schien hereingebrochen zu sein; leider wurden aber nur die Guten bestraft, während die Bösen ihr Spiel trieben. Je näher sie der Kirche kam, desto mehr Gruppen von lebhaft schwatzenden Männern und Frauen standen am Begrande. Von Zeit zu Zeit ertönte der Ruf: „Vive le Roi!“ der ihr wie ein Messerstich durchs Herz drang. Sie fühlte sich in diesem allgemeinen Jubel so einsam und verlassen! Man hatte sie, seit sie denken konnte, gelehrt, den Kaiser als eine Art höheres Wesen zu bewundern; ihr Onkel galt im Dorfe als Autorität — allerdings war er immer mehr gefürchtet als geliebt worden — und nun änderte sich all das mit einem Schlage: Napoleon war von seinem Throne gestürzt und sein Fall hatte dem Onkel das Herz gebrochen, seine Autorität vernichtet. Wenn sie doch wenigstens ein Mann wäre, dann würde sie die verhaßte Flagge dort oben herunter-

reißen, die ihrem Onkel beinahe das Leben geraubt hatte! Als Mädchen mußte sie all die Schmach ruhig geschehen lassen.

Sie schlich sich vorsichtig von Gruppe zu Gruppe, denn sie wollte nicht erkannt sein, bis sie den Kirchhof erreichte, den sie zu ihrem Erstaunen von einer erregten Menge belebt fand. Aus den bemalten Kirchenfenstern drang heller Lichtschein, zahlreiche Männer hielten brennende Fackeln, etwas besonderes mußte vorgehen, denn jemand sprach mit lauter Stimme zu der Menge. Marcelle drängte sich vor und sah, daß der Redner der auf einer Erhöhung stehende Schloßherr Marmont sei. Er war von zahlreichen Edelleuten und Priestern umringt, die ihm lebhaft Beifall klatschten. Etwas abseits, im Schatten, stand ein Mann mit dem Rücken zu ihr gekehrt, der verwundert zu dem Redner emporblickte: „Alle die Gott fürchten und den König lieben, mögen meine Worte beherzigen,“ hörte sie Marmont mit wohlklingender Stimme sagen. „Wenn einer unter euch ist, der den Mann tadelt, der habe den Mut, offen vorzutreten. Ich sage euch, der Jüngling war vor Gott und der Welt gerechtfertigt. Er weigerte sich, für den Usurpator das Schwert zu ziehen und wurde deshalb wie ein Wild verfolgt und mißhandelt; wenn er aus Nothwehr und in seiner Verzweiflung Blut vergossen hat, so ist das ganz gerechtfertigt. Wer an eurer Stelle hätte anders gehandelt? Gott, der alles sieht, weiß, was der Armste gelitten hat und Gott allein hat ihn gnädig beschützt und durch alle Gefahren geleitet — als Zeugnis gegen die soeben gestürzte Dynastie. Seht euch doch den armen, halbverhungerten, zu Tode gehezten Burschen an! Er ist nicht einmal mehr der Schatten seines früheren Selbst, ein gebrochener, frühzeitig ergrauter junger Greis. Ihr sagt, er habe einen Menschen gemordet? Nun denn, ich sage euch, der Kaiser, der ihn zu dem gemacht, was er ist, hat Tausende und Hunderttausende gemordet! Ihr sagt, er sei ein Deserteur, ein Empörer, und ich sage euch, er ist ein Held, ein Märtyrer! Heißet ihn in eurer Mitte willkommen, umarmt ihn, meine Brüder!“ schloß der Redner mit erhobener Stimme.

Derjenige, für den sich der Redner so warm einsetzte, rührte sich nicht; sein Gesicht trug einen gleichgültigen, gedankenlosen Ausdruck. Als aber die Menge in laute Hochrufe ausbrach, hysterische Frauen laut schluchzten und zahlreiche Männerarme sich nach ihm ausstreckten, um ihn zu umarmen, da sprang er, um die Berührung zu vermeiden, auf die Anhöhe an die Seite des Redners und jetzt sah Marcelle sein Gesicht. Gleichzeitig schrie die Menge auch: „Hoch Rohan Owenfern!“

Rohan sah jetzt kaum weniger elend und zerfetzt aus als am Tage der Überschwemmung, an welchem Marcelle ihn zuletzt gesehen hatte. Er blickte wie im Traum auf die schreiende Menge hinab und erwiderte die Händedrucke des Schloßherrn und der sich an ihn herandrängenden Priester sehr kühl. Wahrscheinlich ahnte er, was deren Begeisterung wert sei und daß Marmont und seine Freunde nur zu froh waren, eine Gelegenheit ergreifen zu können, um das gestürzte Kaiserreich beim Volke zu diskreditieren. Er wußte auch, daß die ihn umjauchzende Menge nur der momentanen Eingebung folgte und ebenso bereit gewesen wäre, ihn in Stücke zu reißen, wenn Marmont seine Rede in diesem Sinne gehalten hätte. Er sprach kein Wort und stieg, nachdem er ein Weilschen um sich geblickt hatte, von der Anhöhe herab und bahnte sich direkt zu Marcelle einen Weg. Die Menge trat, noch immer Hochrufe ausstoßend, schein zurück und ließ ihn passieren. Als er von Angesicht zu Angesicht vor ihr stand, sagte er ohne jede weitere Begrüßung und ohne das geringste Erstaunen über ihre Anwesenheit zu verraten: „Komm, Marcelle, laß uns gehen!“

„Das ist die Nichte des Korporals! A bas le Caporal!“ riefen die Zunächststehenden, Marcelle erkennend.

„Stille!“ schrie der Schloßherr. „Laßt den Burschen in Frieden ziehen!“

Zitternd und verwirrt ließ sich Marcelle von ihrem Better aus dem Friedhof führen. Die Anwesenheit Rohans an jenem Orte und unter solchen Umständen war ihr über alle Maßen schmerzlich. Obgleich sie sich im ersten Augenblick sehr gefreut

hatte, ihn lebend und verhältnismäßig wohl auf zu sehen, war sie entsetzt, ihren Verlobten von jenen anerkannt und geehrt zu sehen, die ihr Idol haßten und ihrem Onkel das Herz gebrochen hatten. Sie hatte im Augenblick vergessen, was Rohan gelitten, daß sie ihn liebte und ihm ihr Leben schuldete; sie grollte ihm bitterlich, weil sie ihn in der Mitte der Verhassten gesehen. Sie schritt stumm an seiner Seite dahin, bis sie die Menge hinter sich hatten und in die stille Dorfstraße einlenkten. Auch er sprach kein Wort, was ihr schließlich so peinlich ward, daß sie ihre Hand aus der seinigen zog und in hysterisches Schluchzen ausbrach. Als auch ihm das Schweigen unerträglich wurde, lachte er plötzlich so schrill und wild auf, daß ihr das Herz vor Schreck stockte. Er legte die Hand auf ihren Arm und zwang sie, stehen zu bleiben, dann sagte er mit heiserer Stimme: „Nun ist alles vorbei und ich bin nach Hause gekommen; doch wo bleibt dein Willkommen, Marcelle?“

Seine Stimme klang so seltsam und sein Blick war so starr, daß das Mädchen ihn entsetzt anblickte, seinen Arm umklammerte und flehend bat: „Ach, Rohan, lieber Rohan, glaube ja nicht, daß ich mich nicht freue! Wir hofften gar nicht mehr, dich lebend wiederzusehen; ich habe Nacht für Nacht für deine Seele, die ich bei Gott wäunte, gebetet. Wenn alle bei uns im Hause schliefen, schlich ich mich zu Tante Luise, um sie zu trösten und mit ihr von dir zu sprechen. Jetzt hat sich aber alles verändert, der Kaiser ist gefangen, Onkel Ewen vor Herzleid krank und gebrochen, wir alle sind elend und unglücklich. Ich bete alle Abend zu Gott, daß er mich sterben lasse!“ schloß Marcelle, bitterlich schluchzend. Merkwürdigerweise äußerte Rohan keinerlei Zeichen der Erregung oder des Mitgefühls: „Weshalb weinst du, Marcelle? Weil der Kaiser endlich gestürzt ist? Als ich sah, daß der Heiland mir nicht helfen wollte, wandte ich mich in meiner Verzweiflung an unsere Liebe Frau vom Haffe.“ Eine Zeitlang schien auch sie taub, aber ich betete so lange, bis sie mich erhörte. Innerhalb eines Jahres ging mein Gebet in Erfüllung,“ erklärte Rohan, wild

auslachend. Seine Worte, sein schrilles, unheimliches Lachen, der unsichere Blick erschreckten Marcelle; sie trat zurück und sah ihm forschend ins Gesicht.

„Allmächtiger Gott, was sagtest du da, Rohan?“

„Ich hatte nicht gehofft, daß es so schnell in Erfüllung gehen werde,“ fuhr er in geheimnisvollem Tone fort, „aber daß es kommen wird, wie es gekommen ist, das wußte ich vom alten Pipriac, der mir im Traum erschienen ist. Es war eine schwierige Sagd, aber schließlich haben wir ihn doch bezwungen. Die heilige Mutter vom Gasse wird an seinem Herzen nagen und ich — ich gehe nach Hause, um auszuruhen, denn ich bin sehr müde.“

„Rohan!“

„Ja, Marcelle!“

„Was sprichst du da für schreckliche Dinge? Du bist heute so seltsam! Ich fürchte mich vor dir.“

„Bin ich seltsam?“ fragte er, mit der Hand über die Stirne fahrend. „Es kann sein, daß du recht hast, Marcelle. Hier und da glaube ich selbst, daß mein Verstand getrübt ist. Ich hatte viel zu leiden und mußte lange warten, bis mein Gebet in Erfüllung ging; es wäre kein Wunder, wenn mein Verstand darunter gelitten hätte. Sei mir nicht böse, ich werde mich bald erholen.“

Etwas in seiner Stimme rührte sie wieder zu Thränen, aber sie bezwang sich tapfer, nahm ihn bei der Hand und schritt mit ihm die Hauptstraße des Dorfes entlang, bis sie vor dem Hause ihres Onkels standen. Rohan schien gar nicht zu wissen, wo er sich befand, so mechanisch folgte er ihr.

„Onkel Ewen ist sehr, sehr krank; ich fürchte, daß er bald sterben wird. Der Sturz des Kaisers hat ihm das Herz fast gebrochen — —“

„Der Sturz des Kaisers hat ihm das Herz fast gebrochen,“ wiederholte er leise.

„Ich weiß, daß du den Kaiser nicht liebst, weil du glaubst, daß du seinethalben so viel leiden mußtest. Aber du irrst dich

— er konnte ja nicht alles wissen und wenn er deinen Fall gekannt hätte, er hätte dir sicherlich vergeben . . . Kohan, ich beschwöre dich noch einmal, glaube nicht, daß ich mich über deine Rückkehr nicht freue. Du bist jetzt geborgen und frei!”

„Man sagt es wenigstens.“

„Deine Mutter wird sich freuen — es wird ein Glück für sie sein, dich ans Herz drücken zu können. Lebe wohl, Kohan, Gott mit dir! Ich kann dich nicht bitten, hereinzukommen, denn der Onkel ist krank!“ Sie reichte ihm beide Hände, er nahm sie, zog das Mädchen an seine Brust und küßte es auf den Mund.

„Weißt du, Marcelle, daß du noch schöner geworden bist?“

„Kohan, betest du zuweilen?“ fragte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend.

„Sie und da,“ entgegnete er lächelnd, „aber weshalb fragst du?“

„Bete für Onkel Ewen, damit der liebe Gott ihn gesunden lasse,“ entgegnete sie mit bebenden Lippen und feuchten Augen. Dann schieden sie. Marcelle trat ins Häuschen, während Kohan seiner eigenen Behausung zuschritt.

Man kann sich die Freude der Mutter Ewensern vorstellen, als sie ihren Sohn endlich offen und ohne Furcht in ihrer Hütte begrüßen konnte. Seine traurige Geschichte hatte sich im ganzen Lande herumgesprochen und ihm viele Freunde und Bewunderer verschafft. Selbst seine bittersten Feinde im Dorfe wagten kein Wort gegen ihn zu sagen. Der Bürgermeister von St. Gurlott, der ihn so erbarmungslos hatte verfolgen lassen, erklärte ihn öffentlich als einen Märtyrer, für den das Land etwas thun müsse; Pipriacs Ermordung sei aus Nothwehr erfolgt, insolgedessen gerechtfertigt und nicht strafbar. Der gute Bürgermeister gehörte eben zu der Species von Menschen, die gleich dem Chamäleon je nach Bedürfnis ihre Farbe wechseln.

So konnte denn Kohan als freier Mann an seinem eigenen Herd der langersehnten Ruhe pflegen. Die Freude seiner

Mutter dauerte freilich nicht lange, denn die Ärmste bemerkte schon in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr die furchtbare Veränderung, die mit ihrem Sohne vorgegangen war. Nicht nur daß er äußerlich den Eindruck eines gebrochenen Menschen machte und daß seine prächtigen blonden Locken ganz grau geworden waren, auch sein Geist hatte gelitten. Er versank stundenlang in eine Art Erstarrung und sprach in diesem Zustand ganz unzusammenhängendes Zeug. Wenn er dann erwachte, sah er wie aus dem Grabe gestiegen aus. Des Nachts wurde er von schwerem Apdrücken geplagt und er träumte von der Belagerung der Grotte und dem Tode Pipriacs. Kein Lächeln erheiterte sein düsternes Gesicht, und er sprach nur, wenn er befragt wurde. So hatte denn die Mutter nur nach und nach erfahren, daß er sich den ganzen Winter in den ärmlichen Hütten von St. Vol herumgetrieben und bei den Strandpiraten Obdach gefunden hatte. Er lebte in fortwährender Angst, entdeckt zu werden und litt furchtbare Entbehrungen. Was ihn jedoch am meisten bedrückte, das war die Blutschuld; mit dieser vermochte er sich nicht abzufinden. Wenn er auch in den Augen der Welt gerechtfertigt war, vor seinem eigenen Gewissen war er es nicht: an seinen Händen klebte Blut und noch dazu das eines Freundes seines Vaters! Der Friede seines Herzens war für immer gestört, sein Organismus im Kern zerklüftet. Seelenqualen und physische Leiden trübten allmählich seinen Geist, die Erinnerung an die furchtbaren Schrecken und Leiden in der Grotte ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Dazu kam allmählich die Einsicht, daß zwischen ihm und Marcelle eine seelische Entfremdung eingetreten war, die sich wohl nie mehr überbrücken lassen werde. Seine Rettung hatte ihr Kummer gebracht, seine Hoffnungen sie in Verzweiflung versetzt. Was zu seiner Ehrenrettung geführt hatte, hatte ihren Onkel beinahe an den Rand des Grabes gebracht. Freilich, sie blieb ihm gegenüber immer die Gleiche; sie war sanft, treu und freundlich, aber ihre Blicke verrieten nicht mehr die stille Leidenschaft früherer Tage, sie

war schlichtern und zurückhaltend. Er besaß noch immer einen Theil ihres Herzens, ihre Seele aber hatte ihm Napoleon entfremdet.

Marcelle beschäftigte sich fast ausschließlich mit ihrem kranken Onkel, der seinen Anfall nach wenigen Tagen so weit überwunden hatte, daß er das Bett verlassen konnte, allerdings nur als Schatten seines früheren Selbst, als ein an Leib und Seele gebrochener Greis. Er mußte sich vor der kleinsten Aufregung hüten und jedes Mitglied der Familie bemühte sich auch redlich, ihm jede unangenehme Nachricht, jedes Ärgernis fernzuhalten; die Zeitungen freilich konnte man ihm nicht unter schlagen. Er verfolgte im Geiste Bonapartes Abschied von Frankreich, seine Ankunft auf Elba, den Einzug des verhaßten Königs in die Hauptstadt des Reiches und all die Veränderungen, welche die Wiedereinsetzung der Bourbonen nach sich zog. Der Korporal brauchte sich nur vor seine eigene Hausthüre zu setzen, um diese wahrzunehmen. Täglich zogen kirchliche Prozessionen durchs Dorf, die Glocken hörten gar nicht mehr zu läuten auf, denn der König war ein gar frommer König und seine Familie eine gar fromme Familie. Wie man unter der Herrschaft Napoleons überall den Soldatenrock sah, so erblickte man jetzt allenthalben die schwarze Sutane. Die Priester, die mit den Emigranten das Land verlassen hatten, kamen jetzt scharenweise zurück, und es galt, ihnen fette Stellen zu verschaffen. Vom Morgen bis zum Abend sang man in sämtlichen Kirchen das „Te Deum.“ In der Bretagne wurden alle verfallenen Kapellen neu erbaut, vernachlässigte Kalvarien aufgerichtet, Heiligen- und Muttergottesbilder an allen möglichen und unmöglichen Orten angebracht. Alte religiöse Gebräuche, die während der Revolution außer Übung kamen, fanden wieder Aufnahme. Es war geradezu erstaunlich, wie rasch die totgeglaubten Ideen und Ceremonien zu neuem Leben erwachten.

Im Hause des Korporals herrschte darob tiefe Trauer; die Witwe war die einzige, die innerlich frohlockte, denn sie hatte

auch unter Napoleon Gott und alle Heiligen angebetet und alle kirchlichen Gebräuche eingehalten. Ihre größte Sorge bildete jetzt ihr Sohn Hoël, der seit vielen Monaten kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte und schon längst hätte zu Hause sein müssen.

Marcelle verabscheute die neue Richtung und mochte gar nicht mehr in die Kirche gehen, denn sie zürnte dem Vater Kolland, weil er sich an die Seite der Royalisten gestellt. Statt die große Messe zu besuchen, ging sie allsonntäglich in die kleine Kapelle hoch oben in den Klippen; hier konnte sie ungestört beten und ihrem gepressten Herzen Luft machen.

Der Frühling machte einem segensreichen Sommer Platz, die weiße Lilie verbreitete ihren Glanz über ganz Frankreich und erfüllte alle Herzen mit Hoffnung und Frieden. Man wagte es wieder aufzuatmen. Die große Seewand der Bretagne schimmerte ganz weiß von glücklichen Vögeln, die üppigen Felder wurden wieder von Männern und Jünglingen bestellt, deren frische, frohe Lieder mit denen der Nachtigallen und Lerchen wetteiferten. Natur und Menschen schienen ihre Wiedergeburt zu feiern, die Welt war in einen farbenprächtigen Garten verwandelt, die Menschen vergaßen alle überstandenen Leiden in der Freude am Leben und der Gewißheit einer guten Ernte. Nur die Soldaten brumnten, denn mit ihrem Handwerk war's vorbei.

Als Marcelle eines Sonntags aus der Kapelle trat, erwartete Kolland sie in der Nähe. Sie trat mit ihrem gewohnten sonnigen Lächeln auf ihn zu und reichte ihm die Wangen zum Kuß. Er sah sehr bleich und traurig aus, aber sein Benehmen war normal. Hand in Hand schritten sie den schmalen Pfad entlang, den sie vor mehr als einem Jahr als Neuberlobte gegangen waren. Unten leuchtete und schimmerte das Meer in allen Farben; es lag so still und klar da, daß man bis auf den Grund zu sehen vermeinte. Nachdem sie ein gutes Weilschen wortlos nebeneinander geschritten waren, blieb Marcelle endlich stehen und sagte: „Wir entfernen uns

immer mehr vom Hause und ich habe versprochen, nicht lange fortzubleiben.“

„Wir können ja umkehren,“ meinte Rohan. Das thaten sie denn auch sofort. Kein Liebeswort kam über ihre Lippen. Als sie die Kapelle schon weit hinter dem Rücken hatten, blieb Rohan plötzlich an einer Biegung des Weges stehen, blickte gedankenvoll über die ruhige Wasserfläche und sagte: „Ich denke oft darüber nach, was er wohl jetzt thun und denken mag.“

„Wer? Von wem sprichst du?“ fragte Marcelle verwundert.

„Napoleon! Man hat ihn kaltgestellt, weit von jeder Hilfe und Hoffnung. Man nennt ihn König von Elba; selbstverständlich ist das nur Spott, denn ich glaube, seine Macht ist für immer gebrochen,“ entgegnete Rohan bewegt; seine Augen blickten starr auf einen Punkt, seine Lippen zitterten. Marcelle beschleunigte erschreckt ihre Schritte, während er weiter sprach: „Meister Arfoll irrte sich dies eine Mal, als er sagte, der Kaiser sei von Fleisch und Blut wie jeder andere Mensch. Mir scheint es oft, als ob er ein überirdisches Wesen wäre, ein Schatten, wie der Schatten Gottes, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein gewöhnlicher Mensch das aushalten kann! Bedenke doch, Hunderttausende von Toten, die allnächtlich an sein Lager treten und seinen Namen rufen, denn ihr Blut klebt an seinen Händen! Kein Mensch könnte das aushalten, ohne wahnsinnig zu werden!“

Marcelle begriff den Sinn seiner Worte nicht ganz, erkannte aber, daß sie eine Anklage ihres Idols bedeuteten, was ihren Zorn wachrief. Als sie jedoch in das bleiche und abgehärmte Antlitz, in die starren, ausdruckslosen Augen ihres Verlobten blickte, wurde ihr Herz wieder von Mitleid und Schmerz weich. Um ihn abzulenken, bemerkte sie sanft: „Onkel Ewen fragt oft nach dir, er findet es unfreundlich von dir, daß du nie zu uns kommst.“

Rohan antwortete nicht, sondern brach in jenes schrille, unheimliche Lachen aus, das Marcelle so fürchtete und die

Leute im Dorfe veranlaßte, zu vermuten, daß Rohan Ewenfern nicht recht bei Troste und zeitweilig sogar gefährlich sei. Wieder gingen sie wortlos nebeneinander her und Marcelle wunderte sich, daß Rohan an ihrer Seite blieb, bis sie das Haus des Korporals erreichten. Hier blieb sie stehen, um sich zu verabschieden, er aber sagte ruhig: „Ich will Onkel Ewen besuchen, da er es von mir erwartet.“

Marcelle erschrak, denn das hatte sie nicht gewollt. Sie hatte den Aufgeregten bloß auf ein anderes Thema bringen wollen, als sie von Onkel Ewen sprach. Sie fürchtete eine Zusammenkunft der beiden Menschen, die so grundverschiedener Ansicht waren. Da sie sich aber nicht widersprechen konnte, beschwor sie Rohan, mit dem Onkel kein Wort über den Kaiser zu sprechen, was er bereitwillig zusagte. Im nächsten Augenblick traten sie über die Schwelle. Der Korporal saß wie gewöhnlich in seinem Lehnstuhl und las Zeitungen. Marcelle trat zuerst ein, neigte sich über den Alten und sagte lächelnd: „Onkel, ich bringe dir einen Gast!“

Der Korporal blickte auf und sah einen gebeugten, bleichen, grauhaarigen Menschen vor sich stehen, der ihm sehr bekannt vorkam. Er rieb sich die Augen und erkannte jetzt erst Rohan: „Bist du es, mein Junge? Krähenseele! Du hast dich sehr verändert. Ich habe dich zuerst gar nicht erkannt!“

„Ja, Onkel Ewen, ich bin's!“ entgegnete Rohan gleichmütig, dann schüttelten sie sich bewegt die Hände.

„Ich sage dir, Marcelle, er ist ein tapferer Junge und hat ein Löwenherz — aber im Kopf scheint er nicht ganz richtig zu sein. Wir hätten das schon sehen müssen, als er sich weigerte, die Waffen zu ergreifen. Auch Meister Arfoll ist nicht ganz richtig im Kopfe und hat Rohan damit angesteckt — so was ist wie ein wildes Fieber. Ich vergebe ihm alles, denn er ist wirklich nicht ganz zurechnungsfähig,“ erklärte Derval, nachdem Rohan sich entfernt hatte.

Daß er selbst an einer fixen Idee litt, das würde der Alte nicht geglaubt haben, selbst wenn man es ihm gesagt hätte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Auferstanden!

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu, Frankreich wurde durch den Gesang von Psalmen und Gebeten in Schummer gefüllt. Skeptiker schüttelten darob ihr Haupt, Revolutionäre vergruben sich gleich Maulwürfen in geheime Zusammenkünfte, die kaiserliche Garde weisagte wilde Stürme, aber die neue Dynastie lag ruhig auf ihrem weichen Pfühl, den Rosenkranz betend. Der gefangene Löwe gab kein Zeichen von sich. Unruhig und brütend durchmaß er seinen engen Käfig. Von Zeit zu Zeit hörte man von seinem Thun und Treiben, die Könige Europas nickten sich belustigt zu — mochte der Gefangene sich auf seiner Insel heiser brüllen!

Als Monat um Monat verstrich, ohne daß Napoleon Niene machte, zu entkommen, gab auch Korporal Derval alle Hoffnung auf und sprach von seinem Idol, wie er von den Heiligen sprach, die auch nicht auferstehen können. Rohan, der wieder ein häufiger Gast bei Dervals geworden war, hörte ihm ruhig, ohne zu widersprechen zu und stieg von Tag zu Tag in der Achtung und Zuneigung seines Ohms.

Unter dem mildernden Einfluß seiner Umgebung und der zärtlichen Pflege seiner Mutter besserte sich der seelische wie der physische Zustand Rohans zusehends. Seine Wangen waren zwar noch immer eingefallen und sein Haar grau, aber seine Haltung wieder stramm und seine Kräfte nahmen zu. Er hatte auch seine alten Streifzüge in den Klippen und am Strande aufgenommen und Marcelle pflegte ihn wie früher zu begleiten. Der Korporal fand das nur recht und billig. „Er hat ihr das Leben gerettet und es gehört ihm, warum sollten sie sich nicht heiraten?“ Mutter Derval, deren Herz durch den Verlust Hoëls, von dem sie endlich Kenntniß erlangt hatte, weich gestimmt war, hatte gegen diese Verbindung auch nichts mehr einzuwenden. Die arme Frau war

langsam ins feindliche Lager übergegangen; Bonaparte hatte ihr drei Kinder geraubt und viel Unheil in ihrer Familie angerichtet; sie betete allnächtlich, Gott möge das Ungeheuer nie mehr in Frankreich regieren lassen.

Wie es in Wirklichkeit um Rohan stand, wußte außer seiner Mutter nur Marcelle. Sein Nervensystem war durch die furchtbaren Aufregungen und Entbehrungen während seiner Verfolgung vollständig zerrüttet worden und auch sein Gehirn hatte bedenkliche Störungen erlitten, die zwar mit der Zeit geheilt werden konnten, aber nur langsam. Er verriet wohl durch verschiedene Zeichen, daß er seine Base noch immer innig und zärtlich liebe, aber seine Liebe äußerte sich nur selten durch den Ausbruch einer Leidenschaft, wie sie ihn anlässlich seiner ersten halb unbewußten Werbung hingerissen hatte. Sein Wesen hatte zumeist nur etwas Brüderliches, er sprach nie von Liebe.

Als der Winter endlich ganz ernstlich sein Recht behauptete und Onkel Ewen durch seinen leidenden Zustand ans Zimmer gefesselt war, wurde Rohan ein häufiger Gast und geduldiger Zuhörer seiner langatmigen Kriegsgeschichten. Sie und da ließ sich auch Gildas hinreißen, von seinem Liebling, dem Marschall Ney, zu erzählen. Sprach man von Napoleon selbst, dann schwieg Rohan standhaft und Mutter Derval bekreuzigte sich im stillen, denn der Alte erzählte ja von einem Toten, den der Korporal sowohl wie auch Marcelle zu den Heiligen eingereiht hatten.

Eines Abends, als der Schnee schon die Straßen wie ein Leichentuch bedeckte und die ganze Welt Ruhe und Frieden zu atmen schien, näherte sich Rohan Marcelle, die an ihrem Spinnroden saß und sagte mit bewegter Stimme: „Erinnerst du dich, was du mir an jenem Morgen, da ich dich aus der Kathedrale des heiligen Gildas trug, versprachst? Du sagtest mir, daß du mich liebst und mein Weib werden willst.“

„Ich erinnere mich.“

„Willst du dein Wort halten?“

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann aber blickte sie mit ihren schönen, treuen, grauen Augen zärtlich zu ihm auf und entgegnete: „Ja, Rohan, wenn Onkel Ewen es erlaubt.“

„Aber ich bin nicht mehr der lebensfrohe, waghalsige Rohan von früher und ich fürchte, daß ich es auch nie mehr sein werde. Überlege dir die Sache genau! Du bist ein schönes Mädchen und es giebt viele Bursche, die dich lieben und um dich werben möchten.“

„Ich aber liebe nur dich, Rohan,“ entgegnete sie schlicht.

Derval gab ihnen gern seinen Segen. Die Wittve sprach mit Vater Holland, der sich ohne weiteres bereit erklärte, die Einwilligung des Bischofs einzuholen, die zu einer Verbindung unter so nahen Verwandten unerläßlich war. Als die Kunde ins Dorf drang, schüttelten gar viele ihr Haupt und erklärten, Marcelle nicht begreifen zu können, die es wahrlich nicht nötig habe, einen Halbverrückten zu heiraten. Namentlich Michel Grallon meinte, daß der Bischof seine Einwilligung zu einer Heirat mit einem so gefährlichen Menschen nicht geben dürfe. Der Bischof schien aber anderer Ansicht und machte keinerlei Schwierigkeiten, so daß die Hochzeit für den Frühling bestimmt wurde.

Anfangs März 1815 trat Rohan Ewenfern mit glückseligem Antlitz in die Kirche der Dervals und fand Marcelle allein. Sie reichte ihm ohne Ziererei die Wange zum Kuß.

„Der Frühling ist ins Land gezogen. Sieh' mal, Marcelle, was ich dir mitgebracht habe.“

In der Bretagne werden die Jahreszeiten nach den Blumen und Vögeln eingetheilt, und es war beschlossen worden, daß die beiden ein Paar würden, sobald „die Beilschen kommen.“ Marcelle erröthete, nahm das Beilschensträußchen, das er ihr mit seligem Lächeln reichte und steckte es an ihr Mieder. Rohan schlang zärtlich seinen Arm um sie, sie lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter und blickte glückselig zu ihm empor.

Plötzlich wurde die Thüre heftig aufgerissen, Dunkel Erwen stürzte, ein Zeitungsblatt in der Hand schwingend, totenbläß herein: „Marcelle! Rohan! Welche Neuigkeit!“

„Was ist los?“ fragte Marcelle, sich aus den Armen des Bräutigams windend.

„A bas les Bourbons!“ brüllte der Alte, wie ein Besoffener taumelnd. „Am 1. März landete der Kaiser in Cannes und er marschirt jetzt auf Paris los! Vive l'Empereur!“

Rohan stürzte, als ob er mitten ins Herz getroffen wäre, mit einem markerschütternden Aufschrei zu Boden.

Die Nachricht von der Flucht Napoleons bestätigte sich nur zu bald. Nachdem er sich in seiner Verbannung monatelang anscheinend ganz ruhig benommen hatte, gelang es ihm bekanntlich, aus dem Käfig zu schlüpfen und an der Spitze von tausend Kriegeren an der französischen Küste zu landen.

Die Nachricht traf Rohan Erwenfern wie ein Blitz aus heiterem Himmel und schmetterte ihn förmlich nieder. Für ihn bedeutete die Auferstehung des Verwünschten Verfolgung, Elend, Verzweiflung und Tod. Was bezweckte Gott damit, daß er derlei duldet? Mit dem Verschwinden der kaiserlichen Kriegspost war in Frankreich Ruhe und Frieden eingelehrt. Die Bürger vermochten frei zu atmen; sie, und Rohan mit ihnen, hatten gehofft, daß die Ruhe ewig dauern werde. Sein gequältes Hirn hatte sich langsam von den Aufregungen und Leiden erholt, bis sich fast jede Spur verwischt hatte und er endlich den Mut fand, seine Hand noch einmal nach der heiligen Schale der Liebe auszustrecken. In dem Moment, in welchem Gott ihn für alle Qualen entschädigen zu wollen schien, verfinsterte sich der Himmel wieder und all seine Hoffnungen wurden abermals vernichtet!

Während Europa wie unter einem Erdbeben erzitterte, Throne neuerdings wackelten und Könige einander entsetzt anblickten, zitterte Rohan wie ein verwelktes Blatt. Er war über Nacht ein Greis geworden. Unsere „Liebe Frau vom Hasse“ hatte sein Gebet erhört, aber nur um seiner zu spotten. Sie

hatte den Avatar gestürzt, jedoch nur um ihn bald wieder auf seinen alten Platz zu setzen. Anfangs traute man der Sache nicht recht. Die Priester zeternten und beteten, die Royalisten zuckten die Schulter, als ob sie sagen wollten: „Diese kleine Affaire wird bald geregelt sein.“ Aber jeder Tag brachte neue wichtige Nachrichten. Bonaparte war nicht nur auferstanden, er sammelte im Sturm auch neue Armeen um sich.

Der Gedanke an Korporal Derval erfüllte Rohan mit demselben Entsetzen wie der an den Kaiser; es hatte den Anschein, als ob die Auferstehung seines Idols ihm neues Leben einflößte. Mit der bekannten napoleonischen Pose stülpte er wieder seinen Hut auf den Kopf, blickte den Leuten herausfordernd ins Gesicht und nahm sein Präschen in der Weise seines Abgottes. Seine Wangen waren freilich noch immer eingefallen und seine Beine schlotterten, aber das that nichts zur Sache, denn niemand durfte mehr auf ihn herabsehen. Sein Meister war auferstanden und er mit ihm. So wie das kleinste Bächlein durch anhaltenden Regen anschwillt und einem kleinen See gleicht, Wiesen, Felder, ja ganze Gegenden überschwemmend, so schwoh auch die Brust des alten Korporals durch den Sturm, der über ganz Frankreich segte. Der Aufruhr in seinem Innern mochte in den Augen großer Politiker des Tages kaum der Beachtung wert sein, wie etwa ihr Aufruhr, der ihnen selber orkanähnlich dünkte, einem Gott oder einem Philosophen nichts sagend erschien. Der Mikrokosmos schließt potentiell den Makrokosmos in sich, der Geist Napoleons war nur der unendlich vergrößerte des Korporals Derval . . .

Kromlaix war noch immer so royalistisch gesinnt, wie es in Wirklichkeit seit undenklichen Zeiten gewesen; man nahm daher das herausfordernde, siegesgewisse Auftreten Dervals nicht gerade günstig auf. Es herrschte eine allgemeine Neigung, den Alten ordentlich durchzubläuen, was zweifellos auch geschehen wäre, wenn er seine größte Begeisterung nicht für seinen häuslichen Herd aufgespart hätte. Mit ausgestreckten Beinen, die Schmutztabaksdose zwischen den Fingern, ganz

à la Napoleon, donnerte er Gildas nieder, der den Sieg Napoleons zwar wünschte, ihn aber für unmöglich hielt, solange Marschall Ney auf seiten des Königs stand. Als jedoch der große Tag hereinbrach, da Ney mit seinem Heer sich seinem alten Meister zur Verfügung stellte, umarmten sich Onkel und Nefte unter Freudenthränen und erklärten, daß die kaiserliche Sache nunmehr so gut wie gewonnen sei.

Rohan kam und ging wie ein Schatten. Stillschweigend hörte er den Tiraden des Alten zu, hoffend, daß sich die Lage doch noch ändern könne; aber seine Hoffnungen verdüsterten sich mit jedem Tage. Wo Napoleon seinen Fuß hinsetzte, schienen Armeen aus der Erde zu springen; seine Stimme drang von Thal zu Thal und zauberte eine reiche Ernte von Waffenträgern hervor.

Auch Marcelle wurde wieder von der furchtbaren Epidemie der Napoleonbegeisterung angesteckt, und dies zu sehen, war für Rohan das Schlimmste. Ein neues Feuer loderte in ihren Augen, ihre sonst bleichen Wangen glühten vor Begeisterung, wenn der Alte seine bekannten Lobreden losließ; sie sog förmlich jedes seiner Worte ein, ihr ganzes Wesen schien sich vollständig verwandelt zu haben. Rohan beobachtete sie mit stillem Entsetzen und vermied es, ihren Blicken zu begegnen. Hatte sie denn so rasch all die Qualen und Entbehrungen vergessen, die er erdulden gemußt? Begriff sie denn nicht, daß diese Sache, die ihr solche Freude bereitete, das Zeichen zu seiner Vernichtung war? . . .

Rohan hielt es weder zu Hause noch bei Dervals lange aus; es trieb ihn hinaus, ins Innere der Erde, in sein altes, luftiges Versteck. Nur dort fand er das Gleichgewicht seiner Seele, die ihm so nötige Ruhe wieder. Seit die Nachricht von der Wiedervereinigung Neys mit Bonaparte nach Kromlaiz gedrungen war, hatte er mit Marcelle kaum ein Wort gewechselt; ja, er vermied ängstlich ein Zusammentreffen mit ihr. Bislang war er unbelästigt geblieben, die Behörden machten keinerlei Miene, des einstigen Empörers habhaft zu werden,

denn sie hatten Wichtigeres zu thun und waren noch vollauf damit in Anspruch genommen, das große und gewagte Spiel zu beobachten, in welchem Bonaparte sich bemühte, seine Gegner zu überlisten. Rohan war verständig genug, jeden Augenblick auf eine neuerliche Verfolgung gefaßt zu sein. Ängstlich und das Schlimmste erwartend, verlebte er seine Zeit zumeist draußen auf dem offenen Meere.

An einem ruhigen, sonnigen Morgen konnte er der Versuchung nicht widerstehen, alle Schauplätze seiner schweren Kämpfe aufzusuchen. Er fand die Kathedrale von einer Legion von Seebögeln besetzt, die aus dem Süden heimgekehrt waren, um ihre Nester zu bauen und ihre Jungen großzuziehen. Der „Trox“ zeigte noch deutliche Spuren seines Kampfes mit den Gendarmen. Die Erinnerungen drohten Rohan zu überwältigen und er beeilte sich, durch den finstern Schneckengang sein luftiges Gemach im Innern der Klippen zu erreichen. Aus dem Spalt seines einstigen Versteckes blickend, sah er das Meer ruhig zu seinen Füßen rollen; es war so klar, daß er die roten Riffe und gelben Sandbänke deutlich erkennen konnte; die Fischerboote glitten über den glatten Spiegel dahin, die Sonne leuchtete, wie das Lächeln Gottes. Rohan nahm dies friedliche Bild in sich auf, aber das Herz wurde ihm dabei schwer, denn er mußte an jenen denken, der sein blutiges Schwert wieder über die friedliche Welt zückte und dessen roter Schatten sie zu verdüstern drohte. Konnte Gott das wirklich zugeben? Gott?! Hatte er nicht auch zugegeben, daß er, Rohan, den Freund seines Vaters niederschmetterte und ihn unter dem Steinblock seines menschlichen Hasses zerdrückte? Um den auf ihn einströmenden Gedanken zu entinnen, kroch er durch die finstern Hohlgänge weiter in die erste Wasserhöhle und von da über die schlüpfrigen Stiegen bis zur Mündung des Aquädukts. Auf dem ganzen Wege fand er noch die Spuren der großen Überschwemmung, Fels- und Erdstücke versperrten ihm zeitweilig den Weg und der Abstieg war noch gefährlicher als er ihn bisher gefunden. Weiter als bis zum

Eingang des großen Wasserreservoirs konnte er nicht gelangen, denn derselbe war durch allerlei Trümmer verbarricadirt, die wegzuschaffen jahrelanger Arbeit bedurfte. Auf dem Rückwege stolperte er auf dem schlüpfrigen Boden über einen dunkeln Gegenstand — es war die schwarze Marmorstatue, die er früher im Innern des Aquädukts entdeckt hatte.

Jahrhundertlang hatte sie auf dem Platze gestanden, um dann schließlich dennoch ihrem Schicksal zu verfallen! Sie vermochte der beisspiellosen Wut der Wellen nicht standzuhalten, die sie von ihrem Piedestal stürzten und wie einen Strohhalm wegspülten. Schwarz und still lag sie da, noch immer häßlich und entstellt! Ave Cäsar Imperator! So wie jener, dessen Bildnis du darstellst, seinem Schicksal nicht entgehen konnte, so hat dich das deinige ereilt! Alles auf Erden ist vergänglich. Die Menschen und ihre Werke vergehen. Früher oder später wird alles vom Meere der Ewigkeit erbarmungslos hinweggespült, über welchem ewige Schatten schweben, die zu leben scheinen, aber nichts als leere Phantome sind!

Dies ungefähr waren die Gedanken, welche Rohan beseelten, während er sich über die Statue neigte. Wieder mußte er an jenen furchtbaren Tyrannen denken, der sein Leben verdüstert hatte, dessen Haupt ebenfalls ein furchtbarer Lorbeer krönte und an dessen Händen das Blut von Tausenden und Abertausenden Menschen klebte!

Als er endlich wieder in die frische Luft trat, dämmerte es bereits. Die Kälte und der Meltau der toten Welt umhauchte ihn noch, er zitterte am ganzen Körper, während er über die Triffinesleiter zur Kapelle der Notre Dame de la Garde emporschritt. Die Welt schien in eitel Frieden und Farbenpracht getaucht. Er, der den Tiger schuf, schuf auch das Lamm, und dieselbe Hand, welche die glitzernden Sterne dort oben einsetzte und den Menschen vorschrieb: „Liebet einander,“ formte die steinernen Herzen von Hunderten von Cäsaren und setzte einen Bonaparte wieder in Freiheit . . .

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die letzte Hoffnung.

Als Rohan das Thor der Kapelle der Notre Dame de la Garde erreichte, trat gerade eine Frau mit bleichen, schreckverzerren Zügen heraus. Es war Frau Gwensfern, die ängstlich umherspähte, dann seinen Arm ergriff und mühsam hauchte: „Flieh', mein Sohn, flieh'! Die Bluthunde sind wieder hinter dir her! Sie suchen dich von Haus zu Haus! Furchtbare Nachrichten sind eingetroffen, der Kaiser ist wieder in Paris und hat den Krieg erklärt.“

Es wurde Rohan dunkel vor den Augen, er schwankte und presste die Hand aufs wild pochende Herz. Er hatte diese Botschaft zwar schon längst erwartet, nichtsdestoweniger traf sie ihn jetzt wie ein Keulenschlag.

„Gehen wir in die Kapelle!“ stammelte er.

Das kleine Gebäude hatte sich seit jenem glücklichen Tage, da er an der Seite Marcelles, der er seine Liebe gestanden, ein Dankgebet hier verrichtete, in nichts geändert. Das Bildnis der Heiligen Jungfrau stand noch immer vor dem Altar und war von allerlei Gaben umringt; auch das Altarbild glänzte noch in grellen Farben und wurde von den letzten Sonnenstrahlen hell beleuchtet.

Mutter Gwensfern erzählte rasch die näheren Einzelheiten: das Dorf befand sich in nicht geringer Aufregung, da die Royalisten die Nachricht von dem vollkommenen Siege des Kaisers nicht glaubten. Eine Abteilung Gendarmen sei jedoch von St. Gurlott herübergekommen, um „im Namen des Kaisers“ nach Deserteur zu fahnden. Das sei ganz sicher, denn sie hatten bereits bei ihr eine strenge Hausdurchsuchung gehalten. Man erinnerte sich auch an den Tod Pipriacs, der gerächt werden sollte.

In einigen Augenblicken war das zärtliche Liebeswerk von Monaten zerstört. Jenes wilde Leuchten seiner Augen, das

Marcelle am Tage seiner Rückkehr so sehr erschreckt hatte, flammte während des Berichtes seiner Mutter in Rohans Augen wieder auf. Sein Hirn brannte, das Herz drohte ihm zu zerspringen. Kein Wort kam über seine Lippen, dafür aber ein hysterisches Lachen, wenn sich dieser Ausdruck auf einen Mann anwenden läßt. In diesem schrillen Lachen lag übrigens mehr als eine bloße nervöse Spannung: die Zeichen eines beginnenden Wahnsinns, der seinen Geist zu unnachten und seine Seele zu ersticken drohte, gaben sich darin kund.

„Rohan, Rohan, sprich doch ein Wort! Blic' mich nicht so furchtbar an! Sie sollen dich nicht kriegen, mein armes Kind!“ jammerte die entsetzte Mutter, sich an seinen Arm klammernd.

Er starrte sie, ohne zu antworten, an und brach abermals in ein schrilles Lachen aus. — — — — —

Spät am Abend saß Onkel Ewen vor dem Kamin und las der Witwe und Marcelle die Zeitung vor; die eben aus Paris kommenden großen Neuigkeiten, daß Europa sich weigere, auf freundschaftlichem Wege mit dem Usurpator zu verhandeln und daß die riesigen Heere der Großmächte sich wie große Wolken an der Grenze erhoben, regten ihn sichtlich auf. Der Kongreß der Verblindeten tagte in Frankfurt, von dort die Bewegungen einer Million Soldaten dirigierend. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen behaupteten wieder das Feld; England bot seine Hilfe in Form von 36 Millionen Pfund in Geld und einem kleinen Kontingent von 80 000 Mann unter Wellingtons Führung.

„Feiglinge!“ preßte der Korporal zwischen den Zähnen hervor. „Eine Million Mann gegen Frankreich und den kleinen Korporal! Aber ihr werdet sehen, wie er sie auf einen Schlag niederschmettern wird! Ich habe einst einen kleinen Trommelschläger einen Riesengrenadier zur Erde schlagen gesehen. So wird es auch unser Kaiser machen!“

„Wird es also wieder Krieg geben?“ seufzte Mutter Derval.

„Einen Krieg auf Leben und Tod,“ entgegnete der Korporal feierlich. „Entweder muß der Kaiser diese Schufte umbringen oder sie bringen ihn um. Da giebt es keinen Pardon! Paris wird jetzt so befestigt, daß der Feind es auf keinen Fall einnehmen kann. In den nächsten Tagen wird Napoleon wieder die Obermacht gewinnen — — —“

„Hat niemand von euch Kohan gesehen?“ fragte Gildas, in die Küche tretend. Er kam aus dem Wirthshaus, wo er seinen nimmer zu löschenden Durst zu stillen gesucht hatte. „Sie suchen ihn schon wieder.“ Dabei deutete er über die Schulter hinweg zur Thüre, die er hinter sich offen gelassen.

„Sie waren schon hier,“ entgegnete Derval, einen besorgten Blick auf die an allen Gliedern zitternde Marcelle werfend, „und ich versprach ihnen, die Geschichte zu ordnen. Kohan bietet sich jetzt die beste Gelegenheit, seinen guten Ruf für ewige Zeiten wieder herzustellen und sich dabei seine Haut zu sichern. Es giebt nur mehr diese letzte Rettung für ihn und die muß er ergreifen, ehe es zu spät ist.“

„Wie das?“ forschte Marcelle.

„Zum Teufel! Der Kaiser braucht jetzt dringender denn je Soldaten — alle Wölfe der Welt lehnen sich gegen ihn auf — und derjenige, der ihm in dieser Zeit der Noth freiwillig Hilfe anbietet, sühnt jede begangene Schuld. Kohan soll sich bei ihm oder, was dasselbe ist, bei der nächsten Militärstation freiwillig melden und erklären, daß er bereit sei, gegen die Feinde Frankreichs ins Feld zu ziehen und alles wird vergessen und vergeben sein!“

„Dessen bin ich nicht so sicher,“ warf Gildas ein. „Ich habe eben mit dem Gendarmen Penvenn, einem Freunde Pipriacs, ein Gläschen getrunken und er behauptet, daß Kohan auf jeden Fall erschossen wird; das finde ich schmachvoll!“

„Penvenn ist ein Esel! Glaubst du, daß ich keinen Einfluß beim Kaiser habe? Ich sage dir, daß er begnadigt wird, wenn er sich als Soldat meldet. Was meinst du, Kleine? Ist dein Liebster noch immer ein Feigling?“

„Dunkel, wie kannst du das sagen?“ rief Marcelle mit zitternden Lippen.

„Du hast recht, mein Kind. Ich vergaß mich. Kohan ist ein braver, mutiger Junge, das hat er bei deiner Rettung bewiesen. Ach, wenn er uns jetzt enttäuschen sollte, wo die Vorsehung selbst ihm den Weg zur Rettung zeigt, wo der kleine Korporal so nötig seine Hilfe braucht und ihn wie den verlorenen Sohn willkommen heißen würde! — — —“

Ein Schrei Marcelles unterbrach den Redestrom des Alten. Sie sprang auf, denn mitten in dem Gemach stand Kohan — ein gebrochener Greis! Der plötzliche Schreck schien die Macht gehabt zu haben, ihn in seine frühere Gestalt zu verwandeln und ihm wieder den Ausdruck eines gehezten, halbverhungerten Tieres zu verleihen. Auf dem abgehärmten Gesicht spiegelten sich seine Seelenqualen deutlich ab. Mit wilden, hungrigen Blicken starrte er von einem der Anwesenden zum anderen, ohne ein Wort zu sprechen.

„Kohan!“ schrie der Alte, nach Atem ringend. „Sildaas, schließe die Thüre!“

Dies geschah sofort. Zur Vorsicht schob der Held von Dresden auch noch den Kiegel vor. Im Nu standen die beiden Frauen neben Kohan, die Witwe schluchzend, Marcelle totenbläß, aber trockenen Auges. Derval erhob sich schwerfällig und näherte sich taumelnd seinem Neffen: „Fürchte nichts, mein Junge; sie sind wohl hinter dir her, aber ich werde die Sache schon in Ordnung bringen. Du hast dich widerspenstig benommen, aber sie werden durch die Finger sehen, wenn du jetzt wie ein Mann handelst. Wir haben keine Minute zu verlieren. Kreuze den großen Sumpf und du wirst vor ihnen St. Gurlott erreichen. Geh' geradeaus in die Rosengasse und melde dich beim Hauptmann Figuier, sag' ihm, daß ich dich schicke — — — Großer Gott, ist der Junge verrückt?“ schrie der alte Mann auf.

Die Frage schien ganz berechtigt, denn Kohan starrte, ohne ein Wort von dem zu hören, was er ihm sagte, in die Luft

und lachte vor sich hin. Vor Angst zitternd, klammerte sich Marcelle an seinen Arm und sprach auf ihn ein: „Kohan! Verstehst du denn nicht? Sie sind wieder hinter dir her, und wenn du dich nicht freiwillig stellst, wirst du erschossen.“

„Und wenn ich mich stelle?“ fragte er ruhig, aber mit heiserer Stimme.

„Dann wird man dir alles verzeihen,“ nahm der Korporal wieder das Wort. „Man wird dir eine Flinte und einen Tornister geben, du wirst dich der großen Armee anschließen, dich mit Ruhm bedecken und, wenn der Krieg vorbei ist, als tapferer Mann zu uns zurückkehren. Meine kleine Marcelle wird dich erwarten und dir als Gattin in dein Haus folgen.“

Der alte Mann hatte sich ganz warm gesprochen, obgleich ihn die Haltung und der geistesabwesende Blick Kohans verwirrte.

„Und wenn ich mich nicht freiwillig stelle, was geschieht dann?“ fragte Kohan, kein Auge von Marcelle wendend.

„Dann wird man dich wie einen tollen Hund erschießen; aber du wirst mit Gottes Hilfe nicht so unvernünftig sein, deinen letzten Rettungsanker nicht zu ergreifen,“ bemerkte Dunkel Ewen besorgt.

„Gibt es keinen anderen Ausweg?“

„Nein! Du vergeudest nur die kostbare Zeit, mein Junge!“

„Doch, es gibt einen,“ erklärte Kohan mit derselben heiseren Stimme und demselben geistesabwesenden Blick. Als aller Augen sich fragend auf ihn richteten, fuhr er fort: „Wenn der Kaiser aus der Welt geschafft würde!“

Der Alte sank entsetzt in seinen Stuhl.

„Gott behüte ihn davor! Schon der Gedanke ist Verrat!“

Ohne die Worte des Dunkels zu beachten, die Augen noch immer fest auf Marcelle gerichtet, flüsterte Kohan, als ob er nur mit ihr spräche: „Wenn man ihn allein, im Schlaf, von der Dunkelheit der Nacht geschlüzt, überraschen könnte, das wäre eine gute That! Es wäre ein Leben statt Hunderttausender und die Welt hätte ihren Frieden!“

„Kohan!“ schrie Marcelle entsetzt auf und wich scheu vor ihm zurück, denn in seinen Augen lauerte der Mord; sein Antlitz war verzerrt, er umklammerte mit seinen Fingern ein unsichtbares Messer.

„Bei den Gebeinen des heiligen Triffine, er spricht vom Kaiser!“ murmelte Gildas.

„Hinweg von seiner Seite, er lästert und ist gefährlich!“ schrie der Korporal Marcelle zu.

„Das ist richtig,“ entgegnete Kohan, sein totenbleiches Antlitz dem Korporal zuwendend, „aber du kannst ruhig sein, Onkel, ihr werde ich nichts thun — niemandem der hier Anwesenden! Gute Nacht, Onkel Ewen; lebe wohl, Tante Derval und auch ihr, Marcelle und Gildas! Ich gehe!“

„Bleib, Kohan!“ schrie Marcelle, seinen Arm umklammernd. „Wohin gehst du?“

Er schüttelte sie ab und verließ, ohne zu antworten, das Gemach. Der Korporal stöhnte verzweifelt auf, Gildas ließ einen langgezogenen Pfiff zwischen seinen Zähnen ertönen, die Witve schluchzte und Marcelle sank, die Hand aufs Herz gedrückt, in den nächsten Stuhl. Kohan war wie ein Geist aus ihrem Gesichtskreis verschwunden. Als die Abgesandten Bonapartes gegen Abend ihre Haussuchungen fortsetzten, konnten sie keine Spur von ihm finden.

Sechsendreißigstes Kapitel.

Der Anfang vom Ende.

Die große Armee des Kaisers marschirt der Grenze zu; wo sie erscheint, werden die üppigen Saatsfelder niedergetreten, der Vogelgesang verstummt, die schweren Räder der Kanonen graben tiefe Furchen in die Erde. Endlose Soldatenreihen ziehen durch stille Dörfer, die Luft wiederhallt von dem Gemurmel und Getöse, welches jedem Krieg vorangeht und jeden begleitet. Gehorsam bewegt sich die uniformierte Menschenkette

fort und in ihrer Mitte schreitet still und unsichtbar wie der Tod auf seinem weißen Hengst der unheilvolle bewegende Geist des Ganzen. Im Nachtrab der großen Armee folgen die menschlichen Schakale und Krähen — alle jene Elenden, die auf den verlassenen Schlachtfeldern ihr verrufenes Handwerk treiben.

Unter jenen, die hinter den marschierenden Truppen einherlungern, sieht man einen Menschen, der, nach seinem Außern zu urtheilen, aus der Klasse der Elendesten der Elenden stammen muß. Ein hageres, verkommenes, krank und verzweifelt aussehendes Geschöpf, das weder ein Heim noch Verwandte zu haben scheint und, wie die Krähe dem Jäger, der Armee von Ort zu Ort folgt, bemüht, eine Beute zu erhaschen, die jene übersehen oder weggeworfen hat. Das Haar hängt ihm wirr über die Schultern herab, der lange Bart ist ungekämmt und der Körper in Lappen gehüllt. Nacht um Nacht schläft er im Freien oder in Scheunen, von wo ihn oft wilde Dorshunde vertreiben. Zuweilen spricht er französisch, in der Regel aber brummt er einen Dialekt vor sich hin, den nur wenige Leute verstehen. Wenn er sich jemandem nähert, so geschieht dies nur, um stets die eine Frage zu stellen: „Wo ist der Kaiser? Wird er diese Stelle passieren?“

Jeder hält ihn für geisteskrank und das ist er in der That auch. Verwirrt durch das ewige Füßegetrappel der an ihm vorbeimarschierenden Kolonnen und durch das ängstliche Beobachten der zahllosen fremden Gesichter, die Tag für Tag an ihm vorbeimarschieren, wandert er seines Weges dahin. Daß er ein bestimmtes Ziel verfolgt, erkennt man an seinem entschlossenen Gesichtsausdruck; vom Strom des Lebens hin und her geschleudert, erscheint er doch hilflos und unzurechnungsfähig. Wobon er lebt, wäre schwer zu sagen. Er bittet nie, doch erbarmen sich zuweilen mitleidige Soldaten seiner und teilen ihre schmale Kost mit ihm; hoffnungsreiche Offiziere werfen ihm oft ein Geldstück zu, denn er sieht so verhungert aus; aber es ist geistiger Hunger, nicht physischer, der

seine Kräfte aufzehrt. Mehr als einmal wird er wegen Diebstahls angehalten und mit Püffen aus den Gehöften gejagt. Einmal wird er sogar als Spion gefangen genommen und gefesselt vor einen grimmigen Kommandanten gebracht, der rauchend vor dem Bivouacfeuer steht und befiehlt, ihn sofort zu erschießen. Er bricht aber in ein so merkwürdiges Gelächter aus, daß er die Aufmerksamkeit der Offiziere auf sich lenkt, die nach genauerer Prüfung des Falles dem armen Irren mitleidig den Lauspaß geben.

Er marschirt mit den Truppen dem Kriegsschauplatze zu, immer und immer die Frage auf den Lippen: „Wann wird der Kaiser kommen?“

Wie golden schimmern die Ähren in dem friedlichen Belgien! Wie süß duftet das Heu auf den Wiesen, durch die sich ein silberner Strom schlängelt, der an beiden Ufern von hellgrünen gestutzten Bäumen umsäumt ist! Wie dicht und schattig erstrecken sich die Wälder an den Berggründen, die mit Flieder und Heckenrosen überwuchert, mit Hyacinthen und Veilchen bedeckt sind! Wie ruhig und gleichmäßig bewegen sich die zahllosen Windmühlen mit ihren gen Himmel gestreckten Armen!

Was glitzert dort in der Ferne, auf dem Kirchenplatz im Dorfe? Es scheint ein in der Sonne funkelnder Teich zu sein, in Wirklichkeit sind es aber die Helme der preussischen Klirrasfiere, die so leuchten. Und was sind jene dunkeln Massen, die sich gleich Schatten zwischen den Kornfeldern bewegen? Es ist die preussische Infanterie, die langsam über die staubige Straße marschirt. Und horch, was braust dort wie wogendes Meer? Es ist die leichte Kavallerie, die auf flinken Rossen einhergaloppiert. Die vereinigten Mächte haben bereits in aller Stille Belgien occupiert und nun nähert sich endlich auch das französische Heer.

Es breitet sich mit einem Teil seiner alten Macht über die fruchtbare Erde aus. Flintengetnatter und Kanonendonner deuten an, daß die Scharmützel bereits begonnen haben. Die

feindlichen Armeen stehen einander gegenüber, wie zum Sprunge bereite wilde Bestien. Ringsherum lagern erwartungsvoll die menschlichen Opfer. Die Dörfer werden von ihren Bewohnern verlassen, die Windmühlen stehen still, die Schälmeien der Schäfer sind verstummt, das Vieh weidet unbehütet, die Felder bleiben unbestellt; nur hie und da tönt eine Kirchenglocke durch das verlassene Thal.

In der Richtung von Quatrebras ertönt Kanonendonner, Bomben plagen krachend zu Boden und erschüttern die Luft, der furchtbare Kampf hat begonnen; Kirassiere galoppieren hierher und dorthin, Ordnonnazen eilen ins Hauptquartier und die armen erschreckten Bauern bereiten sich zur Flucht in die Wälder vor. Die Kriegsfurie ist mit allen ihren Schrecken losgelassen.

Auf dem Gipfel eines bewaldeten Hügels steht dieselbe mit-leiderregende Gestalt, die den Spuren der großen Armee bis hierher gefolgt war — noch hagerer und abgezehrter. Es regnet in Strömen, aber der arme Geistesranke beachtet das nicht und starrt nur auf die Straße hinab, die sich durchs Thal windet. Plötzlich blitzen durch den feuchten Nebel glitzernde Helme und Lanzen, der stille Beobachter entdeckt auch die Gestalt eines im vollen Galopp einherstürmenden Reiters, dem eine Gruppe berittener Offiziere folgt; hinter diesen rollt ein mit vier Pferden bespannter Reisewagen. Am Fuße des Hügels bleibt der Reiter einen Augenblick lang stehen, dann geht es wieder in volkstem Galopp aufwärts, die Offiziere folgen ihm.

Ruhig und stumm zieht sich Rohan — denn er ist der Unglückliche — in den Schatten des Waldes zurück.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Onkel Ewen bekommt den letzten Urlaub.

„Onkel, Onkel! Wach' auf, vom Kriegsschauplatz sind gute Nachrichten angelangt. Eine Schlacht ist geliefert und unser Kaiser Sieger! Wach' auf! Ich bin's, Marcelle.“

Der Korporal lag wie schlafend in seinem Lehnsstuhl, aber seine Augen waren weit offen und er atmete schwer. Marcelle, die mit einer Zeitung in der Hand erregt eingetreten war, glaubte zuerst, der Alte schlummere und schüttelte ihn sanft. Als sie jedoch bemerkte, daß er bewusstlos und krank sei, schrie sie entsetzt auf. Die Witwe kam eilig aus ihrem Kämmerchen, wo sie gerade beschäftigt war, herab und nun bemühten sich beide Frauen um ihn, rieben ihm die Hände, wuschen das Gesicht mit Essig, träufelten ihm Cognac ein, aber alles war vergebens.

„Er stirbt!“ jammerte Marcelle händeringend. „Mutter, hole doch rasch Plouët, damit er ihm zur Ader lasse! Meister Arfoll sagte neulich, dies sei die einzige Rettung!“

„Soll ich nicht lieber den Geislichen holen?“ fragte die Witwe zögernd. Sie hatte angst, ihr Schwager könne ohne die heiligen Sterbesakramente zu seinem Schöpfer gehen. Die weltlichere und praktischere Marcelle bestand darauf, daß sie zuerst den Barbier hole; wenn jede Hoffnung geschwunden sei, das fliehende Leben zu erhalten, dann könne man darauf bedacht sein, die Seele für das ewige Leben vorzubereiten.

In allerkürzester Zeit trat der kleine Barbier mit seinen Instrumenten ein und waltete mit gewohnter Geschicklichkeit seines Amtes. Dickes, schwarzes Blut tröpfelte in die Schale. „Er ist sehr schwach und wird sich schwerlich mehr erholen! Wir wollen ihn zu Bett bringen.“

Erst nachdem dies geschehen, öffnete der Patient die Augen und nickte Plouët mit erzwungenem Lächeln zu. Marcelle

kniete weinend vor dem Bette, er legte wie segnend seine Hand auf ihr Haupt, Thränen verschleierten seine Augen.

„Kopf hoch, Nachbar! Wie geht's? Besser — was? Ich werde Ihnen etwas erzählen, das Sie sofort gesund machen wird. Unsere Avantgarde hatte einen Zusammenstoß mit den verfluchten Preußen und hat einen glänzenden Sieg davongetragen!“

Onkel Ewens Augen leuchteten auf und seine Lippen bewegten sich, ohne jedoch einen Laut hervorzubringen.

„Vater Plouët spricht die Wahrheit!“ bestätigte Marcelle.

„Das ist eine gute Nachricht,“ stammelte der Kranke und sank erschöpft in die Kissen zurück.

Die Aufregungen der letzten Wochen hatten seine Kräfte vollständig aufgezehrt. Tag für Tag war er ins Wirtshaus gehumpelt, um seine gewohnten Kaisertiraden vom Stapel zu lassen. Sein Puls raste, in seinen Ohren brauste es beständig wie Meeresrauschen. Die ganze Welt lehnte sich gegen den kleinen Korporal auf und der kleine Korporal sollte mit Gottes Hilfe die ganze Welt schlagen! Sein eigener Stolz und seine hohen Erwartungen standen auf dem Spiel; mit dem Glück des Kaisers stieg und sank das seinige! Der Fall des Kaisers hatte ihm fast das Leben gekostet; nun da dieser sich wie die Sonne aus einer düstern Wolke erhoben hatte, gewann auch Onkel Ewen seinen verlorenen Einfluß zurück. Stolz und glücklich führte er wieder das große Wort zu Hause sowohl wie im Wirtshaus. Aber auch die Freude kann unter Umständen gefährlich werden und so brachte die beständige Erregung die in Derval schlummernde Krankheit zum Ausbruch.

In der Sorge um den Onkel vergaß Marcelle fast ihren eigenen Kummer. Seit dem Verschwinden Mohans hatte man nichts mehr von ihm gehört; sie wußte also nicht, ob er lebe oder tot sei und verbrachte sorgenvolle Tage und angstvolle Nächte. Der Anfall des Alten ging diesmal nicht so rasch vorbei wie die früheren. Infolge der ungeheuren Schwäche mußte er das Bett hüten. Mutter Derval drang ir ihn, den

Geistlichen holen zu dürfen, aber er wollte nichts davon hören; so angenehm ihm der kleine Curé auch persönlich gewesen — durch seinen offenen Übertritt ins Lager der Feinde hatte er's gänzlich mit ihm verdorben. Dagegen mußte man ihm täglich die Zeitungen vorlesen; zum Glück brachten sie mir gute Nachrichten.

Nach einer Woche hatte er sich wieder so weit erholt, daß er aufstehen und in seinem Lehnstuhl sitzen durfte. Eines Tages trat ganz unerwartet der Wanderlehrer in die Küche. Marcelle erschrak zuerst; als sie aber sah, daß der Onkel ihn freudig begrüßte, schwand ihre Angst. Arfoll vermied jedes heikle Thema, denn er war nicht der Mann, einem Mitmenschen unnötige Qualen zu bereiten. Als er sich nach einer Stunde entfernte, sagte der Korporal: „Ich war ungerecht; er ist ein ganz vernünftiger Mann!“

Arfoll wiederholte am nächsten Tage seinen Besuch und plötzlich sprachen die beiden Männer von Politik. Der Wanderlehrer vermied jeden Widerspruch; ja, er gab rückhaltlos zu, daß nur ein großer Mann so viel Liebe gewinnen und solche Begeisterung erwecken könne wie Napoleon. Seit er den Kaiser mit eigenen Augen gesehen, wundere er sich nicht mehr, daß seine Anhänger mit solcher Bewunderung an ihm hängen! Und ehe Marcelle recht wußte, wie es kam, las er dem Onkel Stellen aus der Bergpredigt vor, denen der Patient andächtig lauschte: „Der Krieg ist doch eine furchtbare Sache und der Frieden das beste!“ bemerkte Arfoll, das Neue Testament zuklappend.

„Das ist ganz richtig,“ gab der Korporal zu, „aber der Krieg ist notwendig!“

„Er wäre es nicht, wenn die Menschen einander wirklich liebten!“

„Zum Henker, wie kann man seine Feinde lieben? Diese Preußen! Diese Engländer!“ knurrte Derval grimmig. Arfoll seufzte und ließ den Gegenstand fallen. Als er sich verabschiedete, folgte ihm Marcelle auf die Straße und fragte zaghaft: „Meister Arfoll, wird er sich erholen?“

„Das weiß ich nicht, er ist ernstlich krank und kein junger Mensch mehr! . . . Hast du keine Nachricht von deinem Vetter, mein Kind?“

Sie verneinte und kehrte traurig in die Küche zurück. In derselben Nacht herrschte im Dorfe große Aufregung; bonapartistische Gruppen durchzogen singend und lärmend die Straßen; die Nachricht von der Schlacht bei Ligny und dem Sieg der französischen Armee war bis Kromlaix gedrungen.

„Es ist wahr, Dunkel, der Kleine hat die feindlichen Ungeheuer von Preußen besiegt und er wird wohl auch die Engländer vernichten!“ sagte Gildas mit fallender Zunge. Er hatte, wie so oft in der letzten Zeit, im Wirtshaus wieder einmal über den Durst getrunken.

„Wo ist die Zeitung?“ fragte der Alte, am ganzen Körper zitternd. Gildas reichte sie ihm, er vermochte aber nicht zu lesen, die Buchstaben verschwommen ineinander, so daß er das Blatt Marcelle geben mußte, die dann laut daraus vorlas. In jener Nacht konnte Derval vor freudiger Aufregung nicht schlafen. Als Marcelle am nächsten Morgen in die Küche kam, fand sie ihn phantasierend und in heftigem Fieber. Er wälzte sich unruhig im Bette herum, rief seine alten Kameraden mit Namen und sprach zu ihnen von Austerlitz. Ja, er sprang sogar aus dem Bette: „Man bläst zur Reveille!“ rief er. „Wo sind meine Kleider?“

Nach vielem Zureden gelang es Marcelle, ihn wieder ins Bett zu bringen. Bald darauf trat der Wanderlehrer ein, aber der Korporal erkannte ihn nicht. Arfoll, der in solchen Dingen große Erfahrung besaß, erklärte den Zustand für sehr bedenklich, was Frau Derval veranlaßte, sofort nach dem Geistlichen zu gehen. Als dieser kam, fand er Dunkel Ewen unfähig, die Sterbesakramente zu empfangen, da er das Bewußtsein verloren hatte und seine Seele auf dem großen Schlachtfeld weilte; seine Lippen murmelten beständig die Namen längst verstorbener Kameraden oder den Napoleons. Die Witwe war untröstlich.

„Ach, soll er denn ohne die Segnungen der Kirche sterben?“ schluchzte sie.

„Er soll sie empfangen, wenn er mich nur versieht, Mutter Derval,“ erklärte der Geistliche und wandte sich dann mit sanfter Stimme an den Sterbenden. „Hören Sie mich, Herr Korporal? Ich bin's, Vater Kolland.“

Marcelle seufzte, Gildas schluchzte wie ein Knabe, Arjoll stand ernst vor dem Bette und fühlte den Puls des Kranken: „Ich fürchte, seine letzte Stunde hat geschlagen!“

„Er war ein braver Mensch, aber ein großer Enthusiast und dieser Sieg von Ligny ist ihm zu Kopf gestiegen,“ bemerkte Vater Kolland. „Er hat seinem Kaiser und auch Frankreich treu gedient!“

Der Name des Kaisers schien den Korporal aus der Ohnmacht zu erwecken; er schlug die Augen auf und richtete sie fest auf den Priester, den er aber nicht erkannte.

„Onkel, Onkel, fühlst du dich besser?“ fragte Marcelle.

„Ach, du bist's, Kleine? Was hast du von der großen Schlacht gelesen?“ — —

„Jetzt ist's nicht an der Zeit, von Schlachten zu sprechen, Herr Korporal,“ unterbrach ihn der Priester, „denn Sie sind sehr krank und werden bald vor dem Richterstuhl Gottes stehen. Ich bin gekommen, um Ihnen die Sterbesakramente zu verleihen und Ihre Seele für die große Reise vorzubereiten. Machen Sie Frieden mit dem Himmel, Herr Korporal!“

Alle Anwesenden zogen sich still aus dem Gemach zurück; Vater Kolland blieb eine halbe Stunde mit dem Sterbenden allein, dann rief er die Anwesenden zurück: „Es ist geschehen; der Armste ist nicht ganz bei Sinnen und hat mich nicht erkannt; aber da Gott gut ist, wird es genügen. Der Kranke ist jetzt bedeutend ruhiger und wird demüthig und friedlich vor seinem Schöpfer erscheinen.“

„Amen!“ rief die Witwe erleichtert.

Während die Anwesenden sich dem Bette näherten, schlug der Sterbende die Lider auf und blickte mit klaren Augen

umher. Jetzt erkannte er auch den Priester; ein leichtes Rot färbte seine fahlen Wangen; er erhob mühsam seinen Kopf und rief mit lauter Stimme: „A bas les Bourbons! Vive l'Empereur!“

Mit diesem Kriegsschrei auf den Lippen schwebte er in das große Bivouac der Armee der Toten hinüber.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Naparte.

Wir wollen nun wieder zu den goldenen Thälern zurückkehren, in welchen der blutige Kampf der Armeen sich abspielte, in den Wald, wohin sich der Ausgestoßene verkrochen hatte. Der Mann hoch zu Roß war Napoleon. Als er den Gipfel des Hügels erreicht hatte, stieg er ab und blickte gespannt in die Richtung von Ligny. Es regnete noch immer in Strömen. Er war in einen abgetragenen Soldatenmantel gehüllt, der Dreimaster saß ihm tief im Gesicht, die Beine steckten in hohen Stiefeln; die Hände über den Rücken gefaltet, den Kopf zwischen die Schultern gesenkt, stand er in Gedanken versunken da — sein Gefolge dicht hinter ihm.

Unten dauert das Bombardement fort: mit einem Mal hört es auf, Napoleon horcht eine Weile gespannt, dann beginnt er unruhig auf und ab zu gehen, bis er auf der Landstraße einen Reiter erblickt, der im rasenden Galopp, als gälte es das Leben, dahergesprengt kommt. Im nächsten Augenblick steht er vor dem Kaiser und überreicht ihm eine Depesche. Er liest sie, sein sorgenvolles Antlitz erhellt sich, er spricht mit seinem Gefolge, das ihn umringt, begeistert die Schwerter zieht und in den Ruf „Vive l'Empereur!“ ausbricht! Die Preußen ziehen sich von Ligny zurück, der erste Sieg ist erfochten!

Der Kaiser geht zu Fuße langsam den Hügel hinab . . .

Als es wieder still geworden, kriecht Kohan aus seinem Bersteck hervor, er zittert und fröstelt wie im Fieber, seine

Augen flammen wilder denn zuvor und verfolgen die Gruppe am Fuße des Hügel. Er schleicht sich wie eine Katze den Hügel entlang, dann rennt er wie ein Reh durch den dichten Wald, ohne jemandem zu begegnen. Vor einem großen Gebäude, das sich in einer Richtung erhebt, bleibt er stehen. Es ist eines jener antiken Landhäuser, die man in Belgien so häufig findet — ein seltsam gegiebeltes großes Wohnhaus, das von Scheunen, Wirtschaftsgebäuden und Obstgärten umringt ist. Aus keinem der vielen Fenster dringt ein Lichtstrahl und es scheint augenblicklich unbewohnt.

Rohan steht in der offenen Thüre und blickt den Hügel hinab, sein scharfes Ohr vernimmt Pferdegetrappel, und noch ehe das Kavalleriecorps auf dem Schauplatz erscheint, ist er hinter der Thüre verschwunden.

Drinnen ist's finster, aber er schreitet durch eine große Küche in ein noch größeres Gemach, das spärlich durch zwei Fenster beleuchtet wird. In der Mitte steht eine Leiter, die auf einen lustigen Heuboden führt. Das Zimmer ist altmodisch, aber bequem eingerichtet, auf dem Tische liegt ein Stück Brot und etwas grober Käse. Große schwarze Balken stützen das Dach. Rohan hat nicht lange Zeit, sich umzusehen, denn Fußtritte nähern sich dem Zimmer. Rasch wie der Blitz klettert Rohan die Leiter hinan und verschwindet in der dunkeln Dachkammer.

Ein Offizier tritt, mit einer brennenden Lampe in der Hand, ein. Er sieht sich neugierig in dem großen Gemach um, ist lachend ein Stück von dem Brote, dann erteilt er rasch einige Befehle. Soldaten bringen Holz herein und entzünden im Kamin ein Feuer. Abermals ertönt Pferdegetrappel, sodann Kommandorufe. Das Gebäude ist auf allen Seiten von Soldaten umringt, das Zimmer beginnt sich allmählich zu füllen. Draußen regnet es noch immer in Strömen. Jetzt tritt ein Diener mit einer kleinen silbernen Lampe ein und zieht die mottenzerfressenen Vorhänge vors Fenster; die Leute sprechen mit leiser Stimme, als ob ein Vorgesetzter anwesend wäre. Plötzlich geht die Thüre auf und Napoleon

schreitet, den Hut in der Hand, über die Schwelle. Er wirft den durchnässten Mantel ab und steht in einfacher Generalsuniform vor dem Kamin, wo er sich die Hände wärmt. Man bringt ihm Brot und Wein, er isst und trinkt nur wenig, dann erteilt er mit klarer fester Stimme einige Befehle und wünscht allein gelassen zu werden. Das Gefolge entfernt sich ehrerbietig und schließt die Thüre hinter sich.

Er ist allein in dem großen Gemach; über seinem Haupte dehnen sich die schwarzen Sparren, auf denen grelle Schlaglichter des gegenüber lodernden Feuers tanzen. Ringsum herrscht eine solche Stille, daß man jeden Regentropfen gegen das Fenster klatschen hört. Obgleich das Gebäude von Truppen umringt ist, hört man kaum einen Laut. Mit vorgeneigtem Haupt, die Hände über dem Rücken gefaltet, durchmißt Napoleon das Gemach — nicht ahnend, daß ein flammendes Augenpaar von der Bodenöffnung her jede seiner Bewegungen beobachtet. Draußen strömt der Regen und heult der Wind; aber Napoleon ist so sehr in seine Gedanken vertieft, daß er nichts hört als die Stimmen seines Innern. Was mögen ihm diese zuflüstern? Vor seinem geistigen Auge ziehen ungeheure Armeen vorbei, die gleich den Sturmwolken einem höheren Willen gehorchen. In der Ferne erheben sich brennende Städte, gleich dem ewiglodernden Höllenfeuer; dumpfer Kanonendonner mischt sich mit dem Gebrause der Brandung des Meeres der Ewigkeit, das an einer gefirnten Kiste donnert. Dies ist die Nacht der Nächte, in welcher die Stimme Gottes in dem steinernen Herzen dieses Mannes laut wird und ihn an sein nahendes Verderben mahnt! Seht, wie er seine Adleraugen beschattet, um die furchtbaren Visionen zu verschleuen! Es ist Nacht, stockfinstere Nacht und er ist allein, allein mit den Geistern der von ihm Gemordeten! Er fühlt sich, trotzdem er weiß, daß seine Kreaturen im anstößenden Zimmer über ihm wachen und daß das Haus von Truppen umringt ist, einsam und verlassen. Wie eine wilde Bestie ihren Käfig, durchmißt er unruhig das Zimmer.

Alle seine Pläne sind gereift, seine Befehle erteilt, er will nur noch ein paar Stunden ruhen, ehe er dem Siege zueilt, nach dem seine unersättliche Seele dürstet. Sieg? Ach ja, sein Glückstern wird ihn nicht verlassen, wird mit seinem Glanz alle Feinde blenden! Er wird sich wie ein Racheengel erheben, mächtiger und furchtbarer als bisher! Die Feinde glauben ihn in ihren Netzen gefangen zu haben, aber sie werden sich täuschen!

Der kleine große Mann tritt ans Fenster und starrt ins Dunkel hinaus, jetzt hört er deutlich die Schritte der auf und ab marschierenden Schildwache; das für die Nacht ausgegebene Lösungswort wird von der kommenden und der gehenden Ordonnanz gewechselt. Er sieht und hört das alles wie im Traum, dann zieht er den Vorhang wieder zu und marschiert rastlos durchs Zimmer. Man klopft an die Thüre, er ruft mit leiser, klarer Stimme: „Herein!“

Eine Ordonnanz überreicht ihm ein Schriftstück; er reißt es auf, überfliegt es hastig und erteilt den Befehl, ihn, falls nicht sehr wichtige Nachrichten eintreffen sollten, in den nächsten zwei Stunden nicht zu stören, da er schlafen wolle. Die Thüre schließt sich sanft und Bonaparte ist wieder allein. Er liest das Schriftstück noch einmal aufmerksam, wirft es dann auf den Tisch, lockert seine Krawatte und nähert sich dem vor dem Kamin stehenden großen Lehnstuhl. Großer Gott, was ist das? Er ist auf die Kniee gesunken!

Um zu beten? Er?!

Ja! Hier im Dunkel der Nacht, überzeugt, daß kein menschliches Auge ihn sieht, kniet er heimlich nieder, bedeckt seine Augen und — betet. Nicht lange — schon nach einer Minute erhebt er sich, sein steinhartes Gesicht ist merkwürdig verwandelt, es ist weich und ruhig, die Sorgenfalten sind verschwunden. Wie weise war doch der Heiland, als er sagte, die Bösen seien wie arme blinde Kinder; sie wissen nicht, was sie thun . . .

Bonaparte sinkt erschöpft in den Lehnstuhl und schließt die Augen.

Um zu schlafen? Kann er, auf dessen Haupt das Schicksal von Königreichen ruht, in dieser Nacht schlafen? O ja, und zwar so leicht und fest wie ein neugebornes Kind! Raun hat er die Augen geschlossen, als er auch schon fest schläft. Sein Kopf ist auf die Brust gesunken, er sieht bleich und fahl aus wie ein Toter. All die heftigen Leidenschaften, die Sorgen, die ihn wachend niederdrückten, sind aus seinen Zügen verschwunden; er scheint seine Kraft abgeworfen zu haben, wie ein Gewand, das er nur am Tage trägt. Großer Gott, wie alt, wie mitleiderregend alt und gebrochen sieht er aus! Das soll der Mann sein, der der halben Welt wie ein Gott erschien, der die Engel des Zornes ausschickte, um die Erde zu verwüsten und mit Menschenblut zu überschwemmen, der wie ein Schatten zwischen der Seele der Menschheit und der Sonne Gottes stand und mit einem Schlage Kaiser- und Königreiche wegsetzte! „Gott giebt jenen, die er liebt, den Schlaf!“ heißt es. Und jenen, die er nicht liebt? Ebenfalls! Dieser grauhaarige, alte, gebrochene Mann ist Napoleon und er schläft sanft und traumlos wie ein Kind! Und in allen Ecken und Enden der Welt wälzen sich arme, sündige, von Gewissensbissen geplagte Menschenkinder, die, vielleicht von Leidenschaft und Zorn hingerissen, ein Menschenleben vernichtet haben, schlaflos auf ihren Kissen! Napoleon hat brusttief in Blut gewatet und doch schläft er wie ein Kind!

Das Feuer im Kamin ist fast herabgebrannt, die Lampe auf dem Tisch brennt niedrig, dort oben über dem schwarzen Balken schleicht etwas, nun kriecht es vorsichtig die Leiter hinab; der Kaiser stöhnt im Schlaf, die schattenhafte Gestalt kauert sich einen Augenblick am Fuße der Leiter nieder. Nun ist's wieder still und sie schleicht mit nackten Füßen bis dicht an den Schläfer heran, in ihrer Rechten blitzt ein bajonettartiges Messer, wie es die Jäger in den Ardennen tragen. Die Augen blitzen von Mordlust — wehe dem Schläfer! Er tritt ganz dicht zu ihm heran. Der Anblick des Schlafenden scheint seinen leidenschaftlichen geistigen Hunger zu stillen, er neigt sich

immer tiefer zu ihm hinab, schon streift sein Atem die bleichen eingefallenen Wangen. Er richtet das Messer auf das Herz des Schläfers; dieser bewegt sich unruhig, erwacht aber nicht, denn er ist von den Strapazen des Tages zu erschöpft. Wenn er wüßte, wie nahe ihm der Tod ist! Er hat den Gipfel irdischen Ruhmes erklommen, er hat alle Könige der Erde gefesselt an den Füßen seines Thrones und nun soll dies das Ende sein? Von dem Stahl eines Menehelnmörders im Schlafe ins Jenseits befördert zu werden? . . .

Im Vorzimmer rührt es sich, die Wache ruft „Qui vive?“ dann ist's wieder still.

Geist des Lebens, der du in den Lüften schwebst, umhülle die beiden Menschenkinder in dem stillen Gemach mit deinem Atem, denn aus dir sind sie erschaffen und zu dir werden sie zurückkehren! Wer von den beiden ist jetzt kaiserlich? Die Riesengestalt, die mit dem Ausdruck eines Wahnsinnigen das Messer zum Stoße ausholt oder der gebrechliche Kleine, der den Todesstoß empfangen soll? Welches von diesen beiden Menschenkindern, die jetzt dieselbe Luft atmen, ist Abel und welches Kain? Der Blick Kains lagert in dem Antlitz des Aufrechtstehenden, der Blick Kains, als er den Altar umstürzte und sich im Angesicht Gottes anschickte, seinen lammsfrommen Bruder Abel niederzustoßen!

Wie fest der Kaiser schläft! Im fahlen Lampenlicht sieht der Mörder die feinsten Linien dieses scharfgeschnittenen Gesichtes, er studiert sie förmlich. Aber nichts wirklich Majestätisches prägt sich darin aus; müde und abgespannt, wie ein schlafender Bauer, sitzt Napoleon in dem Stuhl, die eine Hand ruht auf der Lehne, sie ist weiß und klein, wie die eines Weibes. Und doch, ist dies nicht die Hand, die Christus und die Heiligen niedergeschmettert und vor dem Schreine Gottes Blut vergossen hat? Ist dies nicht die Hand Kains, der seinen Bruder erschlug?

Stoß zu, Mörder! Die Stunde der Vergeltung hat geschlagen! Du hast ja zu Gott und zu unserer „Lieben Frau

vom Hass" gebetet, daß diese Stunde kommen möge! Gott hat deinen Todfeind und den deines Stammes in deine Hand gegeben, stoß zu, stoß zu! Du zögerst? Denke doch an Jena, Eylau und Moskau; denke an die Beresina mit ihren 40 000 Toten! Denke doch an die Tausende und Tausende, die in dem großen Schnee schlafen! Stoß zu, stoß zu!

Zweifelst du vielleicht, daß er es ist, den du so lange gesucht? Deine Hand zittert, dein Auge blickt unruhig und doch hungert deine Seele! Du kamst hierher, um einen Schatten zu finden, ein Gözenbild wie jene schwarze Statue im Innern der Erde. Aus der Entfernung erschien dir Napoleon ungeheuer, widernatürlich, übermenschlich, eine üble Vorbedeutung mit dem Antlitz eines Teufels! Diesem bist du Tag und Nacht gefolgt, um ihn niederzuringen und nun bist du entwaffnet, denn du hast nur einen elenden, blassen, erschöpften Sterblichen gefunden!

Denk' an all deine Qualen, an die schlaflosen Nächte, die du verbracht, an dein verpfushtes Leben, an deine erstorbene Liebe, an deine unglückliche Mutter! Stoß zu! Er kennt kein Mitleid, kenne auch du keines! Denke daran, daß dieses eine Wesen der ganzen Erde den Frieden raubt. Mit seinem Erwachen erwachen Krieg, Hunger und neues Gemetzel! Stoß zu, stoß zu!

Der Schläfer bewegt sich im Schlafe und lächelt; o dieses Lächeln, es entwaffnet dich vollends! Du bist nicht aus dem Stoffe gebildet, aus dem Meuchelmörder gemacht werden. Obgleich dein Hirn vom Wahnsinn getrübt ist, wohnt in deinem Herzen die Liebe. Du kamst hierher, um zu morden, aber du kannst es nicht, ja, du bringst es nicht einmal über dich, dieses gebrechliche Menschenkind zu hassen. Gott hat es aus demselben Stoff wie dich geschaffen; es ist blutbesleckt, aber es bleibt doch Gottes Kind! Vielleicht, wenn der Kaiser nicht gebetet hätte, ehe er sich zu schlafen anschickte, hättest du's vollbringen können! Aber er hat gebetet und sein Antlitz ist in jenem Augenblick erhaben gewesen. Willst du morden, was

Gott mit seinem Schlaf geheiligt hat? Weil dieses Geschöpf sich gegen die Naturgesetze vergangen hat, willst du dasselbe thun? Nein! Du hast ihn gesehen, du kennst ihn jetzt und das genügt dir — überlasse ihn Gottes Hand . . . Amen! Du kannst das beruhigt thun — heißt es doch: „Die Rache ist mein, ich will vergelten!“ Hinweg, du armes, gehektes Menschenkind! Aber ehe du gehst, blicke noch einmal zurück, der Friede ist aus dem schlafenden Antlitz gewichen, ein inneres Feuer brennt auf den bleichen Wangen. — — — Er, der kein Mitleid für seine Nebenmenschen kannte, wird bald verlassen und vereinsamt sein, er wird all die Seelenqualen durchkosten, die dich der Verzweiflung und dem Wahnsinn zuge trieben haben. Überlasse ihn Gottes Hand und gehe deiner Wege — — —

Das Messer blitzt nicht mehr in seiner Hand, mit nackten Füßen schleicht sich der Mann zum Fenster. Einen Augenblick bleibt er zitternd stehen, wie jemand, den man eben bei den Haaren aus dem Wasser gezogen; dann zieht er rasch den Vorhang zurück, stößt das Fenster auf und verschwindet in der Dunkelheit.

Draußen wird es plötzlich laut, Schritte ertönen, ein Schuß kracht, dann wird es wieder still. Der Mann ist lautlos, wie er gekommen, verschwunden.

Mittlerweile ist der Schläfer erwacht und aufgesprungen. Er blickt zitternd in dem Gemach umher. Zu seinen Füßen blitzt das große Weidmesser, aber er sieht es nicht und ahnt nicht, welcher Gefahr er eben entronnen. Sein besorgtes Gesolge sieht das Fenster offen und begreift nicht, wessen Hand es geöffnet; der Held von hundert Schlachten erbebt, denn er ist abergläubisch und findet für dieses Rätsel keine Erklärung.

Aber nun heißt's die Pferde besteigen. Er hat zu lange geruht, Trommeln und Trompeten erschallen, sein schwerer Reisewagen rollt durch die Dämmerung. Napoleon ist in Gottes Hand! Dicht vor ihm erhebt sich, seinen Glückstern verdunkelnd, der blutrote Schatten — Waterloo!

Epilog.

Ein Jahr ist verstrichen. Der Ginster steht in vollster Blüte, die Seebögel sind aus dem Süden heimgekehrt, goldene Ähren wiegen sich im Zephyr, die Lerche erhebt sich hoch in die Lüfte und läßt ihren schmetternden Gesang ertönen, das Meer ist ruhig, jeder Fels spiegelt sich in seinen Fluten, zahllose Fischerboote gleiten, ihre Netze auswerfend, darüber hin. Es ist der Jahrestag der großen Schlacht, welche das Schicksal Bonapartes entschied.

Auf dem Gipfel jener Klippe, von welcher man die Kathedrale des heiligen Gildas überblicken kann, sitzt ein Pärchen; Möwen flattern über ihren Köpfen und tief unten zu ihren Füßen glitzert das unendliche Meer. Ein wolkenloser Himmel wölbt sich über ihnen.

Die eine Gestalt, hoch und hager, sitzt bewegungslos wie eine Statue und starrt mit schwermütigen großen Augen seewärts; graue Locken umwallen das Löwenhaupt — Angst, Kummer und Sorgen haben mit ehernem Griffel Furchen in das einst so sorglose Antlitz geschrieben. Dicht an ihn geschmiegt, kauert ein schönes junges Weib, die Hand des Mannes in der ihrigen haltend und besorgt zu ihm emporblickend. Das dunkle Gewand und die safransarbige Haube deuten darauf hin, daß sie um einen Toten trauert.

Tagtäglich suchen diese beiden das stille Plätzchen auf und sitzen stundenlang dort, die Ruhe und den Frieden der Natur genießend. Tagtäglich beobachtet das Mädchen ängstlich das langsame Verschwinden der Wolke, welche die Seele ihres Gefährten verdüstert. Er scheint, sie weiß nicht wieso, Trost darin zu finden, Hand in Hand mit ihr hier zu weilen und das Meer zu beobachten. Seine Augen blicken wie geistesabwesend, aber ein seltsames geistiges Licht flackert in ihrer Tiefe.

„Marcelle!“ flüstert er plötzlich.

„Ja, Rohan!“

„Wenn man dort weit hinaussegeln, segeln und segeln könnte, käme man vielleicht bis zu dem Felsen, wo er sitzt. Manchmal sehe ich ihn ganz deutlich, wie er übers Meer starrt. Er ist allein, sein Antlitz ist so bleich, wie damals, als ich es sah, ehe die große Schlacht geschlagen wurde!“

„Lieber, einziger Rohan, von wem sprichst du?“ fragt Marcelle, zärtlich besorgt. Thränen schimmern in ihren traurigen Augen.

Er lächelt still vor sich hin, ohne zu antworten. Seine Worte sind ihr unverständlich. Seit jenem Tage, da er nach monatelanger Abwesenheit als vollständig gebrochener Mensch heimkehrte, spricht er oft ganz merkwürdige Dinge — von wilden Schlachten, dem Kaiser und seltsamen Begegnungen; aber ihr dünken es Bilder seines verwirrten Geistes. Mit zärtlicher Geduld pflegt sie den Unglücklichen, der von Tag zu Tag ruhiger und sanfter wird, bis sie ihn wie ein folgsames Kind leiten kann. Sie hofft, daß sich eines Tages die Wolke, die sein Hirn verlüstert, vollständig klären wird und ihre Hoffnung scheint sich erfüllen zu wollen.

Er schweigt noch immer und blickt sinnend seewärts. Hinter ihm erhebt sich der große Menhir, weiter unten sieht man Kromlaix. Die Sonne beleuchtet das idyllische Bild und küßt den Scheitel des schönen Weibchens, das sich voll Zärtlichkeit an Rohan schmiegt. Noch ist nicht alles verloren; seit seiner Rückkehr ist ihre Liebe wieder gewachsen und sie bleibt ihm treu und ergeben bis in den Tod . . .

Wenn er von jenem spricht, der dort drüben über dem großen Wasser sein Dasein beschließt, tobt er nicht mehr. Weit drüben, unter einem einsamen Palmbaum sitzt eine andere Gestalt, sinnend, wartend, verzweifelnd und seine Blicke sehnsüchtig über das Wasser schweifen lassend, das so tief und traurig ist wie die Gewässer der Ewigkeit, aber auch ebenso unergründlich . . .

Der Deserteur.

Inhalt.

	Seite
1. Im Sonnenschein	3
2. Rohan und Marcelle	8
3. Rohans Kathedrale	17
4. Der Menhir	27
5. Die um ihre Kinder trauernde Rachel	44
6. Die Häuslichkeit des Exkorporals	55
7. Am Brunnen	65
8. Der rote Engel	75
9. „Der Tag der Tage“	79
10. Der König der Konstrübirten	93
11. Der Segen eines guten Menschen	109
12. Sturm	120
13. Marcelles Beichte	126
14. Bei dem Blutpfluß Christi	141
15. Der Traum	153
16. Mikel Grallon	158
17. Korporal Derval reitet sein Stedenpferd	163
18. Das Juntfest	178
19. Mikel Grallon macht eine Entdeckung	185
20. Die Menschenjagd	199
21. Die Belagerung	217
22. Hunger und Kälte	228
23. Sieg!	240
24. Nata Morgana	247
25. Bei Mutter Gwensfern	254
26. Die Kapelle des Hasses	262
27. Gilbas' Heimkehr	268
28. Der Aquädukt	275
29. Allerfeelen!	283
30. Marcelles Rettung	291
31. Schwarze Wolken	302
32. Die weiße Fahne	312
33. Der Held des Tages	320
34. Auferstanden!	331
35. Die letzte Hoffnung	339
36. Der Anfang vom Ende	344
37. Onkel Ewen bekommt den letzten Urlaub	348
38. Bonaparte	353
Epilog	361

Der Verfasser

Inhalt

1	Die Geschichte
2	Die Geschichte
3	Die Geschichte
4	Die Geschichte
5	Die Geschichte
6	Die Geschichte
7	Die Geschichte
8	Die Geschichte
9	Die Geschichte
10	Die Geschichte
11	Die Geschichte
12	Die Geschichte
13	Die Geschichte
14	Die Geschichte
15	Die Geschichte
16	Die Geschichte
17	Die Geschichte
18	Die Geschichte
19	Die Geschichte
20	Die Geschichte
21	Die Geschichte
22	Die Geschichte
23	Die Geschichte
24	Die Geschichte
25	Die Geschichte
26	Die Geschichte
27	Die Geschichte
28	Die Geschichte
29	Die Geschichte
30	Die Geschichte
31	Die Geschichte
32	Die Geschichte
33	Die Geschichte
34	Die Geschichte
35	Die Geschichte
36	Die Geschichte
37	Die Geschichte
38	Die Geschichte
39	Die Geschichte
40	Die Geschichte
41	Die Geschichte
42	Die Geschichte
43	Die Geschichte
44	Die Geschichte
45	Die Geschichte
46	Die Geschichte
47	Die Geschichte
48	Die Geschichte
49	Die Geschichte
50	Die Geschichte
51	Die Geschichte
52	Die Geschichte
53	Die Geschichte
54	Die Geschichte
55	Die Geschichte
56	Die Geschichte
57	Die Geschichte
58	Die Geschichte
59	Die Geschichte
60	Die Geschichte
61	Die Geschichte
62	Die Geschichte
63	Die Geschichte
64	Die Geschichte
65	Die Geschichte
66	Die Geschichte
67	Die Geschichte
68	Die Geschichte
69	Die Geschichte
70	Die Geschichte
71	Die Geschichte
72	Die Geschichte
73	Die Geschichte
74	Die Geschichte
75	Die Geschichte
76	Die Geschichte
77	Die Geschichte
78	Die Geschichte
79	Die Geschichte
80	Die Geschichte
81	Die Geschichte
82	Die Geschichte
83	Die Geschichte
84	Die Geschichte
85	Die Geschichte
86	Die Geschichte
87	Die Geschichte
88	Die Geschichte
89	Die Geschichte
90	Die Geschichte
91	Die Geschichte
92	Die Geschichte
93	Die Geschichte
94	Die Geschichte
95	Die Geschichte
96	Die Geschichte
97	Die Geschichte
98	Die Geschichte
99	Die Geschichte
100	Die Geschichte

Humoristische Werke

aus Ph. Reclams Universal-Bibliothek.

- Anstey, F., Der Mann von Blankley und andere Humoresken. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Francis Maro. 20 Pf.
- Balázs, Alexander, Heitere Lebensbilder. Humoresken. Aus dem Magyarischen von Dr. Adolph Kohut. Preis 20 Pf.
- Sandlow, H., Köster Hemp. Lose Geschichten von en lütten Mann. 20 Pf.
- , Naturdochter Stremel. 'ne Fürsten- un Börgergeschicht ut Pommern. 20 Pf.
- , Stratenfegels. Humoristische Geschichten. 3 Bde. à 20 Pf.
- Beetschen, Alfr., Flegeljahre der Liebe. 20 Pf.
- Berczil, Arpad von, Ehestandsgeschichten und andere Humoresken. Deutsch v. Dr. A. Kohut. 20 Pf.
- Berger, C. L. M., Ehe man Chemann wird und andere Humoresken. 20 Pf.
- Berges, Americana. Humoristische Skizzen aus dem amerikanischen Leben. 5 Bände. à 20 Pf. Zus. in 1 Band geb. 1 M. 50 Pf.
- Blumauer, Alois, Virgils Aeneis. Travestie. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Blüthgen, Victor, Gedankengänge eines Junggesellen. 20 Pf.
- Bögh, Erik, Humoristische Vorlesungen. Aus dem Dänischen von Wilhelm Lange. 2 Bände. à 20 Pf.
- , Der Theaterkobold. Humoreske. 20 Pf.
- Borgfeldt, G., Eine Opernpremiere. — Das verkannte Genie. — In ärztlicher Behandlung. Drei Humoresken. 20 Pf.
- Bornstein, A., Der Theaterarzt und andere Humoresken. 20 Pf.
- Böttcher, Georg, Anfängerien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Alotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Neue Alotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Bunte Reihe. Humoresken. 20 Pf.
- , Schnurrige Kerle und andere Humoresken. Mit drei Illustrationen von Jul. Kleinmichel. 20 Pf.
- , Weiteres Heiteres. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Brentano, Fritz, Heitere Geschichten. 5 Bde. à 20 Pf. — Zus. in einem Band geb. 1 M. 50 Pf.
- Bürger, G. A., Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Crome-Schwiening, C., Allerhand Humoristische Kleinigkeiten. Novelletten und Skizzen. 20 Pf.
- Cronheim, R., Fähnrichsgeschichten. Humoresken. 20 Pf.
- Daudet, Alphonse, Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon. 20 Pf.
- Degen, A. v., In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten. 20 Pf.
- , Aus dem Militärleben. 4 Bde. à 20 Pf.
- Denison, M. A., So'n Mann wie mein Mann. Eine Ehestands-Humoreske. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Deinold, Joh. Herm., Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstnereienschaft. Satiren. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Eckstein, C., Humoresken. 2 Bde. à 20 Pf.
- , Besuch im Carcer. Humoreske. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Fischart, Johann, Die Flohhaß. Humoristisches Gedicht. Erneut und erläutert von Karl Pannier. 20 Pf.

- Fischart, Johann, Das Jesuiterhüttlein. Satirisches Gedicht. Erneut und erläutert v. Karl Pannier. 20 Pf.
- , Das glückhafte Schiff von Zürich, nebst dem Schmachspruch und Rehrab und einigen verwandten Gedichten. Erneut und erläutert v. Karl Pannier. 20 Pf.
- Fließ, Erich, Außer Reich und Glied. Humoresken. 20 Pf.
- Fritz (Singer), Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder. 20 Pf.
- , Thoren und Thörinnen. Kleine Geschichten. 20 Pf.
- Gandy, Franz Frhr., Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Schülerliebe und andere Humoresken. 20 Pf.
- Grosser, Walduin, Ganz zufällig und andere humoristische Novellen. 20 Pf.
- , Aus meinem Briefkasten der Redaktion. Unfreiwillige Humore. Selbst erlebt und selbst erlitten. 20 Pf.
- Habberton, John, Helens Kinderchen. Humoreske. Deutsch von M. Greif. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- , Anderer Leute Kinder oder Bob und Teddi in der Fremde. Deutsch von M. Greif. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- (Beide vorgenannte Werke in einem höchst eleg. Ganzleinenband mit Goldschnitt 2 M.)
- , Frau Marburgs Zwillinge oder Mütterchens Leiden und Freuden. Deutsch v. M. Greif. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Hedenstjerna, A. von, Schwedische Bilder. Erzählungen und Humoresken. Deutsch von Ernst Brausewetter. 20 Pf.
- Jahn, Ernst Reinh., Humoristische Erzählungen. 20 Pf.
- , Die beiden Engländer. Humoreske. 20 Pf.
- Jerrold, Douglas, Frau Kaubels Garbinnenpredigten. Deutsch von Dr. Carl Tornow. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Jungoldsbj, Thomas, Die Jungoldsbj Legenden oder Spaß und Spuk. Übersetzt von Prof. Dr. Immanuel Schmidt. 20 Pf.
- Junggesellenbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Knigge, Adolph Freiherr, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman. 20 Pf.
- Kock, Paul de, Der bucklige Laquinet. Komischer Roman. Deutsch von S. Denhardt. 40 Pf.
- , Herr Krautkopf sucht seine Frau. Roman. 40 Pf.
- Köhler, Br., Dies und Das. Humoresken. 20 Pf.
- Kortum, Dr. Carl Arnold, Die Jobsiade. Ein komisches Helbengedicht in drei Theilen. Mit einer litterarhistorischen Einleitung von F. Schnettler. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- Kradowitzer, Dr., Naturgeschichte des österreichischen Studenten. Gymnasial-Humoresken. 20 Pf.
- Krafnigg, Rudolf, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. Skizzen und Bilder. 20 Pf.
- , Tierleben in der Artillerie-Kaserne. 20 Pf.
- Kraus, Oskar, MEYPIAE. Die Meyeriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben. 20 Pf.
- Kunterbunt. Humor. Mollitia in Vers und Prosa. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

- Lennig, Friedrich, Etwas zum Lachen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Lenz, Philipp, Militärische Humoresken. 5 Bde. à 20 Pf. — Zus. in 1 Band geb. 1 M. 20 Pf.
- Lichtenberg, Georg Christ., Ausgewählte Schriften. Herausgegeben u. mit Anmerkungen von Eugen Reichel (Eugen Leyden). 80 Pf. — Geb. 1 M. 20 Pf.
- Liebesbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Ludwig, Otto, Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Erzählungen. 60 Pf. Geb. 1 M.
- Mark Twain, Ausgewählte Skizzen. 6 Bde. à 20 Pf.
- Märzroth, Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Geschichten. 4 Bde. à 20 Pf.
- Maurik jun., J. van, Ein Journalistenstreich u. andere Humoresken. Aus dem Holländischen übersetzt von E. Otten. 20 Pf.
- Merth, Volksschullehrers Freud und Leid. 20 Pf.
- Meschtscherski, W. P., Einer von unsern Moltes. Skizzen aus dem serbisch-türkischen Krieg. 40 Pf.
- Mikulitsch, B., Minis Babereise. 20 Pf.
- Müller, Joh. Gottw., Siegfried von Lindenberg. 80 Pf.
- Nützel, Louis, Vom Theater. Humoristische Erzählungen. 5 Bde. à 20 Pf.
- Pauli, K., Theater-Humoresken. Mit 5 Illustrationen. 20 Pf.
- , Dreizehn und eine Geschichte. Humoresken. 20 Pf.
- Pohl, Rob., Peypis Soldat u. and. heitere Bilder u. Geschichten. 20 Pf.
- Pöhl, Eduard, Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichts-fällen. 3 Bde. à 20 Pf. — Alle 3 Bde. mit 8 Abbildungen zus. in 1 Bb. gebunden 1 M.
- , Der Herr v. Rigerl u. andere humor. Skizzen. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- , Rund um den Stephansturm. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- , Wien. 1. Bb. Skizzen von E. Pögl. 2. Bb. Alt-Wiener Studien von E. Hoffmann. 3. Bb. Neues humoristisches Skizzenbuch von E. Pögl. 3 Bde. à 20 Pf.
- , Die Leute von Wien. Neue Folge ausgew. Skizzen. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- , Hoch vom Rahlenberg. Heitere und ernste Skizzen aus dem Wiener Leben. 3 Bde. à 20 Pf. — Zus. in 1 Band geb. 1 M.
- Rákosi, B., Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
- Rehert, Emil, Das Leben ohne Schicksal. Humoristische Novellen. 20 Pf.
- Ries, F., Mein erster Freier und andere Humoresken. 20 Pf.
- Ries-Gerolding, L. G., Gelehrter Becher goldnes Alphabet. Feucht-fröhliche Studien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Roe, Edwin P., Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. 20 Pf.
- Roehl, Freilichtbilder. Humoresken. 20 Pf.
- Saphir, Meine Memoiren und anderes. 20 Pf.
- , Humoristische Vorlesungen. 3 Bde. à 20 Pf.
- , Humorist.-satir. Novellen und Bluetten. 40 Pf.
- Schlacht, Frhr. von, Militaria. Heitere Solbatengeschichten. 20 Pf.
- Schnadahüpfen, Tausend. Gesammelt und mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichnis und acht Singweisen herausgegeben von Frig Gundlach. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

- Schönthan, Franz und Paul von, Kleine Humoresken. 4 Bde. à 20 Pf.
 —, Paul von, Kindermund. Gesammelte Aussprüche und Scenen aus dem Kinderleben. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
 —, Der Ruß. Vereintes und Ungereintes über den Ruß. 20 Pf. Geb. 60 Pf.
 Schröder, Willem, De Plattbübsche Sprüchwörber=Schaf, d. i. Dufend plattbübsche Sprüchwörbers van A — Z, Ostfresische, Oldenborgische, Hannoverische, Holsteensche, Mecklenbörgische u. A. En spaßig un lehrriek Boek för kiltje un groote Lübbe. 20 Pf.
 —, Plattbübsche Deeder und Döntjes. 20 Pf.
 —, W. und A., Humoresken. 7 Bde. à 20 Pf.
 Sienkiewicz, S., Die Dritte. Eine heitere Erzählung aus dem Künstler=Leben. 20 Pf.
 Stell, Lustigi Thurgauer G'schichte. Humoresken in Thurgauer Mund=art. 20 Pf.
 —, Studentenrache und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
 Sterne, Laurence, Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Deutsch von Fr. Hörlek. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
 —, Leben und Meinungen des Herrn Trisfram Shandy. Deutsch v. A. Senbert. 1 M. — Geb. 1 M. 50 Pf.
 Tagebuch eines bösen Ruben. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 Tann-Bergler, Ottokar, Alt-Wiener Ränke und Schwänke. Ein Duzend Historietten. 20 Pf.
 Tewfik, Mehemed, Die Schwänke des Kasr-ed-din und Buadem. Dtsch von Dr. E. Müllendorff. 20 Pf.
 Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Social-Roman. Deutsch von S. Denhardt. 40 Pf.
 Vacano, E. M., Humbug. Eine wunderliche Historie. 20 Pf.
 —, Komödianten. Erzählung. 20 Pf.
 Velde, C. F. van der, Das Liebhaber-Theater. Humoreske aus dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. 20 Pf.
 Viola, Max, Die Nadel der Kleopatra u. andere Humoresken. 20 Pf.
 Volger, Eduard, Allerhand Dummheiten. 20 Pf.
 Webers Demokritos. 1. Bb.: Das Lachen. 2. Bb.: Was ist lächerlich? 3. Bb.: Das Weib. 4. Bb.: Der Humor. 5. Bb.: Der Witz. 6. Bb.: Das Temperament. à Bb. 20 Pf.
 Weissflog, Das große Los. In eglichen anmutigen Historien. 20 Pf.
 Weiß, Julian, Von der heiteren Seite. Deutsche Humoresken aus Ungarn. 20 Pf.
 Wolzogen, Alfred Freiherr von, Zwei Humoresken. (Die Unke. — Lori.) 20 Pf.
 Zachariä, J. F. Wilh., Der Renommist. Ein scherzhaftes Heldengebicht. 20 Pf.
 Zischke, Heinrich, Tantchen Rosmarin. — Das blaue Wunder. Zwei Humoresken. 20 Pf.



- Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte. 961-965. — Geb. M. 1.50.
- Bell, Jane Eyre, die Waise von Lowood. 2376-80. — Geb. M. 1.50.
- Bellamy, Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Hrsg. von G. v. Giza. 2661. 2662. — Geb. 80 Pf.
- , Dr. Heidenhoffs Wunderkur. Erzählung. 2757. — Geb. 60 Pf.
- , Miß Lubingtons Schwester. 2807. 2808. — Geb. 80 Pf.
- Black, Eine Prinzessin v. Thule. 2416-20.
- Bret Harte, Californische Erzählungen. 571. 607. 629. 671. 712. 1069. 1127. 1164. 1204. 1230. 10 Hefte. — Zusf. in 2 Bänden. geb. à Bb. M. 1.20.
- Bulwer, E. L., Eugen Aram. Dtsch. v. C. Richard. 1401-5. — Geb. M. 1.50.
- , Nacht und Morgen. Dtsch. v. A. Luhten. 3306-10. — Geb. M. 1.50.
- , Pelham. 1041-45. — Geb. M. 1.50.
- , Die letzten Tage von Pompeji. Dtsch. v. Czarnowski. 741-45. — Geb. M. 1.50.
- , Menzi, der letzte Tribun. Dtsch. v. Czarnowski. 881-885. — Geb. M. 1.50.
- Collins, W., Ohne Namen. Aus d. Engl. von Bucher. 3046-50. — Geb. M. 1.50.
- Cooper, J. F., Der letzte Mohikan. Dtsch. v. D. Randolf. 875-877. — Geb. M. 1.
- , Der Spion. Roman. Dtsch. v. D. Randolf. 1016-18. — Geb. M. 1.
- Defoe, Robinson Crusoe. 2194. 2195.
- Dickens, Charles, Martin Chuzzlewit. 1771-78. — Geb. M. 2.25.
- , David Copperfield. Dtsch. v. J. Wege. 1561-68. — Geb. M. 2.25.
- , Dombey & Sohn. Roman in 2 Teilen. 3476-85. 2. Bde. — Geb. M. 3.
- , Harte Zeiten. 1308-10. — Geb. M. 1.
- , Das Heimchen am Herde. Dtsch. v. B. Lange. 865. — Geb. 60 Pf.
- , Der Kampf des Lebens. Dtsch. v. J. Seybt. 960. — Geb. 60 Pf.
- , Klein Dorrit. Roman in 2 Teilen. 4076-4085. — Geb. M. 2.50.
- , Londoner Skizzen. Dtsch. v. J. Seybt. 1157-60. — Geb. M. 1.20.
- , Oliver Twist. 593-596. Geb. M. 1.20.
- , Die Pickwickier. Dtsch. v. J. Seybt. 2 Bde. 981-986. — Geb. M. 2.
- , Zwei Städte. Dtsch. v. J. Seybt. 891-894. — Geb. M. 1.20.
- , Der Verwünschte. Ein Märchen. 1469. — Geb. 60 Pf.
- Dickens, Nikolaß Nidelby. Deutsch von J. Seybt. 1271-78. — Geb. M. 2.25.
- , Die Schwester-Glocken. Dtsch. von Seybt. 806. — Geb. 60 Pf.
- , Der Weihnachtsabend. Dtsch. v. J. Seybt. 788. — Geb. 60 Pf.
- Eliot, Adam Bede. Dtsch. v. J. Frese. 2431-36. — Geb. M. 1.75.
- , Die Mühle am Fluß. Dtsch. v. J. Frese. 2711-16. — Geb. M. 1.75.
- , Silas Marner. 2215. 2216.
- Fielding, H., Tom Jones. Dtsch. v. D. Randolf. 1191-98. — Geb. M. 2.25.
- Goldsmith, Oliver, Der Landprediger von Wakefield. 286. 287. — Geb. 80 Pf.
- Habberton, J., Frau Warburgs Zwillinge. 2750. — Geb. 60 Pf.
- , Helenes Kinderchen. Humoreske. 1993. 1994. — Geb. 80 Pf.
- , Andrer Leute Kinder. Dtsch. von M. Greif. 2103-5. — Geb. M. 1.
- , Helenes K. u. Andrer Leute Kinder. Zusf. in 1 Band mit Goldschnitt M. 2.
- Kennan, G., Sibirien. 2741. 2742. 2775. 2776. 2883. — Zusf. geb. M. 1.50.
- , Zeltleben in Sibirien. 2795-97. — Geb. M. 1.
- , Russische Gefängnisse. Dtsch. von David Haef. 2924. — Geb. 60 Pf.
- Marryat, Captain, Japhet, der seinen Vater sucht. 1831-34.
- , Die drei Kutter. 848.
- , Peter Simpel. 2501-5. — Geb. M. 1.50.
- Mill, Stuart, Über Freiheit. 3491-92. — Geb. 80 Pf.
- Ouida, Wanda. Roman. 2171-74.
- , Farnmor. Roman. 2857-58.
- , Herzogin v. Lira. Roman. 2458-60.
- , Fürstin Zouroff. Roman. 4309/10.
- Scott, Walter, Ivanhoe. Dtsch. v. Otto Randolf. 831-834. — Geb. M. 1.20.
- , Kenilworth. 921-924. — Geb. M. 1.20.
- , Quentin Durward. Dtsch. v. D. Randolf. 1106-10. — Geb. M. 1.50.
- , Baverley oder Es ist 60 Jahre her. Dtsch. v. Borch. 2081-85. — Geb. M. 1.50.
- Smiles, Samuel, Der Charakter. Dtsch. v. D. Haef. 2992-94. Geb. M. 1.
- , Die Pflicht. 3586-89. — Geb. M. 1.
- , Selbsthilfe. 3267-69. — Geb. M. 1.
- Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens. 2 Bde. 1471-78. — Geb. M. 2.25.
- , Das Enobsbuch. 3547-49. — Geb. M. 1.
- , Die vier George. 2030.

Abonnieren Sie auf

Reclams

Universum

Illustrierte Wochenschrift

Jährlich 52 Hefte

30 Pfennig.

Im Abonnement:

27 Pf.* 0.32 ö.-u. K.-W.* 37 Ctms.



Biblioteka Główna UMK



300000796002

